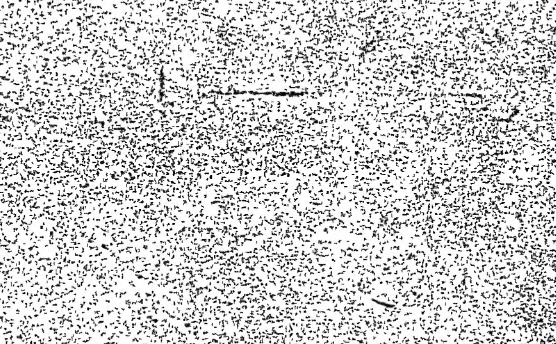
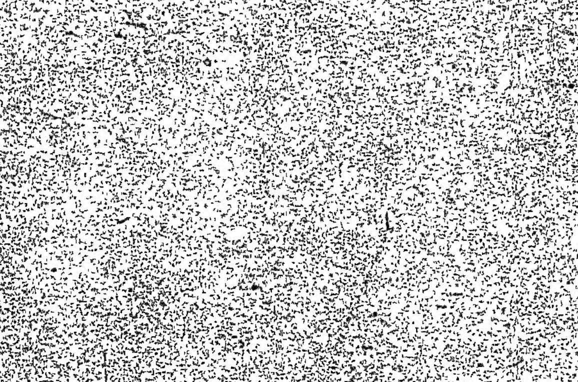
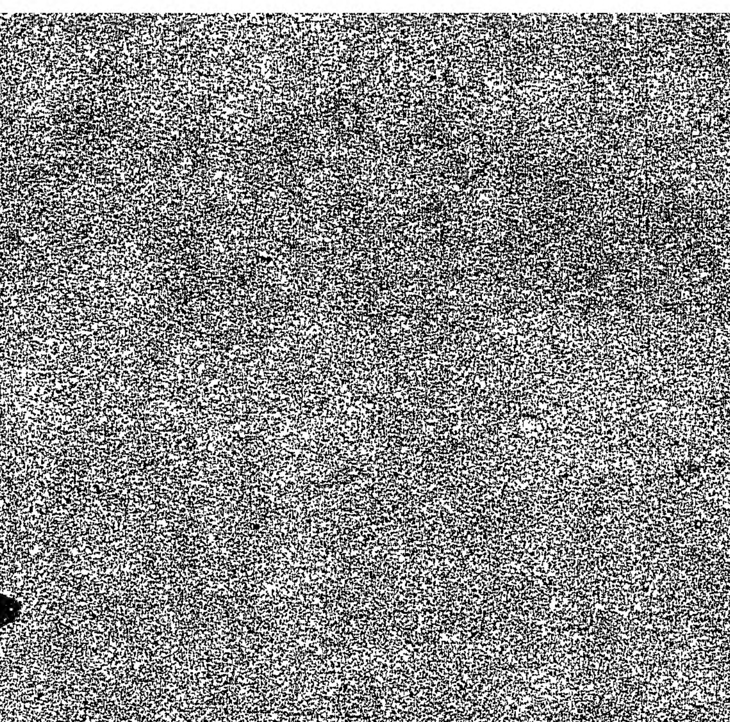

PROVINCIAL LIBRARY
& ARCHIVES
VICTORIA
B.C.
SPLENDOR SINE OCCASU.
Northwest Collection

PARIS







Die jungen Pelzjäger

im

Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie.



Der Fuchs u. der Goldadler

Die jungen Pelzjäger

im

Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie.

Ein Naturgemälde

zu

Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände

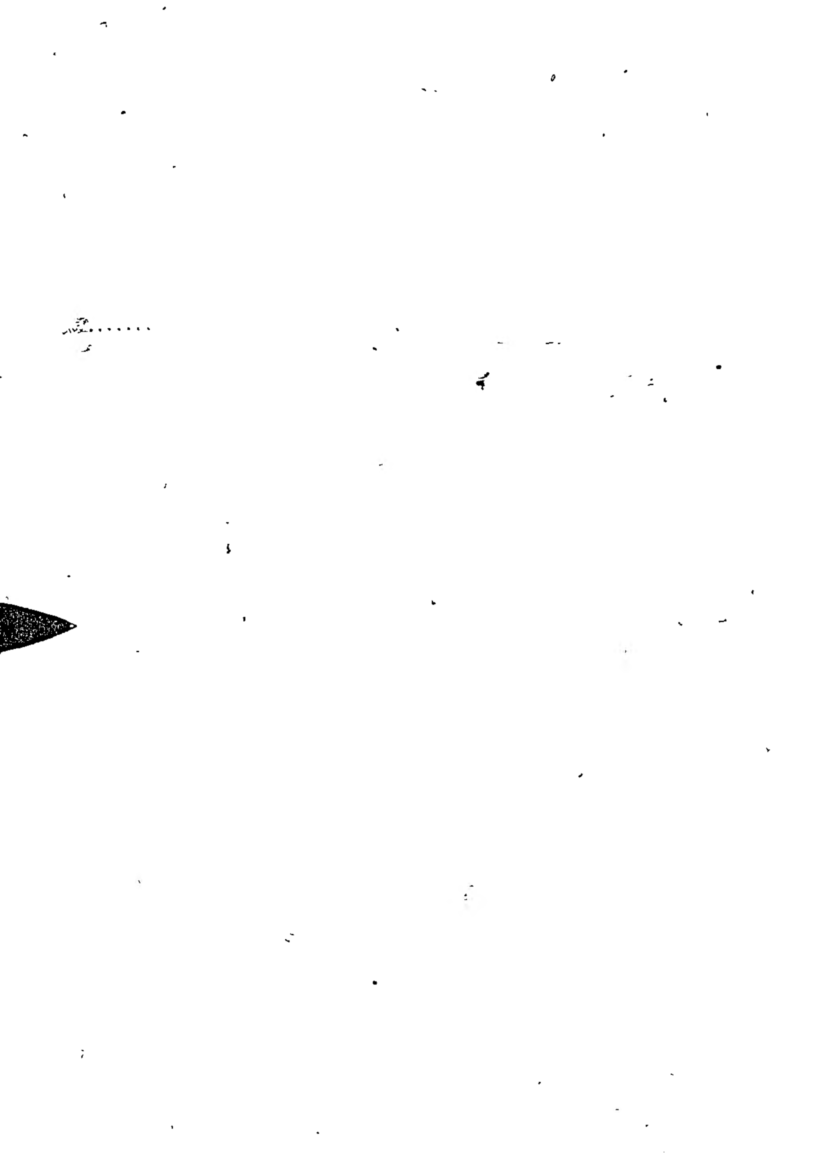
von

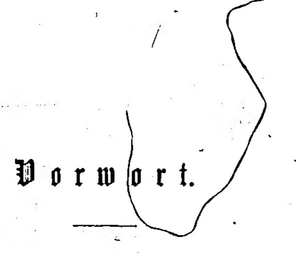
Karl Müller,

Verfasser des „Robinson der Wildniß", der „jungen Büffeljäger", der „jungen Boers" u. s. w.

Mit acht Kupfern in lithographischem Farbendruck.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1858.





Vorwort.

Wenn der Verfasser in einer früheren Jugendschrift: „Die jungen Büffeljäger," die Thier- und Pflanzenwelt und die eigenthümlichen Naturwunder der gemäßigten Zone des nordamerikanischen Festlandes zu schildern versuchte, so führt er seine jungen Leser diesmal höher in den Norden hinauf, in jene große Region am Nordrande des amerikanischen Festlandes und am Saume der Eis- und Schneewelt der Polarzone, welche gemeinhin unter dem Namen der *Pelzregion* bekannt ist. Hier hausen nämlich in wilder Freiheit jene mancherlei pelztragenden Thiere, welche einen eigenen Handelszweig hervorgerufen haben, den sogenannten Pelzhandel, der eine ganz eigenthümliche Einrichtung hat, und dessen Bekanntschaft unsere Leser dabei gelegentlich machen werden. Handel und Wandel haben von jeher am meisten zur Bereicherung unserer Kenntnisse fremder Länder und Völker und zur Erweiterung der Natur- und Erdkunde beigetragen, und diese Wissenschaften verdanken insbesondere dem Wirken der Hudsonsbay-Compagnie und der amerikanischen Gesellschaften für den Pelzhandel außerordentlich Viel. Diese haben nämlich mit ihren Handelsbezügen ein großes Netz über das ungeheuere unwirthliche Gebiet des nördlichsten Theils von Amerika's Festlande ausgespannt und nach allen Richtungen hin Wege geöffnet. Unsere jungen Leser werden in diesem Buche auch jene eigenthümliche kühne und ausdauernde Menschenklasse kennen lernen, welche den Fang und die Jagd der Pelzthiere betreibt und den Transport der Pelzwaaren aus den Einöden des Innern bis an die

schiffbaren Ströme und über diese nach den größeren Niederlagen in Canada oder an den Küsten des Oceans vermittelt, — jene romantische Menschenklasse, welche die Trappers oder Biberfänger (Fallensteller), die eigentlichen Jäger (Hunters der Engländer, Coureurs des bois der Franzosen) und die sogenannten Reisediener (Voyageurs) in sich begreift. Diese kühnen abgehärteten Männer verbringen meistens ihre ganze Lebenszeit in den unwirthlichen unbewohnten Einöden jenes unabsehbaren Landstrichs und gewinnen ihr wildes Leben und gefahrvolles Gewerbe so lieb, daß sie oft die Gelegenheit zur Rückkehr in die gesittete Menschengesellschaft verschmähen und einem behaglicheren Leben im Schooße unsrer Civilisation ihre wilde Freiheit vorziehen.

Dieser Umstand dürfte für die wißbegierige Jugend unsrer gebildeten Stände einen Reiz mehr haben, wenn sie vom behaglichen Zimmer aus diese Männer durch die Steppen und Wildnisse und über die Seeen, Ströme und Sümpfe des Nordens begleiten kann, ohne einen Fuß müde zu machen.

Was die Schilderung der Natur dieser nordischen Zone und des Thier- und Pflanzenlebens in derselben anlangt, so kann der Verfasser nur versichern, daß er sich in dieser Hinsicht keinerlei Freiheiten erlaubt hat, um der Wahrheit und den Gesetzen der Natur Gewalt anzuthun. Jeder Baum, jede Pflanze, jedes Thier ist nur innerhalb des Bereichs seines wirklichen und natürlichen Vorkommens geschildert, und nur zuweilen sind mehrere Thiere am gleichen Orte zusammengestellt worden, um ihre Lebensweise und ihre Eigenthümlichkeiten schärfer und anschaulicher hervorzuheben.

Wenn die „jungen Pelzjäger" nur halb soviel Beifall finden, als „der Robinson der Wildniß" und „die jungen Büffeljäger" desselben Verfassers, so ist dieser hinreichend befriedigt und der dankbaren Theilnahme seiner jugendlichen Leser versichert.

Inhalts-Uebersicht.

I.

Die Pelzregion.

Mein lieber junger Leser, Du hast wohl ohne Zweifel schon von der Pelzregion, von den Ländern der Hudsonsbay-Compagnie und von dem ungeheuren Verkehr gehört, welchen diese Handelsgesellschaft im Norden des amerikanischen Festlandes bewerkstelligt! Ich wette Zehn gegen Eins, Du hast auch schon einmal ein Stück Pelz als Kleidung getragen: einen Kragen oder ein Paar Pelzhandschuhe, oder Deine liebe Schwester hat ein solches in ihrem Boa, ihrem Muff oder in der Verbrämung ihrer Winterkleider! Möchtest Du nun wohl Etwas von den Ländern wissen, aus welchen diese Pelze kommen? Möchtest Du Etwas von den Thieren erfahren, deren Balg diese Pelze geliefert hat? Ich müßte Deine Wißbegier nicht kennen, wenn ich mir meine Frage nicht ohne Bedenken mit Ja beantworten dürfte! — So komm denn und laß uns mit einander jene Pelzländer bereisen, laß sie uns von Süden nach Norden durchmessen!

Es wird allerdings eine weite Reise sein, auf welcher wir Hunderte von Meilen zurücklegen müssen, ohne Eisenbahnen, Dampfboote oder auch nur Postkutschen anzutreffen, mit welchen wir reisen könnten! Nicht einmal eines Pferdes werden wir uns bedienen können; kein Gasthof wird uns seine reiche Küche leihen, nicht einmal ein kleines Wirthshaus an der Straße ein bescheidenes Obdach. Monate lang werden wir unter kein Dach kommen und zum Tische nur einen Felsen, einen Klotz oder den lieben Erdboden haben;

unser Obdach wird ein Zelt, unser Bett die Haut eines wilden Thieres sein. Das sind noch die besten Bequemlichkeiten, die wir auf unserer Reise erwarten dürfen. Ich mache Dich im Voraus damit bekannt, mein junger Freund! Wenn diese Aussichten Dich nicht abschrecken, wenn Du wirklich der wackere muthige Junge bist, für den ich Dich halte, so sollst Du mit mir die Reise antreten, und ich will Dir die wilden Regionen des Nordwestens, die fernen Pelzländer Amerika's zeigen. — Zuvor aber noch ein Wort über das Land selbst, das wir durchreisen werden!

Nimm Deinen Atlas vor, mein junger Freund, und schlage die Karte von Nordamerika auf! Merke Dir zwei große Inseln — eine auf der rechten Seite der Karte: Neufoundland, die andere auf der linken Seite: Vancouvers-Insel. Ziehe zwischen beiden eine Linie, die beinahe das ganze Festland durchschneidet. Nördlich von dieser Linie wirst Du ein Gebiet erblicken, das ungeheuer, unabsehbar ist, ein Gebiet, aus dem Du 25 Mal ganz Deutschland machen könntest, mit Seeen darin, in welchen manches deutsche Königreich vollkommen unterginge oder nur eine kleine Insel bilden würde. Das ganze Gebiet nördlich von jener Linie bildet die Region der sogenannten Pelzländer, von deren gewaltigem Umfang Du Dir nun einen Begriff machen kannst!

Wirst Du mir nun glauben, wenn ich Dir sage, daß diese ganze unabsehbare Strecke Landes eine Wildniß, eine heulende Wildniß ist? Und doch ist es so. Von Nord nach Süden, von einem Ocean zum andern, durch dieses ganze ungeheure Gebiet giebt es weder Stadt noch Dorf — kaum irgend Etwas, das den Namen einer Niederlassung verdienen würde. Als einzige Zeichen der Civilisation findet man nur die Forts oder Handelsposten der Hudsons-Bay-Compagnie, und selbst dieser Zeichen sind nur wenige, und sie liegen Dutzende von Meilen auseinander, weit über die Wildniß zerstreut. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Gebiets besteht zu-

nächst aus etwa 10,000 Weißen, den Beamten jener Handels-Gesellschaft; die eingeborene Bevölkerung bilden Indianer von mancherlei Stämmen, gering an Kopfzahl, die weit von einander entfernt leben, ihren Hauptunterhalt in der Jagd suchen und mindestens den dritten Theil des Jahres hindurch halb Hungers sterben müssen. Man kann in der That dies Gebiet kaum ein bewohntes nennen, denn es kommt dort kaum ein Mensch auf zwei Quadrat-Meilen, und in vielen Gegenden kann der Reisende 3—4 Tagereisen machen, ohne daß ihm ein menschliches Antlitz von irgend welcher Farbe begegnet.

Der natürliche Anblick dieser Region ist daher ganz wild, aber an verschiedenen Theilen des Gebiets auch wiederum verschieden. Sie zerfällt zuerst in die Bezirke der öden Gründe, der Wälder und der Prairieen, die wir einzeln schildern wollen. Eine weite Landstrecke, die man gewöhnlich mit dem Namen der unfruchtbaren Gründe (Barren Grounds) bezeichnet, ist besonders eigenthümlich; es ist eine Art ungeheurer Wüste, liegt nordwestlich von den Küsten der Hudsons-Bay und erstreckt sich beinahe bis an den Mackenzie-Fluß. Sie besteht aus Urgestein und bildet eine lange Reihenfolge von Hügeln und Thälern, mit vielen dunklen Seeen und rasch strömenden Flüssen dazwischen. Die ganze Wüste ist waldlos und hat keinen einzigen eigentlichen Baum aufzuweisen, denn die Stelle der Bäume vertreten hier drüsige Zwergbirken (Betula glandulosa), verkrüppelte Weiden und kleine schwarze Sprossenfichten; — selbst diese wachsen nur in einzelnen einsamen Thälern. Fast durchgehends ist der Boden mit grobem Steingerölle bedeckt, den Trümmern des Granits oder quarzhaltigen Gesteins, auf dem keine andere Spur von Pflanzenleben als Flechten und Moose sich findet, denn andere Pflanzen finden hier keine Nahrung und kein Mittel zum Fortkommen. Die Barren Grounds unterscheiden sich nur dadurch von den afrikanischen Wüsten, daß sie wohl bewässert sind,

denn fast in jedem Theile findet sich ein See, und obschon manche dieser Seeen ganz vom Lande umschlossen sind, so enthalten sie doch Fische von mehreren Arten. Zuweilen stehen diese Seeen mit einander in Verbindung durch rasche reißende Ströme, die ihr Bett durch enge Schluchten suchen, und Reihen von so verbundenen Seeen bilden dann die großen Seeen dieses Bezirks.

Dies ist ungefähr die physische Beschaffenheit des größten Theils des Gebiets der Hudsons=Bay=Compagnie. Die große Halb=Insel Labrador hat etwa denselben Charakter, und noch andere Strek=ken westlich vom Felsen=Gebirge, die zu den russischen Besitzungen in Nordamerika gehören, haben dieselbe Oede und Unfruchtbarkeit, dieselbe Vertheilung von Land und Wasser mit den Barren Grounds gemein. Nur an den Ufern der Flüsse zeigt sich Pflan=zenwuchs von höheren Gewächsen; überall sonst sind die Felsen nur theilweise mit Flechten bedeckt, die zwar eßbar, aber weder wohl=schmeckend noch nahrhaft sind. Trotzdem haben aber doch diese Barren Grounds ihre Bewohner; die Natur hat auch Thiere ge=schaffen, die in solchen Oertlichkeiten gern wohnen und in fruchtba=reren Regionen nirgends vorkommen. Von den Flechten und Moo=sen, welche hier den kalten Boden bedecken, nähren sich zwei Wie=derkäuer, namentlich das Caribou oder Rennthier und der Bisam=Ochse (Moschus=Ochse, Ovibos moschatus), welche beide wiederum zum Unterhalte verschiedener Raubthiere dienen. Der Wolf in sei=nen verschiedenen Spiel=Arten in Farbe und Größe folgt der Fährte jener beiden Wiederkäuer. Der braune Bär, eine große Art, die beinahe dem grimmigen Bären gleichkommt, wird nur in den Bar=ren Grounds gefunden; der große Eisbär oder Polar=Bär betritt ihren Rand, kommt aber nur an der Küste vor, wo er seine Nah=rung vorzugsweise nur unter Seehunden und anderen Meeresbe=wohnern findet. In sumpfigen Niederungen, wie sie hier und da vorkommen, baut sich die Bisam=Ratte (Fiber zibethicus) ihr

Haus, das einige Aehnlichkeit mit dem ihres größern Bewohners, des Bibers hat; sie nährt sich vorzugsweise von der Wasserbinse. Ihr natürlicher Feind, der Wolverene oder Fjällfras (Gulo luscus) streift in dieser Gegend umher und stellt ihr nach. Der Polar-Haase (Lepus glacialis) nährt sich von den Blättern und Zweigen der Zwergbirke, und diese, in das weiße Fleisch des Haasen verwandelt, bilden die Nahrung des Polar-Fuchses (Vulpes lagopus). Die blühenden Gewächse und die saamentragenden sind zwar in dieser Region sehr selten, aber sie wachsen nicht umsonst; ihre Saamen fallen zur Erde, dürfen aber hier nicht verderben, denn sie liefern einen Theil der Nahrung für die kleinen Lemminge und Wiesen-Mäuse (Arvicolae), die ihrerseits wieder die Beute von zweierlei Arten von Mardern werden, nämlich vom Hermelin und Wiesel-Iltis (Mustela vison). Die zahlreichen Fische der Seeen haben ebenfalls mehrere gefährliche Feinde, zunächst den canadischen Otter (Lutra canadensis), dann das Mink-Wiesel oder den Pokan (Mustela canadensis), welches bei den Jägern zuweilen auch Fischer-Wiesel heißt. Im Sommer sind namentlich der Fischadler, der große Pelikan, der Seerabe oder Kormoran und der weißköpfige Adler die gefährlichsten Feinde der Fische.

Diese Geschöpfe bilden die Thierwelt der Barren Grounds; der Mensch wagt sich nur selten in jenes Gebiet. Nur an den Küsten finden die Eskimos ihr armseliges Auskommen, und gelegentlich ziehen einige Chippeway-Indianer in das Innere jener Region, um dort das Rennthier zu jagen, weshalb man sie spottweise die Rennthier-Esser nennt. Andere Indianer betreten das Gebiet der Barren Grounds nur im Sommer auf kurzen Jagd-Zügen, oder auf der Reise von einem Punkt zum andern; und derartige Reisen sind so gefährlich, daß zuweilen ganze Züge von ihnen umkommen. Der weiße Mann findet sich nicht auf den Barren Grounds, denn die Hudsons-Bay-Compagnie hat dort keinen

Handels-Verkehr, kein Fort; die Pelzthiere sind in jenem Bezirke so selten, daß die Ausbeute an Bälgen die Kosten der Unterhaltung eines Handels-Postens nicht ertragen würde.

Von diesen Einöden ganz verschieden sind die sogenannten Waldstriche der Pelzländer, die meistens in den südlichen und Binnen-Theilen des Gebiets der Hudsons-Bay-Compagnie liegen. — Hier findet sich der werthvolle Biber (Castor americanus), sowie der Wolverene, der ihm nachstellt. Hier haust ferner der amerikanische Haase (Lepus americanus) sammt seinem Erbfeinde, dem canadischen Luchs. Hier kommen in Menge die Eichhörnchen in ihren verschiedenfarbigen Pelzen und die schönen Zobel oder Baum-Marder (Mustela martes) vor, welche jene von einem Baume zum andern jagen. Hier findet man die verschiedensten Spielarten des Fuchses, von dem gewöhnlichen rothen bis zu dem seltenen und hoch geschätzten Silberfuchs (Vulpes argentatus), dessen prachtvoller Balg beinahe mit Gold aufgewogen wird! Hier haust der schwarze Bär (Ursus americanus), dessen schönes Fell die Schlittendecke für den Winter, die Schabrake des Dragoners und Bären-Mütze des Grenadiers liefert. Hier kommen überhaupt eine Menge der verschiedensten Pelzthiere und noch viele andere Vierfüßler vor, deren Felle im Handel sehr gesucht sind, wie z. B. das Musethier (Cervus alces), der Wapiti oder Elchhirsch und der Waldochse.

Auch ein Prairie-Bezirk reicht in die Pelz-Region hinein, denn die großen Hochebenen Nordamerikas, welche sich ostwärts von den Felsen-Gebirgen herniedersenken, erstrecken sich noch bis nach Norden in das Gebiet der Hudsons-Bay-Compagnie. Je weiter sie übrigens nach Norden reichen, desto schmäler werden sie, bis sie unter der Breite des Sclavensees gänzlich aufhören. Ihr nördlicher Rand wird bezeichnet durch das linke Ufer des Friedensflusses. Diese Prairieen des Nordens zeichnen sich besonders aus durch das reichliche Vorkommen von Salzlagern und vielen kleinen Seeen

mit salzigem Wasser, die oft in unmittelbarer Nähe von süßwasserhaltigen Seeen liegen. Selbst der große Winipegsee wird zur Sommerszeit brackisch, und sein Wasser für Menschen beinahe ungenießbar. Das Kochsalz der Prairieen ist jedoch stark mit Bitter-Erde vermischt und eignet sich deshalb nicht zum Einsalzen von Fleisch. Die Prairieen des Nordens sind ebenfalls wasserreich und werden von Flüssen durchströmt, die im Frühjahr zur Zeit des Schneeschmelzens und des Eisganges oft austreten und das Land weithin unter Wasser setzen; wenn diese Wasser ablaufen, lassen sie einen befruchtenden Schlamm zurück, der einen üppigen Pflanzenwuchs weckt. Die Prairieen des Nordens sind größtentheils baumlos, jedoch meist mit dichtem Grase bedeckt. Sie sind daher der Lieblingsaufenthalt des Büffels (Bison americanus), der Gabelhorn-Antilope (Antilope furcifera) und jener eigenthümlichen Hirschart, welche bei den Jägern Maulthier-Hirsch heißt. Die Prairie-Wölfe (Canis latrans) und flinken Füchse fehlen nicht. Vorzugsweise aber hausen in diesen Prairieen die verschiedenen Arten des amerikanischen Murmelthiers (Arctomys) und die Sand-Ratten oder Gauveres (Diplostoma); vor Allem aber haust dort das edelste der Thiere, das Pferd, noch im wilden Zustande.

Westlich von diesem Landstriche der Prairieen erhebt sich ein Landstrich von ganz verschiedener Art, nämlich die Region der Felsen-Gebirge. Diese gewaltige Bergkette, die man zuweilen die Andes von Nordamerika nennt, erstreckt sich durch die ganzen Pelzländer von ihrem südlichsten Rande bis an die Küsten des Polar-Meeres, wo sie in dem Chippeway-Gebirge endet. Ganz in der Nähe dieser Küste erheben sich noch einige ihrer Gipfel zu bedeutender Höhe, und schauen hinaus auf das eisige Meer. Sehr viele Bergspitzen dieses Gebirgszuges sind selbst in südlichen Breiten mit ewigem Schnee bedeckt. Der Gebirgsstock der Felsen-Gebirge hat an vielen Stellen eine sehr beträchtliche Breite und umfaßt tief eingeschnittene

Thäler, von welchen manche wohl noch niemals von einem menschlichen Fuße betreten wurden. Manche dieser Thäler sind düster, öde und unfruchtbar, andere dagegen sind wahre Oasen in der Wüste, überraschen durch ihren üppigen und reichen Pflanzenwuchs und die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Arten ihrer Gewächse das Auge des Reisenden, welcher sie nach langer Wanderung über die nackten unwirthlichen Felsenhöhen auffindet. Derartige Wildnisse von Urwaldcharakter sind der Lieblingsaufenthalt vieler seltsamen Thiere. Hier findet sich das Bergschaf oder Argali, der Cimmaron der Spanier oder Dickhorn der Jäger (Ovis montana), mit seinen gewaltigen gekrümmten Hörnern, und die struppige wilde Ziege, welche die steilsten Felsen erklettert. Der schwarze Bär wandert hier durch die waldigen Schluchten, und sein noch wilderer Verwandter, der graue oder grimmige Bär (Ursus ferox), das gefürchtetste von allen amerikanischen Thieren, schleppt seinen großen ungestalten Körper über die Felsenjoche. Noch am östlichen Fuße der Felsen-Gebirge, zwischen diesen und der Region der Prairieen, zieht sich ein schmaler, wellenförmiger Landstrich hin, in welchem schön bewaldete Hügel mit Thälern abwechseln, deren breite Entfaltung den letzteren zuweilen noch den Charakter der Prairie leiht und sie zu den Lieblings-Weidegründen der Büffel macht.

Jenseits der Felsen-Gebirge und an deren westlichem Fuße dehnen sich die Pelzländer noch bis zur Küste des stillen Oceans aus. Auch hier begegnen dem Auge des Wanderers wieder unfruchtbare Ebenen ohne Bäume und Wasser; rasche Ströme, die durch tief eingeschnittene, von Felsen umstarrte Betten dahin brausen, und überhaupt ein Gelände, das noch gebirgiger und rauher ist als dasjenige, welches ostwärts von dem großen Hochgebirge liegt. Allein je näher man dem stillen Ocean kommt, desto wärmer wird die Atmosphäre, und an manchen Stellen ist der Boden weithin durch herrliche Hochwälder bedeckt, die die höchsten Bäume zeigen. Die



Die Bootreise auf dem Red River

Urwälder beherbergen die reichsten Pelzthiere, und des wärmeren Klimas wegen vor Allem jene größeren Katzenarten mit langen Schwänzen, deren Verbreitungs-Bezirk sich hier weiter nach Norden erstreckt als auf der Ostseite des nordamerikanischen Festlandes. Noch so hoch in dem Norden bis in die Urwälder des Oregon-Gebiets erscheinen diese Katzen-Arten in Gestalt des Cuguars (Felis concolor) und der Unze (Felis onza).

Wir wollen jedoch vorerst nicht die Felsen-Gebirge überschreiten, sondern unsere Reise nur auf das Gebiet ostwärts von dieser großen Bergkette beschränken. Sie wird sich von den Grenzen der Civilisation bis an die Grenzen des Polar-Meeres ausdehnen und eine lange und gefährliche Wanderung werden, auf der aber meine jungen Leser eine Menge des Interessantesten und Merkwürdigsten kennen lernen werden, was die Naturgeschichte nur aufzuweisen hat.

Aber nun keine Zeit mehr mit Plaudern verloren, mein wackerer junger Leser! Wir wollen aufbrechen. Hurrah, wohlauf nach Norden!

II.

Die jungen Voyageurs.

Auf den lehmigen Fluthen des Red-River, d. h. des rothen Flusses des Nordens, der sich in den großen Winipegsee ergießt, treibt ein kleiner Kahn; er ist noch in der Nähe der Quelle des Stroms, fährt aber zu Thal. Der Kahn ist ein leichtes schwaches Fahrzeug von Birken-Rinde und enthält nur vier Personen, lauter junge Leute, — der älteste ist offenbar nicht über neunzehn, der jüngste ungefähr fünfzehn Jahre alt.

Der Aelteste ist beinahe ausgewachsen, wenn auch sein Körper und seine Glieder noch nicht zur ganzen Reife des Mannesalters gediehen sind. Seine dunkle Gesichtsfarbe ist beinahe olivbraun,

sein Haar pechschwarz, straff und lang wie das eines Indianers. Seine Augen sind groß und glänzend, und seine Züge scharf markirt; sein Gesicht drückt Muth aus, und um seinen Mund und seine Wangen lagert sich ein Zug von Festigkeit und Entschlossenheit, den sein Charakter nicht Lügen straft, denn er besitzt diese Eigenschaften in hohem Grade. Sein Wesen ist ungewöhnlich ernst für einen so jungen Mann, und doch ist dies nicht die Folge einer mürrischen Gemüths-Art, sondern das Ergebniß einer frühen Selbstbeherrschung, die sich auf Bescheidenheit, richtiges Urtheil und viele Erfahrung stützt. Aus seinem Auge blitzen Scharfblick und rasche Urtheilskraft; aber über sein ganzes Wesen ist eine gewisse Kaltblütigkeit und Zuversicht gelagert, welche genugsam ausspricht, daß dieser junge Mann schon manche Gefahren bestanden hat und sich auch vor künftigen nicht fürchtet. Die ganze Erscheinung dieses Jünglings hat etwas gemein mit der der Biber-Jäger oder Fallen-Steller, Trappers, des fernen Westens, — jener kühnen Männer, welche umgeben von Gefahren aller Art in den wilden Regionen jener großen Prairieen leben. Ihre einsame Lebensweise bewirkt diesen Ausdruck, denn sie verbringen oft viele Monate, ohne ein menschliches Antlitz zu Gesicht zu bekommen oder einen Gefährten zu treffen, mit dem sie ihre Gedanken austauschen könnten; sie leben nur allein mit der Natur, umgeben von deren majestätischen Formen und gewöhnen sich dadurch an nachdrückliche Schweigsamkeit. Dies war in der That auch der Fall mit dem jungen Manne, den wir so eben beschrieben haben. Er hatte viel gejagt, obwohl nicht als Jäger von Profession, denn die Jagd war ihm nur Zeitvertreib gewesen, aber er war dadurch in manche gefährliche Lage und mit der Natur in ihren wildesten Einöden in Berührung gekommen. So jung er auch noch war, so hätte er schon die großen Prairieen und die pfadlosen Urwälder des Westens bereist, hatte den Bären und den Büffel, den Luchs und den Cuguar erlegt. Diese Erlebnisse

hatten tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht und seinem Gesicht jenen Stempel von Ernst und männlicher Festigkeit aufgedrückt.

Der zweite Jüngling, den wir nun beschreiben wollen, ist eine ganz andere Erscheinung. Er ist nichts weniger als stämmig und stark, sondern im Gegentheil zart und fein gebaut, aber vom schönsten Ebenmaße. Ein feines, seidenweiches blondes Haar wallt ihm von Stirn und Schläfen bis in den Nacken hinab, und seine Gesichtsfarbe ist so frisch und rosig, wie die eines nordischen Mädchens. Seine Hand führt das Schaufelruder sicher und kräftig, obwohl er sich an Körperkraft nicht mit dem dunkeln Jüngling messen kann. Auf seinen offenen Zügen liegt Freimuth und Mittheilsamkeit; seine Stirne verkündet Geist und ungewöhnliche Bildung, und über seiner ganzen Miene liegt jener eigenthümliche sinnige Ausdruck, der auf anhaltende Studien deutet; und in der That ist dieser Jüngling auch schon ein Gelehrter von ungewöhnlichem Wissen und Bildung, denn trotz seiner 17 Jahre ist er mit der Naturkunde schon vertrauter, als mancher Professor einer deutschen Universität. Sein Wissen ist nicht die bloße Gelehrsamkeit des Gedächtnisses, sondern hat eine praktische Richtung und ist aus unmittelbarer Anschauung und Beobachtung der Natur geschöpft.

Der Dritte und Jüngste der Reise-Gesellschaft, wenn wir sie so nehmen, wie sie vom Stern nach dem Bug des Kahns hin sitzen, unterscheidet sich in vielen Stücken von den beiden erstbeschriebenen; er zeigt weder den Ernst des Ersten, noch die hohe Verständigkeit und geistige Größe des Anderen. Auf seinem frischen, runden, vollen Gesicht liegt ein heiterer, beinahe muthwilliger Ausdruck, sein Auge wandert so rasch und unbefangen umher, und Nichts entgeht seinem Blick. Seine Lippen sind beinahe nie in Ruhe, denn er plaudert und lacht fast unaufhörlich. Keck sitzt ihm die Mütze über den braunen Locken schief über einem Ohr, und die gesunde Röthe seiner Wangen, die Regelmäßigkeit seiner Züge leihen seinem Ange-

sicht den Ausdruck seltener jugendlicher Schönheit. Sein lustiges Wesen und der heitere Blick seiner braunen Augen verkünden, daß er sich den Kopf noch nicht viel mit Büchern zerbrochen hat. Auch ist er noch kein großer Jäger und will auch nicht dafür gelten; er ist überhaupt noch nichts Besonderes, sondern eine jener leichtfertigen flüchtigen Naturen, die, weil sie die Welt nehmen wie sie ist, jeder Sache die heiterste Seite abgewinnen und gar nicht darauf erpicht sind, in irgend einem Stücke etwas Außerordentliches zu leisten.

Diese drei Jünglinge waren beinahe ganz gleich gekleidet. Der älteste trug so ziemlich die Tracht der Hinterwäldler-Jäger, nämlich ein kurzes Jagdhemd, Beinkleid und Mokassinen von feingegerbter Hirschhaut, welche sämmtlich mit den gefärbten Kielen des Stachelschweins hübsch gestickt und besetzt waren; der Kragen des Jagdhemdes, dessen unterer Rand, die Säume des Beinkleides und der Mokassinen waren geschmackvoll ausgefranzt. Seine Kopfbedeckung war eine Pelzmütze von Waschbärenfell, von welcher der Schwanz des Thieres mit seinen dunkeln Querstreifen wie Federbüsche über den Rücken herabhing. Ueber die Schultern trug er zwei breite Leder-Riemen, die sich auf seiner Brust kreuzten. An dem einen dieser Riemen hing eine lederne Kugel-Tasche, überzogen mit einer Art Pelz aus der Kopfhaut der Wald-Ente (Anas sponsa), welche in den schönsten Farben von grün und violett spielt. Der andere Riemen trug ein großes halbmondförmiges Pulverhorn, aus dem Gehörn eines Büffelstiers, in welches verschiedene Zeichnungen und Zierrathen eingegraben waren. An beiden Riemen waren mit geflochtenen Lederschnüren mehrere kleinere Geräthe befestigt, z. B. ein Kugelzieher, ein Wischer und ein großer Feuerstahl. Um die Hüfte trug der Jüngling einen dritten breiteren Gürtel von starkem Alligator-Leder, an welchem ein großes Bowie-Messer in einer silberbeschlagenen Scheide auf der rechten und ein Pistolenhalfter auf der linken Seite herunter hingen, in welch letzterem eine

Sattel-Pistole mit gezogenem Lauf steckte. Diese und eine lange Büchse, die quer über seinem Schooße lag, bildete seinen Aufzug und seine Bewaffnung.

Die Tracht des zweiten Jünglings war der eben geschilderten ziemlich ähnlich, seine Ausrüstung jedoch bei weitem nicht so kriegerisch. Er trug zwar auch Pulverhorn und Kugeltasche, aber statt der Pistole und des Messers eine Art Ranzen, dessen verschiedene Taschen und Behälter nur Muscheln und Handstücke von Gestein und seltene Pflanzen enthielten, welche er den Tag über aufgelesen, und die er dann Abends beim Wachtfeuer näher untersuchte und studirte. Statt der Waschbären-Mütze trug er einen weißen Filzhut mit breiter Krämpe, statt der hirschledernen Hosen und Mokassinen aber Beinkleider von dickem blauem Baumwollenzeug und Schnürstiefeln von gegerbtem Leder.

Der jüngste von den Dreien war beinahe ganz so ausgerüstet, wie der erstere, nur trug er als Kopfbedeckung eine halb militärische Mütze von blauem Tuch. Alle Drei trugen Hemden von farbigem Cattun, die zweckmäßigsten für eine Reise in diesen unbewohnten Gegenden, wo die Seife selten und eine Wäscherin um keinen Preis zu haben ist.

Obschon einander ziemlich unähnlich, waren diese drei Jünglinge doch Brüder — Söhne eines ehemaligen französischen Offiziers im Heere des ersten Napoleon, des Obersten Landi. Dieser, ein Corsikaner von Geburt, hatte sich nach dem Sturze seines Kaisers und nach dessen Abführung auf die Insel St. Helena in die neue Welt begeben und am Mississippi in der Nähe von Pointe Coupée angesiedelt. Viele meiner jungen Leser, denen mein Buch „die jungen Büffeljäger" schon in die Hände gefallen ist, kennen bereits die drei Jünglinge aus meiner Schilderung des Jagdausfluges in die Prairieen des fernen Westens, welche diese drei Brüder zwei Jahre früher mit einander unternommen. Sie hießen Basil,

Lucian und Franz Landi, und mancher von meinen Lesern wird sich freuen, die Bekanntschaft mit diesen drei wackeren Jungen hier wieder erneuern zu können.

Aber wohin gehen sie nun? Denn wir treffen sie mehr als 200 deutsche Meilen von ihrer Heimath. Der Red-River, auf welchem sie nun im leichten Kahne schwimmen, ist nicht jener Strom, dessen dunkelrothe Fluthen durch die Sümpfe des Südens sich hinwälzen, in denen der Süßwasserhai und der Alligator hausen! Es ist ein Strom von ganz anderem, aber nicht minder großartigem Charakter. An den Ufern des rothen Flusses des Südens reift die Reispflanze, wallt das Zuckerrohr mit seinen goldenen Quasten, wuchert das riesige Schilfrohr (Arundo gigantea), gedeihen die Fächerpalme (Chamaerops) und die breitblätterige Magnolia mit ihren großen schneeweißen Blüthen; — dort hat die ganze Natur einen südlichen Anstrich, denn eine fast tropische Hitze herrscht den größten Theil des Jahres hindurch.

Am rothen Flusse des Nordens ist dies Alles ganz anders, gleichsam umgekehrt. Freilich gewinnt man an seinen Ufern ebenfalls Zucker, aber nicht mehr von einem Rohr, sondern von einem stattlichen Baume, dem großen Zuckerahorn (Acer saccharinum). Auch Reis giebt es, ganze ausgedehnte Felder davon, an seinen sumpfigen Ufern; aber ist es nicht die perlgleiche Körnerfrucht des Südens, sondern der wilde Reis, der „Wasserhafer" (Zizania aquatica), die Nahrung von Millionen Vögeln und ebenfalls von Tausenden menschlicher Wesen. Hier oben im Norden scheint nämlich drei Viertheile des Jahres hindurch die Sonne nur ganz schwach und trägt die ganze Natur einen winterlichen Anstrich. Monate lang sind die kalten Gewässer in eisige Fesseln geschlagen, ist die Erde mit dichtem Schnee bedeckt, aus welchem nur die zapfentragenden Nadelholzbäume emporragen: die Föhren, die Pechtannen (Abies nigra und alba), die Cedern (Juniperus virginiana), die Sprossenfichte (Pinus Abies),

die Weymouthskiefer (Pinus Strobus), die Cypresse der Canadier (Pinus Banksiana) u. a. m. Wie unähnlich sind sich also die Länder, welche von diesen beiden Strömen bewässert werden, dem rothen Flusse des Südens und seinem Namensbruder im Norden!

Wohin gehen aber unsere jungen Jäger im Boot von Birken-Rinde? Der Fluß, auf welchem sie reisen, verläuft ja gerade nordwärts in den großen Winipeg-See, sie treiben mit seiner Strömung und vermehren also stündlich die Entfernung, welche sie von ihrer Heimath trennt. Wohin gehen sie? Diese Frage erfüllt uns mit wehmüthigen Gedanken, namentlich diejenigen von uns, welche die drei Brüder schon bei ihrem früheren Ausflug nach den Prairieen begleiteten. Ihr Vater war gestorben, der wackere Naturforscher, der brave Oberst, welcher ihnen eine so ausgezeichnete und praktische Erziehung gegeben hatte. Das verzehrende gelbe Fieber hatte ihn dahingerafft und seinen treuen Pfleger Hugot, der ihm von seinem Regimente aus in die neue Welt gefolgt war. Beinahe seit Jahresfrist waren Basil, Lucian und Franz verwaist und standen allein in der Welt. Der einzige Verwandte, den sie hatten, und mit dem ihr Vater im Briefwechsel gestanden, war ein Oheim, ein Schotte von Geburt, der in früher Jugend einmal nach Korsika gekommen war und die Schwester des Obersten geheirathet hatte. Dieser war später nach Canada ausgewandert, hatte Dienste unter der Pelz-Compagnie genommen und sich nach und nach bis zum Aufseher und Factor eines der Handelsforts der Hudsonsbay-Compagnie emporgeschwungen, das beinahe am fernsten Ende ihres Gebiets in der Nähe der Küsten des Polar-Meeres lag. Hier verbrachte derselbe nun den Abend eines höchst ereignißreichen und abenteuerlichen Lebens. Zu ihm reisten unsere jungen Jäger jetzt in ihrem Canoe von Birkenrinde. Der schottische Oheim, der sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, hatte sie alsbald nach dem Tode ihres Vaters eingeladen, zu ihm zu kommen. Er hatte von ihrem Ausflug nach

den Prairieen gehört, und dieses Unternehmen, das so günstig für den Muth und die Besonnenheit der drei Brüder sprach, erfüllte ihn mit großer Bewunderung für seine jungen Verwandten und gab ihm den Wunsch ein, sie um sich zu haben. Als ihr Vormund hätte er ihnen dies befehlen können, allein es bedurfte bei den jungen Jägern nicht erst einer solchen Weisung, die Einladung selbst hatte zu viel Verlockendes für sie. Sie hatten die mächtigen Urwälder am Mississippi durchwandert und die sommerlichen Prairieen des Südens durchschweift; diese großen Züge der Natur auf der Erdoberfläche waren ihnen vertraut und boten ihnen nichts Neues mehr. Die unabsehbare Region des Nordens dagegen mit ihren glänzenden Seeen und krystallenen Strömen, mit den schneebedeckten Hügeln und übereisten Flüssen, die ganze nördliche Welt mit ihren düsteren Natur-Erscheinungen und sonstigen Schauern, mit ihren gewaltigen Säugethieren, dem Muse-Thier und Bisam-Ochsen, dem Wapiti und dem Polar-Bären, war ihnen noch etwas Neues und erfüllte sie mit der größten Neugier und Sehnsucht. Sie hatten sich daher beeilt, die Einladung des Oheims anzunehmen, und jetzt, wo wir sie auf dem Strome dahintreiben sehen, lag bereits die eine und zwar die leichtere Hälfte der Reise hinter ihnen. Sie hatten dieselbe auf dem Mississippi mit den Dampfbooten zurückgelegt, welche sie bis zu den Mündungen des St. Peters-Flusses gebracht hat. Von hier aus mußten sie sich eines andern Transport-Mittels bedienen, nämlich der Fahrt in einem leichten Kahn, der Canoe voyage, wie sie bei den Jägern heißt, denn hier im Norden heißen diejenigen Voyageurs, die auf Kähnen durch diese wilden Regionen reisen. Ihre Lieblingspferde und das Maulthier hatten sie zu Hause lassen müssen, denn wie nützlich diese Thiere auf den trockenen Prairieen des Südens sind, wo nur wenige oder gar keine Seeen vorkommen, und man nur in großen Zwischenräumen auf bedeutendere Ströme trifft, so würden sie den Reisenden

auf diesen nördlichen Regionen doch von ungemein geringem Nutzen sein. Der Weg, den der Reisende hier verfolgt, ist überall von zahlreichen Wasserläufen durchkreuzt und durchschnitten, und Seeen von allen Größen, so wie Strecken von überschwemmtem Sumpfland folgen einander fortwährend. Ja diese Wasserläufe bilden gewissermaßen die eigentliche Straße in diesen Gegenden, und der Kahn das Reisefuhrwerk. Eine Reise von dem einen Gebiete der Hudsonsbay-Compagnie nach einem andern ist oft nur eine Kahnfahrt von vielen Hundert Meilen. Diese Reise-Art hatten sich also auch unsere jungen Jäger angewöhnt und waren Voyageurs geworden. Sie waren den St. Petersfluß wohl erhalten bis beinahe zu seiner Quelle hinan gefahren. Diese Quelle ist nur durch eine kurze Wasserscheide von dem Ursprung und Oberlaufe des Red-River, durch einen jener „Trag-Plätze" (Portages) geschieden, an welchen der Reisende genöthigt ist, seinen leichten Kahn aus dem Wasser zu ziehen und an Stangen zu dem nächsten Wasserlaufe zu tragen, wo er ihn wieder flott machen kann. Ueber einen Trag-Platz von wenigen Stunden waren unsere Jäger vom St. Petersflusse nach dem Red-River gekommen, hatten ihren Kahn auf dessen Wassern wieder ausgesetzt und trieben nun mit der Strömung den Fluß hinab nach Norden, allein noch lag eine weite Reise vor ihnen, — eine Strecke von beinahe 400 deutschen Meilen. Sie mußten noch manchen Fluß hinabschwimmen, über manche Stromschnelle hinunter schießen, über manchen See rudern und manchen Trage-Platz passiren, bevor sie das Ende ihrer großen Reise erreichten.

Zu ihrem Führer und Begleiter auf dieser Reise diente ihnen ein vierter junger Mann, den sie mit sich im Boote hatten. Dem Aussehen nach war er von Basils Alter und ihm an Größe wie an Bau nicht unähnlich, in der Farbe aber unterschied er sich wesentlich von ihm. Der junge Mann hatte helles Haar, allein es war stark, dicht, kraus und gelockt; es wucherte wie Schaafwolle auf seinem kräftigen Kopfe.

Seine Hautfarbe war gesund und lebhaft geröthet, aber vom Wetter gebräunt, dem sie offenbar oft ausgesetzt gewesen war. Seine dunkelblauen Augen hatten seltsamer Weise schwarze Braunen und Wimpern, die Augen hatte er von der Mutter, das Uebrige aber von seinem Vater, der ebenfalls blond und weißhäutig war, wie die Nordländer. Der Jüngling selbst konnte für hübsch gelten, aber seine Schönheit war von etwas derberer Art, als die seiner drei Gefährten. Seine Geistes-Gaben waren nicht so sehr durch Erziehung ausgebildet worden, und die Erziehung erhöht die Schönheit des Angesichts. Sein Leben war seither ein härteres gewesen, als das der drei Brüder, er hatte mehr mit seinen Händen gearbeitet und weniger mit civilisirten Menschen verkehrt. Seine Züge waren regelmäßig und von kräftigem Schnitt; um seinen Mund drückte sich Gutmüthigkeit und Festigkeit aus; aus seinem Auge blickte natürlicher Verstand, und sein ganzes Gesicht verkündete ein Gemüth voll treuer und unerschütterlicher Ehrlichkeit, und namentlich dieser Ausdruck macht es schön.

Dieser Jüngling war der leibliche Vetter der drei Brüder, der Sohn ihres Oheims, der ihn ausgesandt hatte, um sie zu ihm zu bringen. Seine Tracht glich einigermaßen derjenigen, welche Basil trug. Da er aber im Bug des Kahnes saß, um als Lootse zu dienen, und daher mehr unter der Kälte leiden mußte, so trug er über seinem Jagdhemd eine commode Kapotte, von weißem Wollentuch, deren Kapuze auf seine Schultern herabfiel.

Außer diesen vier Jünglingen war noch ein anderes Individuum in dem Boot. Auf einer Büffelhaut am Boden des Kahns lag nämlich ein starker Hund, den man nach Größe und Farbe, einem lichten Braunroth, leicht für einen Cuguar hätte halten können, wenn nicht seine lange schwarze Schnauze und die breiten Schlappohren ihm ein ganz anderes Aussehen gegeben und ihn als Hund gekennzeichnet hätten. Es war ein Bastard von einem Bluthund und

einem Bullenbeißer, ein mächtiges Thier, das auf den Namen Marengo ging. Manche unserer jungen Leser werden wohl in ihm einen alten Bekannten entdeckt haben.

Der übrige Inhalt des Kahns bestand aus Teppichen und Büffeldecken, einem kleinen Zelte aus Segeltuch, etlichen Kochgeschirren, einigen Säcken mit Lebensmitteln, einer Axt, einem Spaten, drei Büchsen, einer Doppelflinte, einem Fischernetz, einem leichten Fischspeer und verschiedenen anderen Geräthschaften, wie sie als eine Ausrüstung für eine derartige Reise nothwendig sind.

Der leichte Kahn war beinahe bis zum Rande beladen, trieb aber doch schnell und leicht auf den Fluthen des rothen Flusses des Nordens hinab.

III.

Der Trompeterschwan und der weißköpfige Adler.

Es war Frühlingszeit und zwar schon sehr vorgerückt. Der Schnee war ganz von den Hügeln verschwunden, das Wasser vom Eise frei, und das Schmelzen beider hatte den Strom bedeutend angeschwellt und seine Strömung noch rascher gemacht als sonst. Unsere jungen Reisenden brauchten daher nicht nach den Rudern zu greifen, außer etwa um hie und da den Kahn zu lenken; für diese kleinen Fahrzeuge bedient man sich keiner Ruderstangen, sondern nur kurzer platter Schaufeln, die mehr zum Steuern als Fortbewegen dienen, denn die geschickten Voyageurs wissen auf sehr verständige Weise die Strömung zu benützen und die Boote ohne große Mühe mit Ruderschlägen zu leiten. Basil, Lucian und Franz hatten sich diese Kunst rasch angeeignet, da sie früher schon oft in Nachen und

Einbäumen*) Bootfahrten auf den Bayous am untern Mississippi gemacht hatten.

Ueberdem hatte sie die Fahrt den St. Peter hinauf mit der Handhabung ihres Fahrzeuges aus Birkenrinde schon vertraut gemacht. Ein gelegentlicher Ruderschlag mit der Schaufel gab dem Nachen den richtigen Cours, und sie schwammen ohne Mühe dahin. Norman, der canadische oder hochländische Ritter, saß im Bug des Nachens und gab diesem seine Richtung. Dies ist der Ehrenposten in einem Canoe, und Norman mußte ihn gewöhnlich einnehmen, weil er in dieser Art von Schifffahrt den Anderen überlegen war. Lucian saß im Stern oder Hintertheile des Nachens, ein Buch und einen Bleistift in der Hand, und machte sich seine Aufzeichnungen, während das Boot so ruhig dahin glitt. Die Bäume an beiden Ufern waren belaubt und standen theilweise schon in der Blüthe; wo der kleine Nachen ziemlich nahe am Ufer hintrieb, da musterte sein scharfes Auge die Gestalt und Bildung der Blätter und forschte nach neuen Gewächsen, die ihm noch unbekannt waren. Es herrschte ein reiches Pflanzenleben an diesen Ufern des rothen Flusses, allein die Pflanzen selbst tragen einen ganz andern Charakter als die in dem niedrigen Schwemmlande von Louisiana. Es ist die Flora des Nordens, aber noch nicht die des Polarkreises. Eichen, Ulmen und Pappeln stehen hier vermischt mit Birken, Weiden und Eschen. Auch mehrere Arten von einheimischen Obstbäumen bemerkte Lucian und fruchttragende Sträucher, z. B. Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Holzäpfel und dergleichen mehr, ferner jenes Gewächs, dessen Frucht von den Pelzjägern die Birne genannt wird, bei den Engländern in Canada Dienstbeere, Speierlingsbeere

*) Einbaum nennt man bekanntlich jene rohen Boote, die durch Aushöhlung eines Baumstammes mittelst Feuer oder Axt angefertigt werden und die theilweise noch auf den Seeen unserer deutschen Alpenländer im Gebrauche sind.

(Service berry) heißt, im Grunde aber nichts Anderes ist, als eine Mispelart, die bei den Botanikern Amelanchier Aronia ovalis genannt wird. Diese Frucht wächst auf einem kleinen Strauch von beinahe 6 Fuß Höhe, mit glatten gefiederten Blättern, und wird von Indianern und Weißen hoch geschätzt und gegessen. Um sie aufzubewahren, wird sie getrocknet und in verschiedener Weise zubereitet. Noch ein anderer Strauch ähnlicher Art fesselte Lucians Aufmerksamkeit, weil er überall an den Ufern erschien und eine Charakter-Pflanze der Flora dieser Gegenden war; der Strauch hatte nie über acht Fuß Höhe, aber breite Aeste von grauer Farbe und Blätter von etwa drei Zoll Breite, welche ausgezackt waren, wie die der Eichen. Natürlich war in dieser frühen Jahreszeit die Frucht noch nicht reif, aber Lucian kannte den Strauch an Blatt und Blüthe. Die reife Frucht gleicht einer rothen Beere, etwa der Moosbeere, mit der sie das Aussehen und den säuerlichen Geschmack gemein hat, und wird wie diese zu Eingemachtem und Backwerk verwendet. Bei den Indianern dieser Gegenden heißt sie Annepemiñan, von dem Worte Nepen, Sommer und Minon Beere, welche die Pelzjäger und Pelzhändler in Pembina verketzert haben. Ein Zufluß des Red-River heißt nach dieser Beere Pembina. Der botanische Name dieses seltsamen Strauchs ist dagegen Viburnum oxycoccos, woraus meine jungen Leser, die schon etwas von Botanik verstehen, entnehmen werden, daß dieser Strauch dem Schneeballenbäumchen unserer Gärten verwandt ist, dessen Blüthen jedoch unfruchtbar sind.

Lucian belehrte seine Gefährten auf der Fahrt über diese Punkte, und Norman hörte verwundert auf seinen gelehrten Vetter, der — obwohl er noch nie in diesen Gegenden gewesen war, doch von ihren Pflanzen und Bäumen mehr wußte, als er selbst. Basil hörte ebenfalls mit Theilnahme auf diese Erklärungen, welche sein Bruder gab, während Franz dagegen, welcher sich wenig um botanische

Studien oder Studien überhaupt kümmerte, ganz anders beschäftigt war. Franz saß beinahe in der Mitte des Kahns, die schußfertige Doppelflinte in der Hand, und wartete gespannt auf eine Gelegenheit zum Schießen. Viele Arten von Wasservögeln trieben sich im Flusse herum, denn der Frühling neigte sich schon zum Sommer, und die wilden Gänse und Enten waren schon alle angekommen und zogen auf ihrer jährlichen Wanderung nordwärts. Franz hatte den Tag über schon mehrere Schüsse gethan und drei wilde Gänse von verschiedenen Arten erlegt, denn die Wildgänse sind in Amerika durch zahlreiche Spielarten vertreten. Auch mehrere Enten hatte sein Blei erreicht; aber dies genügte ihm nicht, es war noch ein anderer Vogel auf dem Flusse, der sich niemals beschleichen oder den Schützen auf Schußweite herankommen ließ. Wie vorsichtig auch der Kahn gehandhabt wurde, der große wilde Schwan, der König der Wasservögel, welchem Franz so hartnäckig nachstellte, flog immer auf, bevor sich dieser ihm noch auf Schußweite nähern konnte. Schon mehrere Tage hatte er sich die größte Mühe gegeben, einen zu erlegen. Selbst auf dem St. Peter waren ihm viele zu Gesichte gekommen, bald paarweise, bald in kleinen Flügen von 6—8 Stücken; aber alle waren scheu und vorsichtig gewesen, und gerade die Schwierigkeit, Einen derselben zum Schusse zu bekommen, und das stattliche Aussehen der Vögel selbst hatten bei Franz noch das Verlangen gesteigert, einen solchen zu besitzen.

„Komm, Bruder!“ rief Franz jetzt ungeduldig Lucian zu; „laß endlich Deine Niburmika und Orenkoks stecken und erzähle uns lieber Etwas von diesen Schwänen. Sieh, dort steigt schon wieder einer auf, ein prachtvoller Vogel. Ich würde Etwas darum geben, wenn ich ihm auf 80 Gänge eine tüchtige Ladung von Rehposten unter die Flügel brennen dürfte!“

Mit diesen Worten deutete Franz stromabwärts auf einen großen weißen Vogel, der vom Ufer hinweg in die Strömung hinein-

schwamm. Es war ein Trompeterschwan (Cygnus buccinator), einer von der größten Art. Er hatte in einem Geröhricht von dem wilden Reis oder Wasser-Hafer (Zizania aquatica) geäst und war entweder durch den Anblick des nahenden Kahns, oder durch das Plätschern des leitenden Ruders gestört worden. Mit stolz erhobenem Kopfe und leicht geöffneten Schwingen segelte er aus den Binsen heraus und bot dem Auge unserer jungen Pelzjäger ein Bild von so anmuthiger und stolzer Majestät, wie man es kaum wieder bei Wasservögeln findet. Wenige Ruderschläge mit seinen breiten Schwimmfüßen brachten ihn in's offene Wasser und fast mitten in den Strom hinein, wo er sich mit einer halben Wendung thalwärts wandte und mit der Strömung weiter schwamm. An dem Punkte, wo er seine Richtung verändert hatte, war er kaum 200 Schritte von dem Kahne entfernt, und die scheinbare Kühnheit, womit er den Nachen sich so nahe kommen ließ, ohne aufzufliegen, erfüllte Franz mit der Hoffnung, er möchte sie noch näher kommen lassen. Er bat daher seine Gefährten, in die Ruder zu greifen, steckte die Flinte über die Ränder des Kahns und beugte sich vorwärts. Basil hoffte ebenfalls zum Schusse zu kommen, denn er griff nach seiner Büchse und sah nach dem Schloß derselben. Die beiden Andern dagegen griffen leicht und rüstig in die Ruder, und in wenigen Minuten durchschnitt das Canoe die Strömung mit der Schnelligkeit eines galoppirenden Pferdes, und man hätte glauben sollen, der Schwan müsse entweder sogleich auffliegen oder eingeholt werden. Dem war übrigens nicht so; der Trompeterschwan kannte seine Lage besser und verließ sich mit Zuversicht auf seine Kraft und Geschwindigkeit auf dem Wasser. Er wollte sich nicht eher die Mühe des Auffliegens nehmen, als bis ihn die Nothwendigkeit dazu trieb, und schien vorerst ganz überzeugt, daß diese Nothwendigkeit noch nicht eingetreten sei. Das Schwimmen kostete ihm weit weniger Muskelanstrengung, als der Flug, und nach seinem Dafürhalten mußte ihn die Strömung, die

hier sehr schnell war, bald aus dem Bereiche seiner Verfolger bringen. Es zeigte sich bald, daß er richtig geurtheilt hatte, und unsere jungen Voyageurs überzeugten sich mit Unbehagen, daß jede Secunde die Strecke zwischen ihm und dem Kahne vergrößerte, anstatt sie ihm näher zu bringen, wie sie erwartet hatten. Der Vogel hatte offenbar bedeutend viel vor seinen Verfolgern voraus: drei verschiedene Kräfte unterstützten ihn in seinem Fortkommen, während den jungen Jägern nur eine oder zwei derselben zur Verfügung standen. Der Schwan benützte zunächst die Strömung wie sie; er hatte treffliche Ruder an seinen Schwimmfüßen, wie sie in ihren Schaufel-Rudern; er konnte aber auch Segel aussetzen, während ihnen keine Handbreit Segeltuch zur Verfügung stand. Der Wind blies gerade sehr stark stromabwärts, und die breiten Schwingen des Vogels, die er halb entfaltet über seinen Körper emporhielt, erfaßte der Wind mit ihren doppelten gehöhlten Flächen und trug ihn mit Pfeil-Geschwindigkeit durch das Wasser dahin. Er hatte diesen Vortheil sicher schon gekannt, als er sich auf die Wettfahrt mit seinen Verfolgern einließ, denn diese Vögel denken sicher auch, wie wir fest überzeugt sind, und der alte schulmäßige Begriff vom Instinct ist viel zu beschränkt, um die geistigen Fähigkeiten der wilden Thiere nur einigermaßen richtig zu bezeichnen. Der Erfolg bekundete, daß der Schwan, den unsere jungen Jäger verfolgten, sich vollkommen klar und bewußt war über die Mittel, die ihm zu Gebote standen, um seinen Verfolgern zu entgehen, so wie über die Entfernung, die er um seiner eigenen Sicherheit willen einhalten mußte. Er blieb deshalb ruhig auf der seitherigen Bahn, bediente sich mit Umsicht seiner Mittel und ersparte sich die überflüssige Mühe, die Luft mit den Flügeln zu schlagen und seinen schweren Körper, der mindestens 30 Pfund wog, über das Wasser zu erheben. Ehe zehn Minuten vergingen, hatte er einen Vorsprung von wenigstens hundert Armeslängen über seine Verfolger erlangt und vermehrte

noch von Secunde zu Secunde die Entfernung. Von Zeit zu Zeit erhob er seinen Schnabel höher als gewöhnlich und stieß sein lautes dröhnendes Geschrei aus, das den Jägern wie eine Verhöhnung erklang.

Sie würden die Verfolgung aufgegeben haben, hätten sie nicht bemerkt, daß der Fluß wenige hundert Schritte weiter unten eine scharfe Wendung nach Rechts machte. Erreichte der Schwan diese, so hatte er den Wind nicht länger für sich. Dies erfüllte sie mit neuer Hoffnung, denn sie erwarteten zuversichtlich jenseits der Krümmung sich dem Vogel nähern, und entweder auf ihn schießen oder ihn zum Auffliegen zwingen zu können. Letzteres war allerdings das Wahrscheinlichere, und obwohl es ihnen keine besondere Genugthuung gewährt haben würde, den Schwan davonfliegen zu sehen, so waren sie doch von dieser eigenthümlichen Jagd so interessirt, daß sie derselben durch irgend eine Schwierigkeit, die sie dem Trompeterschwan bereiteten, ein Ende zu machen wünschten. Sie griffen daher mit neuer Thatkraft in die Ruder und schifften hinter dem Vogel her. Der Schwan und nach ihm das Canoe bogen um die Krümmung und traten in das neue Fahrwasser des Flusses ein. Die Jäger bemerkten sogleich, daß der Vogel nun langsamer schwamm. Er führte keine Segel mehr, da der Wind ihn nicht länger begünstigte, sondern legte die Schwingen fest an den Körper und bewegte sich nur mit Hilfe seiner Schwimmfüße und der Strömung fort, welche letztere aber zufällig auch hier nicht mehr so stark war, da der Fluß sich auf eine weite Ebene ausbreitete. Das Canoe richtete hier sichtbar weit mehr aus, und jeder Ruderschlag brachte die Verfolger ihrem Wilde näher. Nachdem sie einige Minuten tüchtig gerudert hatten, war der Trompeterschwan kaum noch 200 Armeslängen entfernt und wurde jetzt offenbar des Nachtheils inne, worin er sich befand. Er trug den Körper nicht mehr mit derselben Anmuth wie zuvor, und die würdevolle, majestätische

Krümmung seines Halses war verschwunden; er streckte den Kopf und Schnabel mühsam vorwärts, und seine Schwimmfüße warfen das Wasser hinten in Wellen auf. Augenscheinlich war er ermüdet und mußte nun sein Heil im Fluge versuchen. Basil und Franz bemerkten dies und machten ihre Gewehre schußfertig.

In diesem Augenblicke erscholl ein gellender Schrei über das Wasser hin — der Schrei irgend eines wilden Geschöpfes, der in einem seltsamen Lachen endete, wie das Gelächter eines Wahnsinnigen.

Zu beiden Seiten des Stromes erhob sich hier ein dicker Wald von hohen Pappelbäumen, namentlich der Populus angustifolia.

Aus diesem Walde, und zwar vom rechten Ufer, war der seltsame Schrei erklungen, dessen Echo kaum verhallt war, als es durch einen täuschend ähnlichen Schrei aus den Bäumen des linken Ufers beantwortet wurde. Beide Schreie waren einander so ähnlich, daß es schien, als ob irgend eines der wilden Geschöpfe des lieben Gottes ein Thier seines Gleichen daran erkennen wollte. Auch häßlich genug klang das Geschrei, um Jeden zu erschrecken, der nicht daran gewöhnt war. Unsere jungen Jäger verblüffte es freilich nicht, denn sie erkannten allesammt darin die Stimme des weißköpfigen Adlers.

Der Trompeterschwan erkannte es eben so gut, wie sie, aber auf ihn übte es eine ganz verschiedene Wirkung; er erschrak sichtlich und veränderte plötzlich seinen Plan, indem er unter dem Wasser verschwand, anstatt sich in die Lüfte zu erheben, wie zuvor seine Absicht gewesen sein mochte.

Abermals ertönte der wilde Schrei und das tolle Gelächter, und im nächsten Augenblicke flog ein Adler aus dem Walde heraus und schwebte nach ein paar Schlägen seiner breiten Schwingen gerade über dem Punkte, wo der Schwan untergetaucht war. Gleichzeitig

kam ein zweiter Adler, sein Weibchen, von der entgegengesetzten Seite herangeflogen.

In diesem Augenblicke erhob sich der Schwan wieder auf die Oberfläche des Wassers, allein sein Kopf war kaum über dem Wasserspiegel erschienen, so stieß der Adler noch einmal seinen wilden Schrei aus, legte die Flügel halb zusammen, und stürzte von oben herab. Der Schwan schien dieses erwartet zu haben, denn ehe der Adler den Wasserspiegel noch erreichen konnte, war er zum zweiten Male untergetaucht. Obwohl der Aar mit Pfeilgeschwindigkeit herabgeschossen war, stieß er doch seine Fänge vergeblich in's Wasser, schwang sich wieder ärgerlich mit einem Schrei in die Lüfte und schwebte dann kreisend um die Stelle. Ihm schloß sich das Weibchen an, und beide zogen weite Kreise um einander und lauerten auf das Wiedererscheinen ihres Opfers.

Nach einer kleinen Weile kam der Schwan wieder an die Oberfläche, verschwand aber zum dritten Mal, bevor einer der Adler auf ihn stoßen konnte. Der Schwan ist nur ein sehr mittelmäßiger Taucher, aber unter solchen Umständen bot er wahrscheinlich seine äußerste Kraft auf. Allein was konnte es ihm helfen, er mußte immer bald wieder an die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen, und dies geschah jedesmal in immer kürzeren Zwischenräumen. Bald mußte er ermüdet und außer Stande sein, mit hinreichender Schnelligkeit unterzutauchen, und dann mußten seine grausamen Feinde mit ihren gewaltigen Fängen sich bald seiner bemächtigen.

Dies ist der gewöhnliche Verlauf, wenn der Schwan nicht auffliegt, was er bisweilen thut. Im gegenwärtigen Falle setzte der Vogel freilich seine Hoffnung auf eine ganz andere Art des Entkommens, denn er hoffte im Stande zu sein, sich in einem dichten Geröhricht von Binsen (Scirpus lacustris) zu verstecken, die am Ufer des Flusses hinwuchsen, und nach denen er offenbar unter dem

Wasser hinschwamm. Bei jedem Auftauchen schien er demselben um einige Armeslängen näher, bis er endlich nur noch wenige Fuß von ihrem Rande zum Vorschein kam und gar nicht mehr untertauchte. Er hatte sich im Geröhricht verkrochen und lag dort ohne Zweifel so versteckt, daß er nur seinen Kopf oder einen Theil desselben über das Wasser erhob und den ganzen Körper unter den breiten Blättern der Wasserrosen verbarg, während der Kopf selbst unter den vielen weißen Blüthen, mit denen das Wasser dort bedeckt war, nicht unterschieden werden konnte.

Die Adler kreisten nun über dem Geröhricht, streiften die Spitzen der Schilfkolben mit ihren breiten Schwingen und stießen ein zorniges Geschrei aus. So scharf ihr Auge auch war, so vermochten sie dennoch den Versteck des Vogels durchaus nicht zu entdecken. Ohne Zweifel würden sie ihre Untersuchung noch lange fortgesetzt haben, wenn ihnen das Canoe nicht zu nahe gekommen wäre, dessen Anwesenheit sie jetzt erst bemerkten. Sie witterten nun Gefahr für sich selbst, schwangen sich rasch wieder in die Luft, flogen mit einem Abschiedsschrei davon und setzten sich in weniger Entfernung stromabwärts auf einen Baum nieder.

„Heute haben wir einen Schwanbraten zum Abendbrod,“ rief Franz zuversichtlich und zog seinen Flintenkolben an den Backen, weil er sicher auf einen Schuß rechnete. Das Canoe drang nun in das Geröhricht nahe an der Stelle, wo der Trompeterschwan zum letzten Mal gesehen worden war, und wenige Ruderschläge führten das kleine Fahrzeug rauschend tief in das Schilf hinein. Allein die Schilfstengel standen hier so dicht und waren so hoch, daß die Jäger zu ihrem großen Verdruß alsbald bemerken mußten, daß sie nicht sechs Schritte weit um sich sehen konnten. Ueberdem wagten sie nicht aufrecht zu stehen, was in einem derartigen Rindenkahne höchst gefährlich ist, wo es der größten Behutsamkeit bedarf, um das Fahrzeug vor dem Umschlagen zu bewahren. Zudem war das

Geröhricht so dicht, daß man die Ruder beinahe nicht mehr gebrauchen konnte; sie blieben daher eine Weile still liegen, rings umgeben von einer grünen Wand von Schilf und Binsen. Sie bemerkten bald, daß dies ihnen zu nichts helfen würde, und wollten in das Freie des Fahrwassers zurückkehren. Marengo war mittlerweile in das Geröhricht hineingeschickt worden, und man hörte ihn nun in demselben herumplätschern und nach dem Wilde suchen, denn obschon nicht auf die Wasserjagd abgerichtet, hatte er doch seither fast jede mögliche Art von Jagd mitgemacht und in den Sümpfen von Louisiana längst alle Wasserscheu abgelegt. Seine Herren erwarteten daher zuversichtlich, daß er den Vogel auftreiben werde. Marengo war jedoch etwas zu frühe los gelassen worden; ehe sich der Kahn noch aus dem hemmenden Geröhricht herausarbeiten konnte, hörte man den Hund jenes Bellen von sich geben, das die Jäger Standlaut nennen. Dann folgte ein heftiges Plätschern, ein wirres Flattern mit den Flügeln, und der große Vogel erhob sich majestätisch in die Luft. Bevor noch einer von den Schützen nach ihm zielen konnte, war er außerhalb Schußweite und beide sparten klugerweise ihr Feuer. Marengo hatte jetzt seine Rolle ausgespielt, schwamm zum Kahn zurück und wurde in denselben hineingehoben. Nachdem der Schwan sich aus dem Geröhricht herausgearbeitet, stieg er beinahe senkrecht in die Luft. Diese Vögel fliegen gewöhnlich in einer sehr beträchtlichen Höhe, zuweilen ganz über dem Bereiche unserer Sehkraft. Sie sind darin den wilden Gänsen und Enten unähnlich, daß sie sich nie auf dem Lande niederlassen, sondern immer auf dem Wasser. Dieser eine Schwan hatte offenbar die Absicht, so weit wie möglich von dem Schauplatz seiner jüngsten Gefahren hinwegzuflüchten und vielleicht bis zu dem großen Winipeg-See selbst zu fliegen. Als er eine Höhe von mehreren hundert Ellen erreicht hatte, flog er in wagrechter Linie vorwärts und folgte der Richtung des Stromes. Sein Flug war nun regelmäßig,

und er stieß von Zeit zu Zeit sein schmetterndes Geschrei aus, wie er mit ausgestrecktem Halse am Himmel hinstrich. Offenbar freute er sich jetzt, einer großen Gefahr entronnen zu sein, und hielt sich ohne Zweifel für sicher. Allein in diesem Gefühle täuschte er sich: er hätte besser gethan, ein paar Hundert Ellen weiter in die Lüfte zu steigen oder sein Freudengeschrei in leiserem Tone auszustoßen; denn dies ward alsbald gehört und beantwortet, und die Antwort darauf war das tolle Lachen des weißköpfigen Adlers. Unmittelbar darauf sah man die beiden schon erwähnten Adler sich gleichzeitig in die Lüfte erheben; sie flogen nicht senkrecht empor, wie der Schwan gethan hatte, sondern in spiralförmigen Kurven, die sich gegenseitig kreuzten und in dem Maße verengten, als sie sich vom Boden entfernten. Beide strebten einen Punkt zu erreichen, welcher den Flug des Schwans durchschneiden würde, falls er auf seiner wagrechten Richtung stehen bliebe. — Dies that er jedoch nicht; mit ebenso viel Scharfblick, als die Adler hatten, bemerkte er, daß er verfolgt wurde, streckte daher seinen langen Hals augenblicklich aufwärts und flog abermals beinahe senkrecht in die Höhe. Allein der Vogel hatte ein Gewicht von wenigstens dreißig Pfund fortzuschaffen, während der größte der Adler, das Weibchen, dessen Fittiche weit breiter und länger waren, vielleicht höchstens zehn Pfund wog. Dies machte natürlich einen bedeutenden Unterschied, dessen Ergebniß sich bald zeigte. Der Trompeterschwan war nämlich noch keine hundert Ellen weiter hinaufgekommen, so sah man das Adlerweibchen bereits um ihn her kreisen. Der Schwan kehrte nun augenblicklich um, senkte sich und hob sich wieder, und sein Angstgeschrei scholl bis zur Erde herab. Allein alle seine Anstrengungen waren vergebens; nach einer Reihe von Krümmungen und Manövern aller Art schoß der Adler plötzlich vorwärts, warf sich mit einer raschen Wendung auf den Rücken, stieß sich in die Höhe und schlug seinem Opfer am untern Theile der Schwingen die Fänge in den Leib. Die zerfleischten

Flügelschäfte fielen nutzlos herab, und der große weiße Vogel, der nun nicht mehr fliegen konnte, stürzte sausend durch die Lüfte herunter, durfte aber nicht unmittelbar auf den Boden kommen; — er wäre nämlich sonst mitten in den breiten Strom hineingestürzt, und dies mochten die Adler nicht wünschen, da es ihnen einige Mühe verursacht haben würde, den schweren Körper des Schwans an's Ufer zu bringen. Sobald nämlich das Männchen, das nicht so hoch in der Luft stand, wahrnahm, daß das Weibchen den Schwan gefaßt, so flog es nicht weiter aufwärts, sondern wiegte sich nur auf seinem ausgebreiteten Schwanze und erwartete das Herabkommen des Weibchens mit der Beute. Hierzu war eine einzige Secunde hinreichend. Der weiße Körper kam noch immer zappelnd an ihm vorüber, allein kaum war derselbe unter sein Niveau gesunken, so schoß er wie ein Pfeil hinter ihm her, erfaßte ihn mit seinen Fängen und flog plötzlich mit ihm in schiefer Richtung gegen das Ufer. Im nächsten Augenblicke hörte man die Zweige krachen und brechen, und ein dumpfer Ton verkündete, daß der Schwan auf den Boden gefallen. Die Adler flogen nun kreisend zur Erde hernieder und verschwanden bald unter den Baumgipfeln; gleich darauf erreichte der Kahn das das Ufer, und Franz, dem Basil und Marengo gefolgt, suchten nach den Vögeln. Sie fanden den Schwan schon ganz todt auf dem Rücken liegen, wie ihn die Adler hatten fallen lassen. Seine Brust war aufgerissen, und das rothe Blut, an dem sich die Adler theilweise gesättigt, ergoß sich in großen Strömen über das schneeige Gefieder. Die Adler selbst, durch den Hund verscheucht, waren davon geflogen, ehe die Jäger sich ihnen auf Schußweite nähern konnten. Es war eben um die Zeit des Mittaghaltens, wo unsere Reisenden gewöhnlich eine kleine Mahlzeit einnahmen; der Schwan ward daher an das Ufer des Flusses gebracht, wo bald ein prasselndes Feuerchen loderte, an welchem er gebraten wurde, und während die hungrigen Jäger auf diese Mahlzeit warteten, sollte Lucian ihnen

einiges Nähere über die Schwäne Nordamerikas mittheilen. Lucian erfüllte diese Bitte gern. „Ihr dürft aber keine sonderliche Belehrung erwarten," sagte er zu seinen Gefährten; — „die Naturgeschichte dieser Vögel in ihrem wilden Zustande ist noch wenig erforscht; diese Vögel sind zu scheu, als daß man häufig Gelegenheit hätte, sie zu beobachten; überdem sind sie Wandervögel und brüten nur im hohen Norden innerhalb des Polarkreises, wo wenig civilisirte Menschen leben, und also selten Gelegenheit ist, ihr Treiben und ihre Gewohnheiten zu beobachten. Einige von ihnen, die in der gemäßigten Zone brüten, sind jedoch etwas besser bekannt, und von diesen will ich zunächst reden.

„Lange Zeit glaubte man, es gebe nur eine einzige Art von Schwänen, allein nun weiß man, daß es deren mehrere giebt, die sich nach Gestalt, Farbe, Stimme und Lebensweise von einander unterscheiden. Das alte Gleichniß: weiß wie ein Schwan, sollte heut zu Tage theilweise aus dem Sprachgebrauche verbannt werden, denn es muß einem Australier wie Ironie klingen, in dessen Heimath nur schwarze Schwäne vorkommen. Für Nord-Amerika ist es aber noch treffend, denn die drei Arten von Schwänen, die dort heimisch, sind ganz weiß. Ein verdienter deutscher Naturforscher, Namens Brehm, der sich besonders mit der Naturgeschichte der Vögel befaßt hat, zählt vier verschiedene Schwäne in Europa auf, die alle weißes Gefieder, aber theilweise einen röthlichen oder orangegelben Fleck am Kopfe und Halse haben. Zwei von diesen Arten gehören zu den Höckerschwänen, d. h. zu denjenigen, die auf dem oberen Theil des Schnabels vorn an der Stirn einen federlosen Höcker haben. Den einen davon nennt Brehm den weißköpfigen Höckerschwan (Cygnus gibbus), den andern den gelbköpfigen (Cygnus olor), welch letztern man auch den stummen oder zahmen Schwan nennt. Diese beiden Arten sind es, welche man in Deutschland und dem größten Theile von Europa meistens im

zahmen Zustande als Ziervogel auf Teichen und Seeen sieht. — Zwei weitere Arten von Schwänen begreift Brehm unter dem gemeinsamen Namen der Singschwäne, da sie einen aus zwei Molltönen bestehenden Gesang ausstoßen können, den man auf beträchtliche Entfernung hört, und der, wenn er von vielen Schwänen gleichzeitig angestimmt und aus großer Entfernung gehört wird, beinahe wie Glockengeläute klingt. Der australische schwarze Schwan (Cygnus niger s. plutonia) ist neuerdings in Europa ebenfalls heimisch gemacht worden und wird bisweilen, namentlich in England, ebenfalls als Ziervogel auf Teichen angetroffen. Er ist übrigens ein ungeselliger bösartiger Vogel, der keine anderen Vögel in seiner Nähe leidet, sondern sogleich wüthend angreift und mit seinen starken Schwingen zuweilen sogar sehr gefährlich schlägt.

Die amerikanischen Schwäne, die man bis vor kurzer Zeit noch für eine einzige Art ansah, zerfallen in mehrere deutlich verschiedene Arten. Drei von denselben bewohnen erwiesenermaßen die Pelzregion und wandern jährlich nach Süden; am besten bekannt ist der Pfeifschwan, den unsere Jäger Huper nennen (Cygnus americanus). — Er ist der eigentliche amerikanische Schwan und kommt in den östlichen Staaten der Union sehr häufig vor, weshalb man ihn auch am besten beobachtet hat. Viele halten ihn für ein und dasselbe Thier mit dem europäischen Singschwan; allein sie gehören nach meiner Ansicht verschiedenen Arten an, denn die Eier des amerikanischen sind von grünlicher Farbe, während die des europäischen Singschwans bräunlich gefärbt sind mit weißen Flecken.

Der Huper ist fünf ein halb Fuß lang (die Männchen oft noch größer) und am ganzen Körper von weißer Farbe, bis auf den Kopf und den Hintertheil des Nackens, welche einen leichten Anflug von Kupferroth haben, — Füße und Schenkel sind schwarz, und vom Mundwinkel bis zum Auge zieht sich eine kleine gelbe Wachshaut, die ein besonderes Kennzeichen dieses Vogels bildet. Dieser

Schwan, wie die anderen seines Geschlechts überhaupt, hat keine große Vorliebe für das Meer; man sieht ihn nur selten auf der See, außer etwa ganz nahe an der Küste, wo er noch die Wasserpflanzen findet, von denen er sich nährt. Auch auf den großen Seeen Amerika's findet man ihn nur selten oder wenigstens nur ganz in der Nähe des Landes. Dies rührt daher, daß die Schwäne nicht nach ihrem Futter untertauchen, sondern es nur mit dem langen Halse heraufholen, den ihnen die Natur gewissermaßen zu diesem besonderen Zwecke verliehen hat. Der Schwan „gründelt" nur wie die Ente, d. h. er versenkt den oberen Theil des Körpers mit Kopf und Hals in das Wasser und sucht sich auf diese Weise seine Nahrung, die vorzugsweise in den oft mehlhaltigen Wurzeln von Wasserpflanzen besteht. Da diese am besten in den kleinen seichten Seeen und am Rande der Flüsse wachsen, so sind solche Stellen auch der gewöhnliche Standort der Schwäne. Der Schwan nährt sich jedoch nicht ausschließlich von Pflanzenkost, sondern verzehrt auch Frösche, Würmer und kleine Fische. Er äst nie am Lande, wie die Enten und Gänse, sondern immer nur im Wasser schwimmend; zu Fuße am Lande ist er überhaupt ungeschickt und unbeholfen, und seine eigentliche Heimath sind nur das Wasser und die Luft. In den Lüften ist er so vollkommen zu Hause und fliegt so rasch, daß er nicht leicht zu schießen ist, besonders wenn er mit dem Winde fliegt. Seine Schnelligkeit ist dann so groß, daß er gewiß seine zwanzig Meilen in der Stunde zurücklegt. Wenn er in der Mauser ist oder sich nicht in die Luft erheben kann, so schwimmt er so rasch, daß man sogar mit einem Kahne ihm kaum zu folgen im Stande ist; mittelst seiner breiten Schwimmfüße und starken Schwingen flattert er so rasch über das Wasser hin und taucht von Zeit zu Zeit unter, daß der Jäger nur selten zum Schusse kommen, ihn aber beinahe niemals lebendig einfangen kann.

Die Pfeifschwäne sind Zugvögel, d. h. sie ziehen in jedem Früh-

jahr nach Norden und im Herbste immer wieder südwärts. Warum sie dies thun, ist noch eines der unentdeckten großen Geheimnisse der Natur. Manche sind der Ansicht, der Schwan wandere nur darum nach dem Norden, weil er in dessen unbewohnten Einöden seine Jungen in Sicherheit aufziehen kann; allein diese Erklärung dürfte nicht richtig sein, da es im Süden und selbst unter dem Aequator viele ähnliche unbewohnte Gegenden giebt, wo der Schwan ebenso wenig vom Menschen gestört werden würde. Ich möchte mir seinen Wandertrieb eher daraus erklären, daß in den heißen Ländern des Südens und der Tropen die meisten der kleinen Seeen und Sümpfe, wo der Schwan sich so gerne aufhält, während der Sommermonate austrocknen, wodurch der Vogel gezwungen wird, nach kälteren und feuchteren Gegenden auszuwandern; — eine Erklärung, die übrigens nur auf die Schwimm- und Watvögel ihre Anwendung finden dürfte und für die übrigen Zugvögel keine Geltung hat.

Besser erklärt sich dieser Wandertrieb vielleicht folgendermaßen: die kalte nördliche Zone ist der natürliche Wohnort der meisten Zugvögel. Hier brüten sie ihre Jungen aus, hier sind sie zu Hause; in den Tropenländern nehmen sie nur einen vorübergehenden und gezwungenen Aufenthalt während einer Jahreszeit, wo in ihrer Heimath eine Kälte herrscht, die einige von ihnen nicht ertragen können, oder wo sie unter der tiefen Schneedecke kein Futter finden würden; andere, z. B. die Wasservögel, vertreibt der Frost, der Seeen und Flüsse mit einer Eisdecke verschließt und auch ihnen dadurch ihre gewöhnliche Nahrung entzieht. Hierdurch sind sie gezwungen, mit Einbruch des Frostes eine jährliche Wanderung nach den offenen Gewässern des Südens anzutreten; allein sobald das Eis vor den laueren Lüften des Frühlings gewichen ist, kehren sie alle gern wieder zu ihrem Lieblingsaufenthalte im Norden zurück und beginnen sich hier zu paaren und zu brüten. Einige aufmerksamere Beobachter der Natur wollen sogar behaupten, daß die Schwäne,

Enten und Gänse zweimal im Jahre brüten und zu diesem Zwecke nach dem Süden ziehen, um dort dasselbe zu thun, was wir sie während des nordischen Sommers in den hohen Breiten thun sehen.

Die Pfeifschwäne folgen diesem allgemeinen Gesetz und ziehen deshalb jedes Frühjahr nordwärts; sie brüten auf kleinen Eilanden in den vielen kleinen Seeen, an denen der ganze nördliche Theil des amerikanischen Festlandes so reich ist. Anhöhen und Sümpfe sind ebenfalls ihre Lieblingsbrütplätze, sowie die Spitzen von Vorgebirgen, die in's Wasser hineinragen. Der Schwan wählt seinen Brutort immer in der Weise, daß er auf dem Neste sitzend die ganze Umgebung überschauen und jeden Feind entdecken kann, ehe dieser sich ihm zu nähern im Stande ist. Die Biberratte oder Bisamratte (Fiber zibethicus) errichtet sich bekanntlich in unzugänglichen Sümpfen einen kuppelförmigen Bau, auf welchem der Schwan zuweilen sein Nest baut. Die Biberratte bewohnt diese Baue nur im Winter, und da dieselben im Frühjahre bereits wieder verlassen sind, so stehen sie deshalb dem Schwane für die ganze wärmere Jahreszeit zur unbedingten Verfügung. Will der Schwan einen derartigen Bau sich zum Neste herrichten, so macht er eine Vertiefung in den oberen Theil desselben und füttert sie mit Binsen und Gräsern aus, die er in der nächsten Umgebung findet.

Der Huper legt sechs bis acht Eier und bebrütet sie sechs Wochen lang, worauf die jungen Schwänchen mit einem dicken blaugrauen Flaume bedeckt ausschlüpfen. So lange der Schwan auf den Eiern sitzt, ist er überaus scheu und wachsam und wendet den Kopf immer demjenigen Punkte zu, von wo aus am meisten Gefahr zu befürchten ist; bei strenger Witterung und kaltem schneidendem Winde wählt sich jedoch der Vogel diejenige Lage, welche ihm am behaglichsten ist. Hat der Schwan sein Nest auf einer Landzunge oder Landspitze anstatt auf einem Eilande, so sitzt er gewöhnlich so, daß er den

Kopf dem Lande zudreht, als ob er gleichsam wüßte, daß ihn der Feind nicht von der Wasserseite her erreichen kann. Von der Landseite her drohen ihm aber nicht nur die Angriffe des Menschen, sondern auch die Nachstellungen des Wolverene (Gulo luscus), des Luchses (Felis canadensis), des Wolfs, des Fuchses und anderer Raubthiere.

Die Indianer fangen die Schwäne oft in Schlingen auf dem Neste. Die Schlinge, eine laufende Schleife aus Hirschdärmen, wird natürlich in Abwesenheit des Vogels und zwar auf derjenigen Seite des Nestes angebracht, von welcher er in dasselbe steigt, da diese Vögel von verschiedenen Seiten das Nest betreten und verlassen.

Die Schlinge muß mit großer Sorgfalt und mit reinen Händen angelegt werden, und die Indianer brauchen daher immer die Vorsicht, sich die Hände zu waschen, bevor sie die Schlinge legen, da der Geruchsinn beim Schwane sehr stark ist, und dieser daher außerdem das Vorhandensein von Gefahr sogleich wittern und nicht nur eine Zeit lang vom Neste wegbleiben, sondern zuweilen die Eier ganz im Stiche lassen würde, — eine Gewohnheit, die man auch bei vielen anderen Vögeln trifft.

So viel über den Pfeifschwan," fuhr Lucian fort. „Wir kommen nun zu dem Trompeterschwan, dem größten unter den Schwänen Amerika's, der manchmal eine Länge von nahezu 6 Fuß erreicht. Seinen Namen Trompeter (Cygnus buccinator) führt er von seinem Schrei, der dem Klange eines fernen Waldhorns oder einer Trompete gleicht. Der Vogel ist weiß, mit schwarzem Schnabel und Füßen und mit einem röthlichen, orangegelben oder kupferfarbigen Anflug auf der Krone des Kopfes und des Genicks; ihm fehlt jedoch die hochgelbe Wachshaut zwischen der Schnabelwurzel und dem Auge. Von dem Pfeifschwan unterscheidet man ihn leicht durch seinen lauten Schrei und größeren Körper. Seine Lebensweise ist der des ersteren ziemlich ähnlich, nur lebt er geselliger und schaart

sich häufig in Flügen von 6—8 Stück zusammen, während der Pfeifschwan nur paarweise und zuweilen allein gesehen wird. Ein weiterer Unterschied ist der, daß der Trompeterschwan auf seinen Wanderungen weit früher im Norden erscheint und überhaupt außer den Adlern der erste Vogel ist, welcher hier eintrifft. Sein Brütebezirk reicht südwärts bis zum 61. Breitegrade herab, liegt aber meistens noch innerhalb des Polarkreises. Sein Nest gleicht dem des Pfeifschwans, nur sind die Eier noch weit größer, und eines derselben liefert einem mäßigen Esser eine vollständige Mahlzeit. Der Trompeterschwan kommt gewöhnlich im Norden an, ehe noch die Seeen und Flüsse vom Eise befreit sind, und muß sich dann seine Nahrung an den Stromschnellen und Wasserfällen suchen, wo ihn die Indianer häufig beschleichen und erlegen. Zu jeder anderen Zeit aber ist er, wie Franz aus Erfahrung weiß, sehr schlau und läßt Niemanden leicht herankommen. Die Indianer machen daher auch nicht leicht anders Jagd auf ihn, als wenn sie mit einer guten, weittragenden langen Entenflinte versehen sind, die sie mit Kugeln laden.

Die dritte Art von amerikanischen Schwänen bildet der sogenannte Bewicksschwan (Cygnus Bewickii), der seinen Namen einem großen Naturforscher verdankt; er ist der kleinste von den Dreien, selten über 52 Zoll englisch lang, durchschnittlich nur 14 Pfd. schwer, während der Pfeifschwan über 20 Pfd. wiegt, und der Trompeterschwan das bedeutende Gewicht von 30 Pfd. erreicht. — Bewick's Schwan soll ebenfalls mit einem von Brehm's Singschwänen ein und dasselbe Thier sein; an Farbe gleicht er dem Pfeifschwan und wird deshalb mit diesem verwechselt. Die Körpergröße und die Zahl der Schwungfedern im Schwanze sind aber hinreichende Unterscheidungsmerkmale zwischen sämmtlichen drei amerikanischen Schwänen. Der Trompeterschwan hat nämlich 24 Schwungfedern, der Pfeifschwan 20, die kleinere Art nur 18.

Der Bewicksschwan ist der späteste unter den Dreien auf seiner

Wanderung, aber er dringt auch weiter nach Norden, als die anderen. Sein Nest findet sich noch auf den Inseln des Polarmeeres, und ist von ungewöhnlich großen Verhältnissen, nämlich 6 Fuß lang, 5 Fuß breit und beinahe 2 Fuß hoch; es besteht ganz aus Torfmoos, das zu einem hohen Haufen aufgeschüttet ist. Oben auf dem Haufen befindet sich das Nest selbst, eine große runde Aushöhlung von etwa 2 Fuß Durchmesser. Die Eier sind bräunlich weiß, mit Wolken von dunklerer Farbe. — Was die geographische Verbreitung der Schwäne anbetrifft, so läßt sich daran eine eigenthümliche Bemerkung knüpfen. An der Küste des stillen Oceans findet sich nur der kleine Schwan und der Pfeifschwan, und zwar in einem Zahlenverhältnisse, wie Fünf zu Eins. In den inneren Theilen des Festlandes trifft man nur den Pfeifschwan und den Trompeter, und die letzteren sind weitaus zahlreicher. An der Ostküste von Amerika dagegen ist der Pfeifschwan der häufigste und bekannteste.

Die Schwäne werden von den Indianern und weißen Jägern hartnäckig verfolgt und gejagt, denn ihr Balg sammt den Kielfedern und dem Flaum liefern den Eingeborenen der Pelzregion eine schöne Einnahmequelle. Alle erlegten Schwäne werden an die Hudsonsbay-Compagnie verkauft, die alljährlich im Durchschnitt 10,000 Bälge davon ausführt und sich das Stück mit 6—7 Stück Schillingen englisch bezahlen läßt. Die meisten Bälge rühren vom Trompeterschwane her, welcher also am häufigsten vorkommt. Und nun," schloß Lucian seine Schilderung, „habe ich Euch Alles mitgetheilt, was ich von den Schwänen weiß. Wir wollen also diesen Gegenstand verlassen und uns lieber mit dem Schwanenbraten befassen, der jetzt fertig zu sein scheint, und den ihr schwerlich so trocken finden werdet, wie meine Vorlesung."

IV.

Eine Schwanen-Jagd bei Fackelschein.

Eine Fahrt von wenigen Tagen brachte unsere Reisenden nach der Ansiedelung am Red-River, wo sie sich nur kurze Zeit aufhielten, um sich einige nothwendige Artikel zu verschaffen; dann schifften sie sich wieder ein und trieben dem Winipeg-Flusse zu. Die Schwäne erschienen jetzt in einer größeren Anzahl, waren darum aber nicht minder scheu und gaben Franz ebenso wenig Gelegenheit zu einem erfolgreichen Schusse wie zuvor. Franz war jetzt mehr als jemals darauf erpicht, einen dieser Vögel zu schießen, theils weil ihm ihr Fleisch trefflich gemundet hatte, theils auch, weil er durch ihre Wachsamkeit sehr oft gepeinigt worden war. Man ist immer mehr darauf versessen, scheues Wild zu erlegen, sowohl wegen der Seltenheit des Falles, als wegen des Ansehens, das man sich dadurch als erfahrener Jäger giebt. Unsere Jäger waren nun dem Winipeg-See ungefähr bis auf 4 Meilen nahe gekommen, und Franz hatte noch keinen einzigen Schwan erlegt, — auch war nicht zu hoffen, daß ihm die Adler zu einem zweiten verhelfen würden. Als Norman sah, welche große Freude es seinem jungen Vetter bereiten würde, einen dieser Vögel zu schießen, beschloß er, ihm dazu behilflich zu sein, und machte ihm eines Abends, als sie so auf dem Flusse hintrieben, einen Vorschlag hierzu.

Franz griff diesen begierig auf und sagte: „Fürwahr, Norman! wenn Du mir ein Mittel angeben kannst, wodurch ich einen Schwan erlege, so mache ich Dir dieses Messer hier zum Geschenk!" Damit zeigte er ihm ein sehr schönes Schnappmesser, das er in der Tasche trug.

Nun ist ein Messer in den Pelzländern ein so werthvoller Arti-

kel, daß man um dasselbe zuweilen ein Pferd, oder ein Zelt, oder einen ganzen erlegten Büffel, oder — was noch merkwürdiger ist — eine Frau eintauschen kann. Für den Jäger in diesen fernen wilden Gegenden, der oft viele hundert Meilen von einem Orte entfernt ist, wo Messer zu kaufen sind, ist ein derartiger Artikel natürlich von ungeheurem Werthe. Das Messer aber, welches Franz seinem Vetter anbot, war ein besonders schönes, nach dessen Besitz er sich längst gesehnt hatte. Er nahm daher das Anerbieten seines jungen Vetters begierig auf und sagte: „Wohlan, die Sache ist nicht schwer, Du mußt Dich nur dazu verstehen, bei Nacht etwa eine Stunde weit zu fahren, und ich kann Dir dann versprechen, daß Du einen — vielleicht auch mehrere Schwäne schießen wirst!“

„Was sagt Ihr dazu, Brüder?“ wandte sich Franz an Basil und Lucian, „sollen wir uns den Spaß machen?“

Beide hatten Nichts dagegen, sondern Basil erwiderte vielmehr: „Ich bin gerne dabei, denn ich bin begierig zu erfahren, wie es der Vetter anstellen wird. Ich habe in meinem Leben noch von keiner sichern Art gehört, um diese Vögel zu beschleichen.“

„Je nun,“ versetzte Norman, „dann will ich Euch gerne eine Jagdart zeigen, wie sie unter den Indianern dieser Gegend üblich ist, die uns häufig erlegte Schwäne oder ihre Bälge und Kielfedern nach dem Handelsposten zum Verkauf bringen. Wir können den Versuch vielleicht schon heute Nacht anstellen,“ setzte er mit einem Blick auf den Himmel hinzu. „Wir haben keinen Mondschein und der Himmel ist bewölkt; ja, ich denke, es wird finster genug sein.“

„Muß denn die Nacht eine dunkle sein?“ fragte Franz.

„Je finsterer, desto besser,“ erwiderte Normann. — „Wenn ich nicht irre, werden wir eine stockfinstere Nacht bekommen. Aber wir müssen einige Vorbereitungen machen; es ist beinahe Sonnenuntergang, und wir werden gerade noch Zeit haben, unsere Vorkehrungen zu treffen; laßt uns daher so rasch wie möglich landen.“

Dieser Weisung wurde alsbald Folge geleistet und der Kahn nach dem Ufer gelenkt; sobald er nur noch wenige Fuß von demselben entfernt war, hielt man jedoch an. Beim Anlanden und Vom-Stapel-lassen dieser leichten Kähne von Birkenrinde muß immer die größte Vorsicht beobachtet werden, und der Kiel darf nie den Boden des Flußbettes berühren, weil sonst das Fahrzeug leicht Schaden nehmen würde. Die Reisenden müssen zuerst aussteigen und an's Ufer waten, einer oder zwei aber im Wasser stehen bleiben und das Boot in seiner Lage erhalten; hierauf wird die ganze Ladung, von welcher Art sie auch sein mag, ausgeschifft und gelandet, und sodann das Boot selbst aus dem Wasser gehoben und an's Ufer gebracht, wo man es zum Behuf des Trocknens umstülpt. Ein Kahn von Birkenrinde ist ein so zerbrechliches Fahrzeug, daß er beim Zusammenstoß mit dem kiesigen Grunde oder der Erde am Ufer gar leicht große Beschädigung erleiden oder gar in Trümmer gehen könnte. Es ist sogar gefährlich, aufrecht darin zu stehen, da es so empfindlich ist, daß es leicht umschlagen und Mann und Ladung in das Wasser werfen würde. Die Reisenden müssen deshalb sobald sie eingestiegen sind, während der ganzen Fahrt ruhig sitzen und sich so wenig wie möglich bewegen. Es läßt sich daher denken, wie behutsam ein solches Canoe behandelt wird. Landet man, um irgendwo zu übernachten, so wird der Kahn stets in der oben beschriebenen Weise aus dem Wasser genommen. Die Rinde ist oft von schwammiger Beschaffenheit; ließe man sie länger im Wasser, so würde sie dasselbe ansaugen und schwerer werden, und der Kahn dadurch nicht mehr so rasch fahren. Bleibt er dagegen die ganze Nacht umgestürzt, so trocknet die Rinde und das Fahrzeug wird leichter. Bringt man daher das Canoe am Morgen bei Beginn der Fahrt in's Wasser, so sinkt es nicht so tief ein, wie am Nachmittag und Abend, und läßt sich daher auch weit leichter rudern. Wird während der Fahrt ein Hirsch oder Bär geschossen, so ver-

fehlen die Pelzjäger und Pelzhändler nie, die ganze Wasserseite des Kahns tüchtig mit Talg oder Fett zu bestreichen, weil das Canoe dann um so weniger Wasser zieht und sich weit leichter rudern läßt.

Als unsere jungen Jäger gelandet hatten, zündeten sie zunächst ein Feuer an, um ihr Abendbrod zu bereiten, welches sie diesmal früher einnehmen wollten als gewöhnlich, um den ersten Theil der Nacht zu ihrer Schwanen-Jagd zu benützen, die sie bis Mitternacht zu beenden gedachten. Lucian befaßte sich mit dem Kochen, während Norman, von Basil und Franz unterstützt, seine Vorbereitungen für die Jagd traf. Da Franz auf das Ergebniß derselben einen besonderen Werth legte, so beobachtete er das Verfahren seines Vetters so genau, daß ihm keine Bewegung desselben entging. Norman ging zunächst mit Franz in den Wald und suchte nach einem gewissen Baume, den er in einer Entfernung von kaum hundert Schritten fand. Es war eine Birkenart, leicht erkennbar an ihrer glatten, silberweißen Rinde. Es war die sogenannte wollblättrige Birke, die Betula lanulosa der Botaniker. Mit seinem scharfen Jagdmesser „gürtelte" er diesen Baum zunächst in der Nähe des Bodens, sodann weiter oben, so daß zwischen den beiden Gürteln oder ringsum laufenden Einschnitten ein Zwischenraum von vier Fuß war. Dann machte er der Länge nach einen Einschnitt, indem er die Spitze seines Messers senkrecht von dem einen Kreise zum andern herabzog, worauf er die Messerklinge unter die Rinde schob und sie abtrennte, wie man die Haut eines Büffels abtrennt. Der Baum hatte einen Fuß im Durchmesser, und die abgelöste Rinde war daher ungefähr starke drei Fuß breit, denn der Umfang eines Kreises oder Cylinders beträgt bekanntlich immer das Dreifache des Durchmessers. Dann kehrten sie mit dem abgetrennten Rindenstück an das Lagerfeuer zurück, breiteten es aus — jedoch nicht ganz flach, sondern ließen ihm noch eine leichte Krümmung. Die gewölbte Seite, nämlich diejenige, welche dem Baume zugekehrt

gewesen war, wurde nun mit zerstoßener Kohle geschwärzt, die Basil einstweilen zu diesem Zwecke hergerichtet hatte, und an das eine Ende der Rinde wurde ein Pfahl oder eine Stange befestigt. Nun brauchte man nur noch diese Stange aufrecht im Kahne anzubinden und zwar so, daß der untere Theil des Rindenstücks auf gleicher Höhe mit den Sitzen war und seine hohle Seite nach vorne kehrte. Es bildete alsdann eine Art Schirm, und verbarg die im Kahne befindlichen dem Blicke jedes Thieres, welches etwa vor dem Kahn war.

Als dies Alles besorgt war, nahm Norman von Neuem die Axt und ging abermals in den Wald. Diesmal galt es, eine Anzahl „Knorren" von der Pechfichte (Pinus rigida) zu holen, die er in dieser Gegend sehr leicht zu finden hoffte. Der Baum ward bald gefunden und Franz gezeigt, der ihn wie zuvor begleitete. Franz sah, daß es ein Baum von etwa fünfzig Fuß Höhe war, der am Boden einen Fuß im Durchmesser haben mochte; die Rinde war dick, ganz dunkel von Farbe und voller Risse. Die Nadeln waren ungefähr drei Zoll lang und wuchsen zu Dreien, die zusammen ein kleines Büschel bildeten und unten durch eine bräunliche Scheide verbunden waren. Die Zapfen waren etwas kürzer als die Nadeln, beinahe eiförmig, und standen in Trauben von drei bis vier beisammen. Franz bemerkte, daß der Baum dick mit Aesten besetzt war, und das Holz daher viele Astknoten haben mußte. Aus diesem Grunde wird es auch wenig als Zimmerholz verwendet; da es aber sehr harzreich ist, so liefert es das beste Brennholz und wird deshalb in ganz Amerika, soweit es vorkommt, zu diesem Gebrauche vorzugsweise verwendet. Franz glaubte, sein Gefährte wolle einen der Bäume umhauen, allein hierin irrte er. Norman hatte nur vor einem der Bäume Halt gemacht, um ihn zu untersuchen und sich zu überzeugen, daß es die Art war, die er suchte. Sobald er dessen sicher war, ging er weiter, sah sich überall am Boden um und trat endlich zu einem unge=

stürzten Baume, den wahrscheinlich der Wind niedergerissen hatte, und der schon halb vermodert war. Eine derartige Pechschichte war es nun gerade, deren Norman bedurfte; er schwang sogleich die Axt und hieb eine Menge der harzigen Astknorren heraus, die er dann auflas und in einen Sack sammelte; sobald dies geschehen war, kehrte er mit Franz zum Feuer zurück und belehrte ihn, daß es nun keiner weitern Vorbereitung mehr bedürfe.

Alle Vier setzten sich nun zum Abendbrod nieder, das aus Rauchfleisch, Zwieback und Kaffee bestand und ihnen trefflich mundete, da die Wasserfahrt ihren Appetit tüchtig geschärft hatte. Sobald sie mit dem Essen fertig waren, wurde der Kahn wieder in's Wasser gesetzt und fertig gemacht. Der Schirm von Birkenrinde ward dadurch befestigt, daß man den an demselben angebrachten Pfahl an die Rüsthölzer des Kahns und an einen der Sitze befestigte. Unmittelbar vor dem Schirme wurde eine kleine Stange schief über den Bug des Kahnes hinaus angebracht, und an derselben die Schmor-Pfanne, welche unsere jungen Jäger unter ihrem Küchengeräthe hatten, mit dem Stiele festgebunden. Die Pfanne wurde sodann ganz mit trockenen Fichtenknorren und dürrem Moose gefüllt, die jeden Augenblick mit einem Kienspahn angezündet werden konnten. Als alle diese Vorkehrungen getroffen worden waren, warteten die Jäger nur noch auf den Einbruch der Dunkelheit, um sich alsbald auf den Weg zu machen.

Im Verlaufe ihrer Jagd mußten sie allerdings weiter stromabwärts fahren; allein da dies ja die Richtung war, in welcher sie reisten, so konnte dies ja nur ein Gewinn für ihre Fahrt sein, und sie trafen auf diese Weise zwei Fliegen mit einem Klapps. Diese angenehme Erwägung veranlaßte sie, ihr ganzes Gepäck wieder hübsch im Kahn unterzubringen, in den sie sich setzten und unter harmlosem Plaudern den Einbruch der Dunkelheit erwarteten. Die Nacht sank endlich hernieder und war stockfinster, wie Nor-

man prophezeit hatte. Sobald es dunkel genug war, stießen sie vom Ufer und begannen stromab zu treiben. Norman saß am Bug, um das Feuer von Fichtenknorren zu unterhalten, — neben ihm war Franz, der beide Läufe seiner Doppelflinte mit Rehposten geladen hatte, mit welchen man gewöhnlich die Schwäne schießt. Ihm zunächst war Basil mit seiner Büchse, der gerade die Mitte des Schiffes einnahm. Lucian, überhaupt kein großer Jäger und sonderlicher Schütze und ein Mensch von friedlicher Gemüthsart, handhabte das Ruder, um den Kahn zu steuern; in dieser Weise trieben die Reisenden stille dahin. Norman zündete bald sein Feuer an, das nun seinen rothen Schein auf den Spiegel des Wassers warf und seine Strahlen sogar noch bis an die Ufer zu beiden Seiten des Stromes sandte. Die Bäume, welche über das Wasser hereinhingen, schienen ganz in röthliche Gluth getaucht, und die gekräuselten Wellen erglänzten wie flüssiges Gold. Das Licht dehnte sich nur über einen Halbkreis aus, denn durch die Art und Weise, wie die Pfanne aufgehängt war, konnte es nicht auf die andere Hälfte des Kreises fallen, und diese erschien durch den Contrast nur noch dunkler, als sie sonst gewesen wäre. Die Vorzüge des Plans, welchen Norman befolgt hatte, leuchteten sogleich Allen ein. Vor dem Kahne war der ganze Strom auf eine Entfernung von mehreren hundert Ellen so deutlich sichtbar, daß die jungen Jäger vom Boote aus sogar einen Gegenstand von der Größe eines Korks hätten treiben sehen können, geschweige denn den großen Körper eines Trompeterschwans. Auf der Rückseite des Canoe's dagegen war Alles in dunkle, finstere Nacht gehüllt, und Jeder, der das Boot von der Vorderseite aus einiger Entfernung betrachtet hätte, würde Nichts zu unterscheiden vermocht haben, als die helle Feuer-Pfanne und die gleichförmige, schwarze Bucht dahinter. Wie schon gesagt, war die gewölbte Seite der Rinde dem Feuer zugekehrt, und da die Feuer-Pfanne ganz dicht vor dem Schirme

stand, so konnte auch nicht ein Lichtstrahl auf die Gestalten derer fallen, die im Kahne saßen, und sie waren daher für jedes Geschöpf, das sich ihnen von vorne näherte, unsichtbar, während sie selbst Alles vor sich sehen konnten.

Es händelte sich jetzt nur noch um zwei Punkte: zunächst, ob man Schwäne auf dem Flusse finden würde, und dann, wenn dies der Fall, ob man diesen Vögeln auf wirksame Schußweite nahe kommen konnte? Auf die erste Frage konnte Norman natürlich nicht Bescheid geben, da dies nicht von seinem Wissen oder Willen abhing. Auf die zweite Frage dagegen konnte er mit der bestimmten Versicherung antworten, daß wenn überhaupt Schwäne vorhanden seien, man dieselben jedenfalls zum Schusse bekommen werde, denn er hatte dieselben schon oft auf diese Weise gejagt. Er versicherte, daß die Schwäne entweder ihren Platz behalten und so lange bleiben würden, bis das Licht ihnen sehr nahe komme, oder daß sie, was noch weit häufiger ist, sogar von Neugier gelockt und von der Neuheit des Schauspiels angezogen, selber auf das Feuer zugeschwommen kommen würden. Norman hatte auch Hirsche auf dieselbe Weise gejagt und dieselben nach seiner Behauptung zu Hunderten an den Fluß-Ufern geschossen, wenn sie zur Tränke an's Wasser herunter gekommen waren und starr nach dem vorübertreibenden Lichte blickten. Seine Vettern konnten seinen Schilderungen um so eher Glauben schenken, als sie selber in den Wäldern von Louisiana bei Fackelschein Hirsche gejagt hatten, was man dort die Feuer-Jagd heißt. Basil hatte schon manchen Hirsch auf diese Weise erlegt und wußte, daß diese Geschöpfe, wie von einem Zauber festgehalten, mit aufrechtem Kopfe stehen blieben und auf die Fackel stierten, oder, wie der Jäger sagt, vor dem Feuer „verhofften,“ das der eine Jäger trug, während der andere Schütze dem Hirsche zwischen die beiden glänzenden Augen zielend die tödtliche Kugel abfeuerte. Die Erinnerung hieran ließ es

ihnen sehr glaublich erscheinen, daß sich Schwäne in ähnlicher Weise verhalten.

Sie brauchten übrigens nicht lange zu warten, um sich hiervon durch eigene Erfahrung zu überzeugen. Der Kahn hatte nämlich kaum eine Krümmung des Flusses umschifft, als drei große weiße Gegenstände in der geraden Flußstrecke vor ihnen erschienen; ein einziger Blick von ihnen auf dieselben zeigte unseren Jägern, daß es Schwäne waren, obschon sie im täuschenden Scheine des Feuers weit größer erschienen; ihre langen aufrechten Hälse sprachen jedoch dafür, daß es nichts anderes sein konnten, als Schwäne, und der Kahn wurde daher gerade auf sie zugesteuert.

Während unsere Jäger gegen ihr Wild herantrieben, stieß einer der Vögel seinen seltsamen Trompeterton aus und wiederholte diesen von Zeit zu Zeit im Heranschwimmen.

„Man sagt, der Schwan singe vor seinem Tode," flüsterte Franz lächelnd Basil zu, der ihm am nächsten saß; „es wäre mir sehr lieb, wenn dies ein solcher Schwanengesang wäre."

„Ziele nur gut," erwiderte Basil, der hierüber ebenfalls lächeln mußte; „für einen Schwanengesang ist übrigens nicht Musik genug in diesem Tone. Inzwischen habe ich Nichts dagegen, daß diese Thiere in die Lärm-Trompete stoßen, um uns auf sie aufmerksam zu machen."

Beide verstummten übrigens, um die scheuen Vögel nicht zu erschrecken, denen man bereits bis auf 150 Schritte nahe gekommen war. Die Schützen hatten sich folgendermaßen verabredet. Basil sollte zuerst schießen und einen der Vögel mit der Büchse auf's Korn nehmen; Franz dagegen feuern, sobald er den Knall von seines Bruders Gewehr höre, und die beiden übrigen Schwäne im Auffliegen mit dem einen oder beiden Läufen herunter holen.

Endlich glaubte sich Basil nahe genug, schlug sein Gewehr an und feuerte. Der Vogel warf die Schwingen auseinander, fiel ganz

flach auf's Wasser nieder und verendete fast ohne Todeskampf. Die beiden anderen flogen mühsam auf, aber Piff! Paff! krachten die beiden Schüsse aus Franzen's Flinte nach ihnen, und einer der Vögel fiel mit einer zerschmetterten Schwinge in das Wasser zurück und flatterte zappelnd über den Fluß-Spiegel hin. Basil's Schuß war tödtlich gewesen, und der Schwan daher leicht zu ergreifen; der angeflügelte Vogel aber ward nur nach einer langen Verfolgung mit dem Kahne eingeholt und wehrte sich dann so hartnäckig durch Schläge mit der anderen unversehrten Schwinge, daß er Franz durch einen solchen Streich eine schmerzliche Wunde am Handgelenke beibrachte. Beide Vögel wurden übrigens endlich wohlbehalten an Bord gebracht und erwiesen sich als Männchen und Weibchen von ungewöhnlicher Größe.

V.

Ein kleiner Schiffbruch.

Der Knall der Gewehre mußte natürlich alle anderen Schwäne in der Nähe verscheucht haben, und es war nicht wahrscheinlich, daß man deren weitere finden würde, bevor man nicht eine große Strecke des Flusses zurückgelegt hatte. Die Jäger brachten daher die beiden erlegten Vögel im Boote gut unter und ruderten rasch weiter. Sie waren keine tausend Schritte weiter gekommen, als ihnen ein zweiter Flug Schwäne entgegen kam, die in ähnlicher Weise sich dem Feuer näherten. Diesmal wurden nicht weniger als drei erlegt, da Franz hier die Genugthuung hatte, mit beiden Läufen zu treffen. Etwas weiter stromabwärts wurde noch ein Pfeifschwan und später noch ein Trompeter erlegt, so daß nun im Ganzen sieben geschossene Schwäne im Boden des Kahnes

lagen. Das Gewicht dieser sieben großen Vögel, die beinahe den ganzen Raum des Fahrzeuges einnahmen, versenkte dieses fast bis zum Rande in's Wasser. Man hätte nun denken sollen, die Jäger würden sich mit dieser Beute begnügt und die Jagd aufgegeben haben; allein der Jäger hat nur sehr selten Wildpret genug und ist nur zu oft geneigt, mehr Blut zu vergießen, als für ihn gerade nothwendig ist. Anstatt daher jetzt von der Jagd abzustehen, setzten unsere jungen Jäger diese nun fort und brachten den Kahn von Neuem in die Strömung. In kurzer Entfernung unterhalb der Stelle, wo sie den letzten Schwan geschossen hatten, bogen sie gerade in eine Krümmung des Flusses ein, als ihnen plötzlich ein lautes Rauschen an's Ohr schlug, demjenigen ähnlich, welches eine Cascade oder ein Wassersturz hervorbringt. Als sie es zuerst hörten, waren sie überrascht und einigermaßen bestürzt, — es konnte nach ihrer Ansicht zwar nur eine Stromschnelle sein, aber möglicherweise auch ein größerer Wasserfall. Norman konnte ihnen hierüber keine Auskunft geben, denn er hatte niemals diesen Strom befahren und wußte nicht, ob der Red-River hier Stromschnellen habe oder nicht; indeß zweifelte er an deren Vorhandensein. Auf seiner Reise nach dem Süden hatte er einen andern Weg verfolgt, nämlich den Winipeg-Fluß hinauf, über den Regensee und Wäldersee und jene Ketten kleiner Seeen, welche mit dem letzten zusammenhängen, bis in den gewaltigen Oberen-See. Dies ist der gewöhnliche und wohlbekannte Weg, auf welchem die Employés oder Angestellten der Hudsons-Bay-Compagnie reisen, und darum hatte ihn auch Norman gemacht. In dieser Ungewißheit wurde der Kahn zum Anhalten gebracht, und unsere jungen Pelz-Jäger hielten horchend stille. Das Geräusch, welches das Wasser machte, war gar nicht mehr ferne und klang wie das Brausen von Stromschnellen oder das Rauschen eines kleinen Wassersturzes oder eines Wehres. Es war offenbar das eine oder das andere; als sie aber

eine beträchtliche Zeit darauf gehorcht hatten, kamen Alle zu der Ueberzeugung, daß der Ton nicht von dem Red=River selbst herrühre, sondern von irgend einem Flusse, der sich von einer Seite her in jenen ergieße. In dieser Ueberzeugung setzten sie den Kahn wieder in Bewegung und fuhren langsam und bedachtsam weiter.

Ihre Vermuthung erwies sich als richtig. Als sie näher kamen, bemerkten sie, daß das Geräusch jeden Augenblick deutlicher wurde und ihnen von der rechten Seite näher kam; und bald sahen sie vor sich vom rechten Ufer aus eine starke Strömung sich in den Red=River ergießen. Dies war leicht an dem weißen Schaum und den Blasen zu erkennen, die auf der Wasserfläche hintrieben und offenbar von irgend einem Wassersturze herrührten, den jener Zufluß unweit seiner Einmündung in den Red=River bildete. Die Jäger ruderten nun ohne Furcht vorwärts und lagen in wenigen Minuten jener Einmündung gegenüber, wo ihnen ein bedeutender Wasserfall, kaum 30 Ellen vom Red=River entfernt, zu Gesicht kam. Das Wasser schäumte und toste über eine Reihe von Stufen herab und rauschte dann in schäumender Strömung weiter. Diese Strömung hatte sie bereits erfaßt, und sie fuhren nun mit mehr Geschwindigkeit dahin, so daß die Ruderer ihre Arbeit aufgeben und die Schaufelruder in's Boot hereinziehen konnten.

In diesem Augenblicke gewahrten sie einen Flug Schwäne und zwar den größten, den sie seither gesehen hatten, da er aus beinahe 20 dieser prächtigen Vögel bestand — ein Anblick, der, wie Norman behauptete, selbst in den beliebtesten Standorten des Schwans überaus selten war. Selten sieht man mehr als 6 oder 7 Schwäne beisammen, öfters sogar nur 2 oder 3. Nun ward ein großer Streich beschlossen; Norman griff selbst nach seiner Büchse, und auch Lucian, der das hinterste Ruder führte und das Boot lenkte, zog sein Gewehr neben sich, um gleich den Uebrigen auf die Schwäne zu feuern. Der Kahn wurde so geleitet, daß er beim Stromab=

wärtstreiben gerade auf die Stelle zu schwimmen mußte, wo die Schwäne waren.

Binnen Kurzem kam man den großen Vögeln sehr nahe, und unsere Jäger sahen nun deutlich, wie die Schwäne mit aufgerichteten Hälsen auf dem Wasser saßen und verwundert nach dem Feuer blickten. Ob sie ihre seltsamen Trompeten-Töne wieder ausstießen, war nicht zu unterscheiden, denn das Brausen des Wasserfalles tönte unseren Jägern noch im Ohr, so daß sie nichts Anderes hören konnten. Basil und Norman feuerten zuerst und gleichzeitig; aber der lautere Knall von Franzen's Doppelflinte und auch der scharfe Knall von Lucian's Büchse ertönten unmittelbar hernach. Durch diese Salve wurden drei von den Vögeln erlegt und ein vierter „angeflügelt," der dann alsbald untertauchte, nach einer Weile aber wieder zum Vorschein kam und stromabwärts flatterte. Die anderen Schwäne schwangen sich in die Luft und verschwanden in der Dunkelheit.

Während der Zeit, die dieses Abschießen erforderte, war das Canoe nicht länger durch Lucian's Ruder geleitet und daher von irgend einem Wirbel in der Strömung erfaßt worden, der plötzlich seinen Stern nach vorne kehrte und es in dieser Lage weiter trieb, in welcher das Licht nicht mehr auf den Fluß vor ihnen fallen konnte, sondern stromaufwärts geworfen wurde. Alles, was vor ihnen flußabwärts lag, war in tiefe Finsterniß gehüllt. Ehe die Jäger noch dem Canoe seine rechte Richtung wieder geben konnten, schlug ein neues Geräusch an ihr Ohr, über welches einige von ihnen einen Schrei des Entsetzens ausstießen. Es war abermals das Getöse von rauschenden Wasserstürzen, aber nicht dasjenige, welches sie bereits gehört und passirt hatten, — es lag vor ihnen im Flusse selbst. – Viell eicht war es ein Wasserfall, und sie trieben rasch auf seinen Rand zu!

Auf einmal rief Norman laut und ängstlich: „rudert rückwärts!

haltet an! — haltet an! — die Stromschnellen!" Gleichzeitig erhob er sich und beugte sich vorwärts, um ein Ruder zu ergreifen. Die drei Brüder geriethen in die größte Bestürzung, und die raschen unbedachten Bewegungen Aller, zu denen der Schreck sie veranlaßte, versetzten das kleine Fahrzeug in solches Schwanken, daß das Wasser über Bord schlug. Jetzt wurde das Boot wieder gewendet und herum gebracht, bis das Licht abermals nach vorne auf den Strom fiel und den Jägern einen entsetzlichen Anblick enthüllte. So weit das Auge reichte, bildete der ganze Fluß nur eine fortlaufende Strecke von Stromschnellen. Dunkle Felsenriffe und gewaltige schwarze Felsblöcke lagen dicht in dem Canal zerstreut und ragten aus dem Wasser; um sie her und gegen sie brachen sich die Wellen schäumend und mit lautem Getöse; es war allerdings kein Wasserfall, denn ein solcher existirt im Red-River nicht, allein die Stromschnellen vor ihnen waren nach Maaßgabe ihrer Zerstörungskraft in dem Auge unserer Jäger ebenso gefährlich und furchtbar. Sie dachten nicht mehr an die Schwäne und ließen die erlegten unbeachtet stromabwärts und den verwundeten davon treiben. Ihr ganzes Dichten und Trachten ging nur dahin, den Kahn anzuhalten, ehe er in die Stromschnellen gerathen würde. In dieser Absicht hatten alle zu den Rudern gegriffen, fanden aber trotz ihrer äußersten Anstrengungen bald, daß das leichte Fahrzeug ganz unter den Einfluß der starken Strömung gerathen war und rascher als je stromabwärts gerissen wurde. Ihr Rückwärtsrudern half durchaus Nichts mehr.

In wenigen Secunden hatte der Kahn die oberste Stufe der Stromschnellen passirt und schoß mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles stromabwärts. Ein großer Felsblock lag gerade mitten im Flußbett; an diesem brach sich die Strömung mit Wuth und bespülte seine Seiten mit schäumenden Wassermassen. Diesem Punkte eilte der Kahn zu, und da das Licht abermals stromauf-

wärts gewandt war, konnte keiner der Reisenden diesen gefährlichen Felsen sehen; allein sie hätten denselben auch nicht mehr ausweichen können, denn das Boot gehorchte nicht mehr ihrem Willen, sondern trieb als ein Spiel der Wellen dahin und tanzte im Kreise. Der Felsen kam noch einmal in den Lichtkreis der Fackel, aber im selben Augenblicke wurde der Kahn auch mit einem lauten Krachen gegen denselben geschleudert.

Einige Augenblicke lag das Fahrzeug regungslos von der Strömung gegen den Felsen angedrückt, aber seine Seiten wurden eingestoßen und das Wasser rauschte hindurch. Basil's scharfblickendes, rasches Auge bemerkte dies mit einem Blick; er sah, daß der Kahn nun zertrümmert war, und daß ihnen nichts Anderes mehr übrig blieb, als sich so gut wie möglich zu retten. Mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit in jeder Gefahr ließ er das Ruder fallen, griff nach seiner Büchse und rief seinen Gefährten zu, sich durch einen Sprung auf den Felsen zu retten. Alles sprang gleichzeitig über den Rand des Kahnes, und der Hund Marengo folgte ihnen.

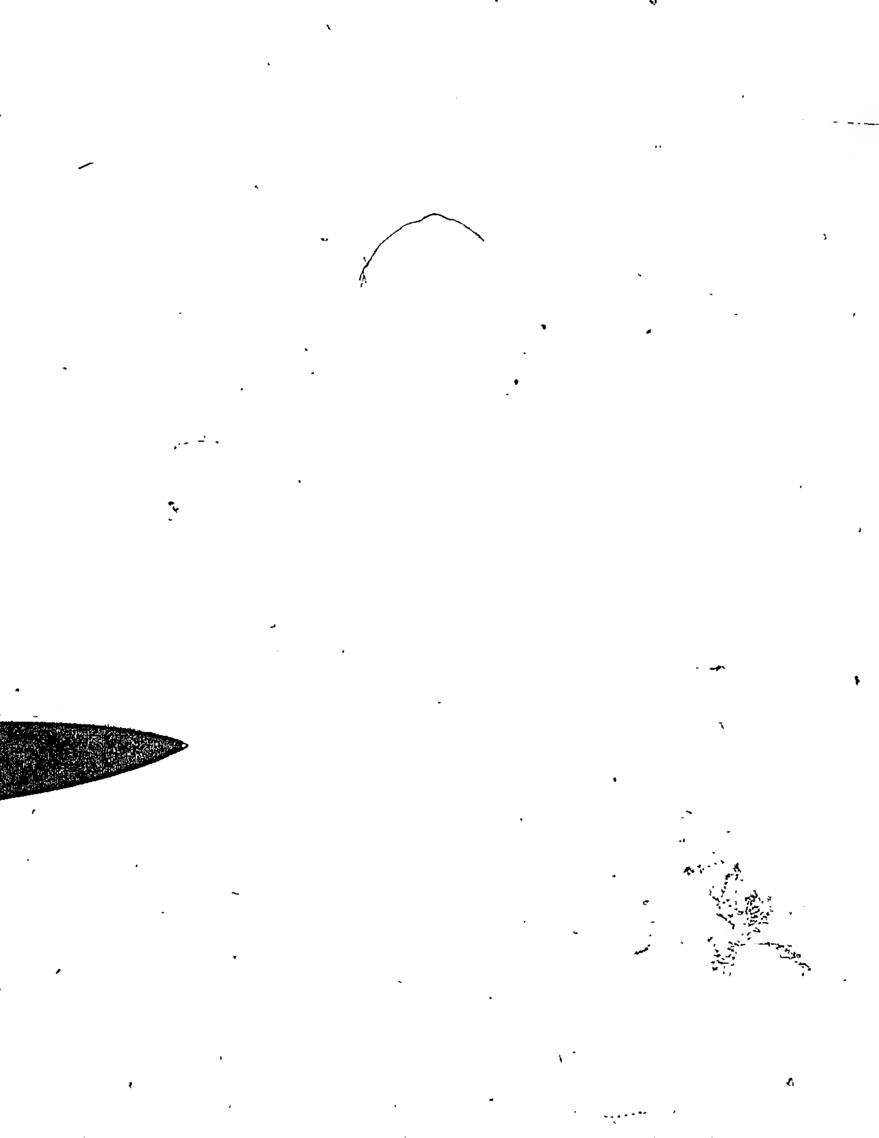
Auf diese Art erleichtert, drehte sich der Kahn in der Strömung rasch um und trieb weiter; im nächsten Augenblicke stieß er an einen anderen Felsen und wurde halb zertrümmert.

Nun drang das Wasser hinein — die weißen Körper der Schwäne, die Büffeldecken, Teppiche und übrigen Geräthschaften wurden vom Wasser emporgetragen, die brennenden Fichtenknorren fielen aus der Pfanne und erloschen zischend im Wasser, und wenige Augenblicke später war Alles in Dunkelheit gehüllt.

Der Kahn war mit seinem ganzen Inhalte verloren gegangen; die Jäger hatten Nichts gerettet, als was sie auf dem Leibe trugen und ihre Messer, Büchsen, Hörner und Kugeltaschen. Zum Glück hatte Norman noch eine Axt in seinem Gürtel stecken, als er aus dem sinkenden Kahn auf den Felsen sprang. Alle ihre übrigen Habseligkeiten, wie Kleidungsstücke, Kochgeräthschaften, die erlegten



Der Schiffbruch in den Stromschnellen



Schwäne, die Säcke mit Lebensmitteln, wie Kaffee, Mehl und geräuchertem Fleisch, waren unwiederbringlich verloren. Theils hatte sie die Strömung davon getragen, theils waren sie mit Wasser durchtränkt und zwischen den Felsen versunken, — verloren waren sie jedenfalls. So standen nun unsere Jäger auf einem kleinen nackten Fels mitten im Strome, von einem Unglück befallen, das so plötzlich gekommen und in seinen Folgen so fürchterlich war, daß sie einige Minuten keiner Bewegung und keines Wortes mächtig waren. Ihre Blicke folgten dem Canoe, obschon sie wußten, daß es sammt seinem ganzen Inhalte zu Grunde gegangen war, und obwohl die Dunkelheit ihnen nicht erlaubte, weiter als auf Armlänge zu sehen. Dichte Finsterniß umfing sie und schien noch undurchdringlicher durch den Contrast mit der hellen Röthe, welche kurz vorher noch die Fackel verbreitet hatte. Der weiße Schaum der Brandung spülte um den Felsen her, und das Brüllen der Gewässer klang ihnen doppelt melancholisch in's Ohr. Ihre Lage war eine höchst trostlose; sie standen hier auf einer kleinen Felseninsel im Strom, auf allen Seiten von einer reißenden Strömung umgeben, inmitten einer unwirthlichen Wildniß, wo auf Hunderte von Meilen nirgends eine Ansiedelung zu finden war und der allernächste Ort, welchen civilisirte Menschen bewohnen, nur auf einer wochenlangen mühsamen Wanderung durch unwegsame Wälder und über zahlreiche tiefe Ströme erreicht werden konnte. Vor ihnen auf ihrem Wege lagen unzugängliche Sümpfe und Seeen mit moorigen Ufern, die ihnen den Weg versperrten, zumal wenn sie denselben zu Fuße zurücklegen mußten, weil sie kein Boot mehr hatten.

Wie trostlos aber auch ihre Lage war, so hatten diese jungen Jäger allesammt schon doch zu viele Gefahren bestanden und zu oft dem Tode getrotzt, als daß sie nun der Verzweiflung hätten Raum geben sollen. Sobald sie daher die volle Gewißheit hatten, daß ihr Fahrzeug sammt seinem ganzen Inhalte verloren war, so über=

legten sie sich zunächst, wie sie es anstellen sollten, um ihrer jetzigen Lage noch die günstigste Seite abzugewinnen. — Für diese Nacht wenigstens waren sie hilflos; sie konnten den Felsen nicht verlassen, da sie rings von Stromschnellen umgeben waren, die sogar bei Tage nur mit großer Gefahr zu passiren gewesen wären, im Dunkel der Nacht aber jedes Versuches spotteten. Es blieb daher den jungen Jägern keine andere Wahl, als ruhig den Morgen zu erwarten; in dieser Ueberzeugung setzten sie sich so dicht wie möglich nebeneinander auf dem Felsen zusammen, der nicht groß genug war, um ihnen zu gestatten, daß sie sich niederlegten, und verbrachten den größten Theil der Nacht wachend; denn wenn auch der Eine oder Andere von ihnen von der Müdigkeit übermannt einnickte, so schreckten ihn nach wenigen Minuten schon wieder unbehagliche Träume auf. Sie vermochten sich nicht einmal mit einander zu unterhalten, denn das Getöse des stürzenden Wassers machte alle Unterredung fast unmöglich, und um sich gegenseitig zu verstehen, mußten sie einander beinahe zuschreien. Sie waren zwar bei der Flucht aus dem Canoe nicht sonderlich naß geworden, aber sie hatten weder Ueberrock, noch Teppich, noch Büffeldecke gerettet, und die Nächte am Winipeg-See sind um diese Jahreszeit noch sehr kalt, so daß sie gewaltig unter dem Froste litten. Sie waren zwar nur unter dem 50. Breitengrade, allein man darf nicht vergessen, daß die Linien der gleichen Temperatur oder die Isothermal-Linien, wie die Meteorologen sie nennen, in Amerika ganz andere sind, als in Europa, so daß es unter dem 50. Grad nördlicher Breite in Nordamerika um ein sehr Bedeutendes kälter ist, als unter demselben Breitengrade Frankreichs, Englands oder Deutschlands. Namentlich hat man die Wahrnehmung gemacht, daß es unter demselben Breitengrade auf der Ostküste des amerikanischen Festlandes, also am atlantischen Ocean, um wenigstens 10 Grade kälter ist, als auf der Westküste desselben, am stillen Ocean, wie denn

überhaupt die Westseite des amerikanischen und die Westseite des europäischen Festlandes an Milde des Klimas sehr viel mit einander gemein haben. Namentlich am Winipeg-See, der doch so ziemlich in der Mitte des amerikanischen Festlandes liegt, ist das Klima eigenthümlich rauh und strenge und zeigt alle Nachtheile eines rein continentalen Klima's, wie es sich besonders im Innern des nordamerikanischen Festlandes geltend macht. Schon im Vorsommer sind hier die Tage manchmal so heiß, daß man sich unter den Tropen zu befinden glaubt, und dabei sind die Nächte so kalt, daß zuweilen sogar Reifen vorkommen. Unsere Schiffbrüchigen froren daher die ganze Nacht elendiglich und waren äußerst froh, als endlich der Morgen anbrach und die ersten Strahlen des Tageslichts durch die Gipfel der Uferbäume schimmerten. Sobald es hell genug war, berathschlagten sie über die zweckmäßigsten Mittel, nach dem Ufer zu gelangen. Unter anderen Umständen wäre es für sie eine Kleinigkeit gewesen, schwimmend über einen Fluß von dieser Breite zu setzen, und auch hier wäre das Unternehmen vielleicht thunlich gewesen, wenn sie sich auf einem der beiden Ufer befunden hätten, denn sie würden sich dann nur eine Stelle gewählt haben, wo das Wasser verhältnißmäßig ruhig gewesen wäre. Allein der Felsen, auf dem sie sich befanden, lag mitten im Strombette, und die Strömung brach so ungestüm zwischen den einzelnen Felsblöcken hindurch, daß sie bei jedem Versuche, nach einem der Ufer hinüberzuschwimmen, unfehlbar stromabwärts gerissen und vielleicht heftig an den einen oder anderen der zackigen Felsen geschleudert worden wären.

Der helle Tag zeigte ihnen diese ganze Lage, und nicht ohne Furcht und Unbehagen beriethen sie sich über die Mittel, wie sie die eine oder andere Seite des Ufers erreichen könnten. Das rechte Ufer war das entferntere, aber der Uebergang zu demselben schien der leichtere zu sein. Die Strömung war anscheinend hier nicht

stark und nicht so tief; sie hofften sogar eine Furth zu finden, durch welche sie hinüber gelangen könnten, und Basil machte den Versuch; allein bald gerieth er in eine Tiefe, wo das Wasser über seinen Kopf hinaus ging, die Strömung ihn fortriß und er sich rasch wieder schwimmend nach dem Felsen retten mußte.

Die Entfernung von dem Felsen nach dem rechten Ufer betrug etwa 100 Schritte, da und dort erhoben sich in unregelmäßigen Zwischenräumen spitze oder zerklüftete Felsblöcke über den Wasserspiegel, von denen einige 3 oder 4 Fuß über das Wasser empor ragten und beinahe wie aufrechte Grabsteine anzusehen waren. Lucian hatte dieselben bemerkt und die Ansicht geäußert, wenn sie nur einen Strick hätten, könnten sie denselben über einen der Steine herum werfen und dann, wenn sie sich am anderen Ende festhielten, mittelst dieses Strickes von einem Felsen auf den anderen gelangen. Dieser Rath war zwar trefflich, allein es erhob sich dagegen nur die Schwierigkeit, wie man sich einen Strick verschaffen sollte! Alle ihre Stricke, Taue und Lassos waren mit dem Kahne davon getragen worden. Ihre einzigen Lederriemen und ledergeflochtenen Stricke waren diejenigen, an welchen sie ihre Pulverhörner, Kugelbeutel ꝛc. trugen, und diese waren verhältnißmäßig ebenso klein, wie zu ihrer Ausrüstung unentbehrlich. Es bedurfte eines langen Strickes, der stark genug war, um einem erwachsenen Manne Schutz gegen die Strömung zu gewähren, und Alle zerbrachen sich nun fast vergeblich den Kopf, auf welche Weise ein solcher Strick zu beschaffen wäre. Nach langem Besinnen schienen plötzlich Norman und Basil auf den gleichen Gedanken gekommen zu sein, denn beide schnallten gleichzeitig ihre Gürtel ab und begannen ihre Jagdhemden von Hirschhaut auszuziehen. Die Anderen begriffen alsbald, was Diese mit denselben beginnen wollten: nämlich dieselben in Streifen schneiden und sie dann zu einem Stricke zusammenflechten. Alsbald machten sich alle Vier gleichzeitig an's Werk: Lucian und Franz hielten die Hemden

straff, während Basil und Norman die Messer führten, und in wenigen Minuten war der ganze Fetzen mit armeslangen Stücken von Hirschleder bedeckt, deren jedes etwa zwei Zoll breit war; diese wurden nun zunächst zusammengebunden und so geflochten, daß sie einen Strick von mehr als 40 Fuß Länge bildeten. An dem einen Ende wurde eine Schleife eingeflochten und durch diese das andere Ende geschlungen, so daß dadurch ein laufender Knoten entstand, — ganz so, wie die Mexikaner und Indianer ihre Lassos machen. Der Strick war nun zum Gebrauche fertig, und Basil sollte ihn zuerst benützen, denn er verstand einen Lasso so gut zu werfen, als irgend ein Mexikaner oder Indianer, und hatte auf den Prairieen der Opelousas und Attakapas schon manchen langhörnigen Stier eingefangen. Basil ergriff also den Strick rollte ihn erst auf und hing das ganze Bündel leicht über seinen Arm; dann stellte er sich auf den höchsten Theil des Felsens, nahm das Ende der Schlinge in seine rechte Hand und begann es um seinen Kopf zu schwingen; seine Begleiter hatten sich flach auf den Felsen niedergelegt, um der Schlinge nicht im Wege zu sein, wenn sie geschleudert würde. Nach wenigen Umdrehungen wurde der Strick fortgeschleudert, und ein lautes Hurrah aus Franzens Munde verkündete, daß der Wurf gelungen war. So war es in der That, denn die Schlinge hatte sich flach um den nächsten Felshaken gelegt und denselben erfaßt. Ein tüchtiger Zug Basil's befestigte sie daran, und in wenigen Minuten war der Strick ganz straff angezogen und konnte nicht mehr davon abgleiten; das andere Ende wurde sodann um eine vorspringende Spitze des Felsens gebunden, auf dem sie standen, und der straffe Strick erstreckte sich nun beinahe ganz horizontal und etwa einen Fuß über der Wasserfläche über die Stromschnellen hin.

Jetzt schickten unsere Jäger sich an, die Stromschnellen zu passiren. Gewehre, Pulverhörner und Kugeltaschen wurden so verwahrt, daß ihnen das Wasser keinen Schaden thun konnte. Als-

dann nahm Jeder ein paar Stücke von den Riemen, die aus der Hirschhaut geschnitten worden waren, befestigte sich dieselben um den Leib und ließ am anderen Ende so viel Raum, daß man einen laufenden Knoten an dem Riemen anbringen konnte. Dieser Knoten sollte den Strick umfassen und über denselben hingleiten, während sich die Jäger selbst mit den Händen an dem Stricke vorwärts zogen.

Basil war der Erste, welcher über die Stromschnellen setzte; er nahm als der Aelteste das Recht in Anspruch, zuerst das etwaige Wagniß zu bestehen, das mit der Erprobung dieser neumodischen — von ihm erfundenen — Brücke, verbunden war. Der Strick leistete treffliche Dienste und trug das ganze Gewicht seines Körpers, obwohl die Strömung mit ihrer vollen Wucht darauf einwirkte. Basil ward natürlich ein Stück stromabwärts getragen und der Strick zu seiner vollen Spannung ausgedehnt, allein es gelang ihm trefflich, sich mit den Händen an demselben so weit vorwärts zu schieben, bis er den anderen Felsen erreichen und sich sicher an denselben anklammern konnte. Während er auf diese Weise übersetzte, beobachteten ihn seine Gefährten mit der größten Spannung und Aufregung, stießen aber alle Drei gleichzeitig einen lauten Freudenruf aus, als Basil unversehrt das andere Ende des Strickes erreicht hatte. Nun setzten Lucian und nach ihm Franz auf gleiche Weise über, und Franz lachte, so lange er im Wasser war, trotz aller Gefahr fortwährend und neckte seine Brüder wegen der Angst, die sie seinetwillen ausstanden; sodann ward Marengo in ähnlicher Weise angebunden und wohlbehalten hinübergeschafft. — Norman war der Letzte, der sich dieser hirschledernen Brücke bediente, landete aber ebenfalls glücklich auf dem anderen Felsen, und alle Vier standen nun sammt dem Hunde auf dem kleinen einsamen Blocke, der kaum so groß war, daß sie Alle darauf festen Fuß fassen konnten. Jetzt erst ergab sich eine Schwierigkeit, an welche

sie seither nicht gedacht hatten. Man mußte noch eine andere Strecke der Strömung überschreiten, bevor man sich getrauen durfte, den Fluß zu durchwaten. Zwischen dem Fels, auf dem sie standen, und dem Ufer ragte noch ein zweiter Felsen aus dem Wasser, auf welchen sie ihren Strick hinüberwerfen konnten; aber der Strick selbst bot jetzt die größte Schwierigkeit; er war an beiden Enden befestigt, und es fragte sich, wie sie ihn von dem Felsen ablösen sollten, den sie vorhin verlassen hatten. Allerdings konnte einer von ihnen hinübergehen und ihn losbinden, allein die Schwierigkeit bestand alsdann darin, wie er wieder zu den Anderen zurückkehren sollte. An diese Schwierigkeit hatten sie zuvor nicht gedacht, und sie sahen sich nun in derselben Verlegenheit wie zuvor. Die Strömung, über welche sie jetzt setzen sollten, war ebenso gefährlich als die jüngst zurückgelegte und konnte nicht sicher durchschwommen werden; denn sie war hier so bedeutend, daß sie den Schwimmenden alsbald fortgerissen und gegen die Felsen weiter unten im Flusse geschleudert haben würde. Unsere vier Jäger konnten also keinen Zoll weiter vordringen, wenn sie keinen Strick hatten, den sie auf die bisherige Weise verwenden konnten, oder wenn es ihnen nicht gelang, ihren jetzigen auf irgend eine Art loszumachen. — Vergebens zerbrachen sie sich lange Zeit den Kopf darüber und waren schon nahe daran, Lucian und Franz um ihre Jagdhemden zu bitten, um aus diesen und ihren Beinkleidern einen zweiten Strick zu verfertigen, als Basil plötzlich aufsprang und ihnen zurief:

„Halt, Brüder! ich hoffe, es wird mir gelingen, den Strick am andern Ende loszumachen; jedenfalls lohnt es der Mühe eines Versuches, der weder viel Zeit noch Arbeit kosten wird!"

„Wie willst Du es denn anstellen?" fragte Lucian.

„Setzt Euch nur Alle ruhig nieder," versetzte Basil; — „laßt mir nur ein wenig freien Raum, dann sollt Ihr sogleich sehen!"

Alle folgten nun Basil's Weisung und setzten sich dicht nebeneinander so auf den Rand des Felsens nieder, daß sie so wenig wie möglich Raum einnahmen. Basil band das Stück Hirschblase los, womit er das Schloß seiner Büchse vor Wasser gesichert hatte, stellte sich fest auf den Felsen, machte sein Gewehr schußfertig, zog den Kolben an die Schulter und zielte. Keiner seiner Gefährten äußerte ein Wort, denn sie begriffen seine Absicht vollkommen und erwarteten schweigend den Erfolg. Auf dem Felsen, den sie verlassen hatten, war der Strick noch immer um einen der vorspringenden Zacken gebunden, so daß er Basil's Büchse ein treffliches Ziel bot. Auf diese Stelle des Strickes zielte nun Basil, um mit der Kugel die Riemen zu durchschneiden, was freilich nicht mit einem einzelnen Schuß geschehen konnte, weil der Strick breiter war als die Kugel; aber Basil rechnete darauf, seinen Zweck mit mehreren Schüssen erreichen zu können; gelang es ihm nicht, den Strick rein zu durchschneiden, so war derselbe vielleicht durch die am Felsen anschlagende Kugel, die sich flach drücken mußte, in solcher Weise zu zerreißen, daß man den Strick durch Zerren am andern Ende vollends ablösen konnte. Hierauf hoffte und rechnete Basil.

Einen Augenblick später knallte der Schuß seiner Büchse. Gleichzeitig stieg ein kleines Staubwölkchen von dem Punkte auf, auf welchen er gezielt hatte, und mehrere Steintrümmer flogen in's Wasser. Franz hatte bemerkt, daß der Strick am rechten Orte getroffen war und einen bedeutenden Riß erhalten hatte, und stieß nun einen lauten Freudenruf aus.

Während Basil seine Büchse wieder lud, hatte Norman seine Stelle eingenommen, zielte und feuerte nach dem Strick. Norman war ein tüchtiger Schütze; konnte er sich im Schießen mit Basil auch nicht messen, der es darin den besten Jägern und Biberfängern zuvor that, so traf er doch diesmal sein Ziel, und der Strick ward

mehr als zur Hälfte durchschnitten. Franz erfaßte das andere Ende und zerrte einigemale kräftig daran, wiewohl vergeblich; der Strick hielt noch zu fest, und er mußte daher die Wirkung von Basil's zweitem Schuß abwarten. Kaum aber hatte dieser gefeuert, so flog das andere Ende des Strickes vom Felsen weg und trieb in der Strömung. Die jungen Jäger zogen es nun an sich, lösten die Schlinge von dem Felsen los, auf dem sie standen, und gaben den ganzen Strick Basil in die Hand; dieser warf ihn über den dritten Felsen, wo er ebenfalls festhielt, und sich sicher herumschlang. Nun wurde das andere Ende abermals angebunden, und die vier Jäger setzten nacheinander über den anderen Theil der Strömung. Als sie drüben waren, hatte ihre Noth ein Ende: die Strecke des Flusses zwischen diesem Felsen und dem Ufer war so seicht, daß sie durchwatet werden konnte; sie ließen also den Strick wo er war, schritten in's Wasser und gelangten ohne weitere Gefahr an das rechte Ufer des Red-River.

VI.

Jagdabenteuer mit Antilopen, Prairiehühnern und Büffeln.

Auch dieser Gefahr waren die vier Jäger glücklich entkommen. Sie hatten nun wieder festen Boden unter sich, allein die Lage, in der sie sich befanden, war nichts weniger als angenehm. Rings um sie her war eine unbewohnte Wildniß; sie hatten keine Pferde und kein Boot, um dieselbe zu verlassen, und das Einzige, was sie aus dem Schiffbruche gerettet, waren ihre Waffen, ihr Schießbedarf und ihre Axt. Zwei von ihnen hatten sogar ihre Jagdhemden eingebüßt und waren nun der strengen Kälte Preis gegeben, welche

zuweilen sogar zur Sommerszeit in dieser Breite herrscht. Sie hatten kein Kochgeschirr mehr und keinen Bissen Speise, den sie sich hätten zubereiten können. Für ihren künftigen Unterhalt waren sie blos auf die Jagd, die in diesen Gegenden glücklicherweise nicht unergiebig ist.

Ihr erstes Streben, als sie das Ufer erreicht hatten, ging natürlich dahin, sich etwas Essen zu verschaffen, denn der Hunger plagte sie alle Vier nach beinahe 16stündigem Fasten gewaltig. Wie von einem Gedanken getrieben, sahen sie sich überall um und blickten zu den Baumzweigen empor, um nach irgend einem Thiere zu sehen, das ihnen zur Nahrung dienen konnte. Ob Vogel oder Vierfüßler, galt ihnen gleich, wenn das Thier nur groß genug war, um für alle Vier ein tüchtiges Frühstück zu liefern; allein nirgends in der Runde zeigte sich ein lebendes Wesen, obschon die Wälder rings umher wildreich zu sein versprachen, denn die Bäume waren hoch und zwischen ihnen wuchs viel Unterholz, beerentragende Sträucher und Pflanzen mit eßbaren Wurzeln, an welchen das Wild reichliche Nahrung finden mußte. Man kam daher überein, Franz und Lucian sollten zur Stelle bleiben und ein Feuer anzünden, während Basil und Norman auf die Pürsche gehen sollten, um wo möglich irgend ein Stück Wild zu erlegen. Norman kehrte schon nach einer Stunde zurück, und brachte auf seinen Schultern ein Thier, in welchem die beiden Jünglinge einen alten Bekannten entdeckten, nämlich die gabelhörnige Antilope (Antilope furcifera), die ihren Namen von ihrem eigenthümlichen, gabelförmigen Gehörn herleitet. Norman nannte dieses Thier eine Ziege und sagte seinen Gefährten, es führe diesen Namen bei den Pelzhändlern, heiße aber bei den canadischen Jägern gewöhnlich Cabril. Lucian kannte das Thier sehr gut und wußte, daß es keine Ziege, sondern eine echte Antilope war, und zwar die einzige, die in ganz Nordamerika vorkommt. Ihr Wohnort ist das Prairieland, über welches hinaus es weder

nach Osten noch nach Norden vorkommt, da es ein zu zartes Geschöpf ist, um strenge Kälte ertragen zu können. In früherer Zeit, nämlich vor circa 200 Jahren, muß es bis an die Küsten des atlantischen Oceans hin zu treffen gewesen sein, da Pater Hennepin auf seinen Reisen von Ziegen spricht, die in den Gegenden des Niagara getroffen werden, und unter denen er offenbar nichts Anderes versteht, als die Gabelhorn-Antilope. Die eigentliche wilde Ziege von Amerika ist ein ganz anderes Thier, das man nur in den fernsten Gegenden der Felsengebirge trifft.

Das Wild, welches Norman geschossen, war also eine Antilope; den Namen Cabril (Ziege) führt es nur deshalb, weil es an Farbe der gewöhnlichen Ziege gleicht, noch mehr aber darum, weil es am oberen Theile seines Halses eine stehende Mähne hat, die ihm einigermaßen das Aussehen der europäischen Ziege giebt. Eine weitere Aehnlichkeit liegt darin, daß das Gabelhorn denselben unangenehmen Geruch von sich giebt, welcher das Ziegengeschlecht kennzeichnet. Dieser Geruch rührt von zwei kleinen drüsenartigen Oeffnungen her, die oben im Winkel der Kinnladen-Gelenke liegen und als zwei dunkelbraune Flecken erscheinen. Lucian und Franz hatten früher schon bei einem Ausflug in die Prairieen Antilopen geschossen, nachdem sie dieselben, wie sie dies bei den Wölfen beobachtet, durch List innerhalb Schußweite herangelockt hatten. Die Indianer jagen die Thiere dadurch, daß sie eine Art Fahne von einem grellfarbigen Zeug oder irgend einem anderen Gegenstand in die Höhe halten, der diese neugierigen Thiere heranlockt und sie meistens dem Jäger zum Schusse bringt. Norman erzählte jedoch seinen Vettern, daß die Indianer der Pelzregion nur wenig Werth auf die Antilope legen und sie nur selten schießen; die Haut des Thiers hat nämlich beinahe gar keinen Werth, und sein Fleisch gilt für ziemlich unschmackhaft. Der Hauptgrund jedoch, weshalb sie sich so wenig um das Thier bekümmern, liegt darin, daß es in demselben Bezirke mit dem Büffel,

dem Musethier und dem Elchhirsch vorkommt, welche sämmtlich dem indianischen Jäger eine weit dankbarere Jagd liefern; er läßt daher die Antilope gewöhnlich unbelästigt und schießt sie nur dann, wenn ihn der Hunger dazu zwingt und er gerade kein anderes Wildpret findet.

Während Norman die Antilope abstreifte und zerlegte, machte er seinen Gefährten eine launige Schilderung von der Art und Weise, wie er das Thier zum Schuß bekommen hatte. Er war demselben nahe genug gekommen, um dasselbe durch eine kleine List vollends in Schußweite heranzulocken. Nachdem er einige tausend Schritt durch die Wälder gewandert war, hatte er einen Strich von sogenannten „Lichtungen" erreicht, jenseits welcher sich eine große Prairie hinzog. Unter diesen Lichtungen versteht man nämlich größere Flächen am Saume der Wälder, die von Unterholz frei sind, und auf denen die Bäume immer dünner werden, bis sie sich zuletzt nur in einzelne Gruppen von Hochstämmen verlieren. Norman hatte bemerkt, daß die Wälder sich kaum auf eine halbe Stunde Weges vom Ufer des Flusses landeinwärts zogen, und daß die ganze Strecke jenseits derselben keinen Hochwald mehr zeigte, sondern nur da und dort zerstreute einzelne Baumgruppen. Dies ist in der That der vorherrschende Charakter der ganzen Gegend am Red-River, namentlich auf seiner westlichen Seite, von wo sich die großen Prairieen westwärts bis an die Vorberge des Felsengebirges hinziehen. Als Norman die Lichtungen erreicht, hatte er ein kleines Rudel Antilopen von 10—12 Stück wahrgenommen, das hier weidete. Er hätte lieber ein anderes Wild getroffen, wie Elchhirsche oder Rothwild, denn gleich den Indianern hielt er nicht gerade viel auf das Ziegenfleisch; er war jedoch zu hungrig, um wählerisch zu sein, und gab sich daher alsbald Mühe, sich dem Rudel bis auf Schußweite zu nähern. Nirgends zeigte sich ein Gebüsch oder ein anderer Gegenstand, hinter dem er sich decken konnte, und er wußte wohl,

daß er sich diesen Thieren nicht ohne irgend eine List nähern konnte. Er legte sich daher flach auf den Rücken, streckte die Beine so hoch wie möglich in die Luft und zappelte mit denselben auf eine Weise, welche bald die Aufmerksamkeit der Antilopen auf sich lenkte, die neugierig und betroffen in weiten Kreisen um ihn her rannten. Diese Kreise, deren Mittelpunkt Norman war, wurden allmählich immer kleiner, bis der Jäger sah, daß ihm ein Wild schußrecht stand; schlau wälzte er sich nun auf die Schulter herüber, zielte vom Boden aus auf den Bock und gab Feuer; der Bock stürzte zusammen, und das übrige Rudel sprengte mit Windeseile davon. Norman hungerte selbst und wußte, daß seine Gefährten am gleichen Uebel litten; er nahm sich daher nicht mehr die Zeit, sich nach anderem Wilde umzusehen, sondern lud die Antilope auf seinen Rücken und trug sie nach seinem Lagerfeuer zurück.

Mittlerweile hatten Lucian und Franz ein hell loderndes Feuer angezündet, das sie mit Fichtenknorren nährten, und sich hart neben dasselbe gestellt, um ihre nassen Beinkleider am Leibe zu trocknen. Diese waren beinahe trocken geworden, als Norman zurückkehrte, und sie halfen ihm nun die Antilope zerlegen und ein paar der saftigsten Stücke am Feuer braten, während er die Fleischseite des Antilopenfells mit dem Messer schabte, um die ganze Fleischnarbe zu entfernen, das Fell dann tüchtig mit Fett und Hirn des Thieres einrieb und auf einem Gestell von jungen Fichtenstämmen über dem Feuer aufhängte, um es auf indianische Weise zu gerben. Er wollte dann in die Mitte desselben ein Loch schneiden, groß genug, um durch dasselbe seinen Kopf zu stecken, und auf diese Weise einen Kragen verfertigen, der ihn statt des Jagdhemdes vor der Kälte schützen konnte. Die Aussicht auf eine tüchtige Mahlzeit stimmte die drei Jäger wieder heiter, und es fehlte Nichts als die Anwesenheit Basil's, um sie alle wieder glücklich und zufrieden zu machen. Der Braten war jedoch längst fertig, ohne daß Basil zurück-

gekommen wäre, und da sie alle einen wahren Wolfshunger besaßen, so konnten sie nicht auf ihn warten, sondern fielen über das Antilopenfleisch her und thaten sich an demselben gütlich.

Bis jetzt hegten sie noch keine Befürchtungen wegen Basil's, sondern vermutheten, er habe eben seither kein Wild getroffen und streife noch nach demselben umher. Gelang es ihm, ein solches zum Schuß zu bringen, so machte er sich gewiß alsbald auf den Heimweg; fand er keines, so kehrte er jedenfalls vor Einbruch der Nacht wieder zurück; jetzt war ja kaum der Mittag vorüber. Allein fünf oder sechs Stunden vergingen, ohne daß er zurückkehrte. Er blieb ungewöhnlich lange aus, zumal in diesem wildfremden Walde, den er gar nicht kannte; überdem war er in Hemdärmeln und ganz durchnäßten Kleidern aufgebrochen und wäre unter solchen Umständen sicher nicht so lange ausgeblieben, wenn ihm nicht irgend etwas Unangenehmes zugestoßen wäre.

Gegen Abend geriethen sie seinetwegen ernstlich in Unruhe und entschlossen sich nun, ihm entgegen zu gehen und nach ihm zu suchen. Um ihn desto sicherer zu finden, schlugen sie verschiedene Richtungen ein; Norman begab sich in den Wald, während Lucian und Franz mit dem Hunde dem Ufer entlang streiften, von dem Gedanken ausgehend, daß wenn Basil sich verirrt habe, er jedenfalls zum Flusse zurückkehren werde, um sich an diesem zurecht zu finden, nachdem die Nacht eingebrochen war. Alle sollten mit Einbruch der Nacht nach dem Lagerfeuer zurückkehren, gleichviel ob ihre Bemühungen von Erfolg gewesen waren oder nicht.

Nachdem Norman mehrere Stunden lang die Wälder durchsucht hatte, kam er unverrichteter Dinge zu dem Lagerfeuer zurück, wo er die Anderen bereits fand, weil sie ebensowenig als er eine Spur von Basil gefunden hatten. Sie erzählten sich betrübt das Ergebniß ihrer Nachforschung und hielten nun Basil für sicher verloren, weil sie glaubten, er würde längst zurück-

gekehrt sein, wenn ihm nicht ein Unfall zugestoßen wäre. Vielleicht war er bereits todt, von einem Panther oder Bären zerrissen; vielleicht war er auf Indianer gestoßen, die ihn davon geführt oder auf der Stelle ermordet hatten. In derartigen schmerzlichen Vermuthungen ergingen sich seine Gefährten, welche alle drei tiefbetrübt und entmuthigt um das Feuer saßen, denn es war inzwischen schon stockfinstere Nacht geworden. Obwohl sie alle der Ruhe bedurften, dachte doch keiner an Schlaf, sondern sie sprachen unter einander über Basil's räthselhaftes Verschwinden und seine muthmaßliche Rückkehr. Diese Nacht konnte Nichts mehr für ihn geschehen. Sie wollten daher den Morgen abwarten, um sofort ihre Nachforschungen von Neuem zu beginnen und die Gegend nach allen Richtungen hin zu durchstreifen.

Schon war es beinahe Mitternacht geworden, und sie saßen schweigend um das Feuer her, als Marengo, der seither zu ihren Füßen gelegen, plötzlich mit lautem Gebell aufsprang. Das Echo dieser Töne war kaum unter den Bäumen verklungen, als aus einiger Entfernung ein gellender Pfiff aus dem Walde ertönte.

„Hurrah, das ist Basil's Pfeifen!" rief Franz und sprang alsbald vom Boden empor. — „Er ist es! ich würde seinen Pfiff unter Tausenden erkennen — Hurrah!"

Franzens Hurrahruf klang weithin durch die Wälder und ward im nächsten Augenblicke durch ein lautes Halloh beantwortet, in welchem alle drei alsbald Basil's Stimme erkannten.

„Halloh!" riefen die drei Jünglinge am Feuer.

„Halloh, Jungens! Alles wohl?" scholl es aus dem Walde, und wenige Secunden später sah man Basil's hoch gewachsene aufrechte Gestalt in der röthlichen Gluth des Feuers zwischen den Bäumen herankommen. Seine Brüder stimmten einen lauten Freudenruf an, und die drei zurückgebliebenen — sammt Marengo — eilten dem Ankömmling entgegen. Ihre Freude war noch größer, als sie sahen,

daß Basil nicht mit leeren Händen zurückkehrte, sondern in der That eine reiche Beute brachte. In der einen Hand trug er ein ganzes Garn voll sogenannter Prairie-Hühner, und von der Mündung seiner geschulterten Büchse herab hing Etwas, das sie sogleich als ein paar Büffelzungen erkannten. „Hier nehmt!“ sagte Basil und warf ihnen das Garn mit den Hühnern zu; — „wie steht es um Euer Abendbrod? — Und hier,“ auf die Büffelzungen deutend, „hier bring' ich Euch ein paar Leckerbissen, nach denen Euch der Mund wässern wird. Kommt heran, laßt uns ohne Zeitverlust an's Kochen gehen, denn ich bin so hungrig, daß ich diese beiden Dinger roh essen könnte.“

Basil's Bitte wurde augenblicklich erfüllt, — man störte das Feuer wieder auf, versah es mit frischem Holz, schnitt schnell ein paar Bratspieße und röstete eine der Zungen und eines der Prairie-Hühner. Lucian, Franz und Norman hatten zwar schon ein Abendbrod von Antilopenfleisch verzehrt, thaten aber doch der Zunge ebenfalls alle Ehre an; Basil hatte einen wahren Wolfshunger von seinem langen Fasten bekommen. Auch war er nur darum zurückgekehrt, weil er dachte, daß seine Gefährten in Sorge um ihn sein möchten, und hatte sich deshalb unterwegs nicht mit Kochen aufhalten wollen. An Fleisch hätte es ihm nicht gefehlt, da er die beiden Büffel erlegt hatte, deren Zungen er mitbrachte, und deren Erlegung eben seine Heimkehr so lange verzögert hatte. Natürlich waren Alle begierig, zu erfahren, wie es sich mit den Büffeln verhielt, und Basil war gern erbötig, die Neugier seiner Gefährten zu befriedigen, sobald er seinen Hunger gestillt hatte.

„Als ich von hier wegging,“ begann Basil, „schritt ich in einem rechten Winkel zum Flusse in den Wald hinein und bog nach einer Weile schief ab, um denselben der Quere nach zu durchmessen. Ich hatte noch keine 500 Schritte zurückgelegt, so hörte ich plötzlich eine Art Trommeln, das mir wie ferner Donner an's Ohr klang; —

nachdem ich jedoch eine Weile gelauscht hatte, merkte ich deutlich, daß es kein Donner war, sondern das sogenannte Trommeln von Prairie-Hühnern, namentlich des sogenannten Kragenhuhns. Sobald ich mich der Richtung versichert hatte, aus welcher diese Töne erschollen, eilte ich dorthin, schien dem Geräusche aber lange Zeit nicht näher zu kommen, so sehr täuschen Einen diese Laute; es kostete mich einen Marsch von wenigstens zweitausend Schritten, bevor ich zu der Stelle kam, wo das ganze Volk dieser Prairie-Hühner war, und wo ich ihr eigenthümliches Treiben beobachten konnte. Es waren ihrer im Ganzen wenigstens zwanzig, die sich hier ein Stück flacher offener Lichtung ausersehen hatten, in welcher sie in einem Kreise von ungefähr 20 Fuß Durchmesser herumliefen; sie hielten nicht alle dieselbe Richtung ein, sondern liefen einander entgegen, durchkreuzten und begegneten sich, wichen aber nie von dem Umfang des Kreises ab, auf welchem das Gras ganz darniedergetreten und abgerieben war, sodaß die festgetretene schwarze Erde zu Tage lag. Als ich zuerst in ihre Nähe kam, hörten sie meinen Fuß im dürren Laube rauschen; sie hielten plötzlich allesammt mit Laufen inne und duckten sich dicht an den Boden. Ich hielt nun stille und versteckte mich hinter einen Baum; nachdem ich etwa eine Minute stille gehalten, begannen die Vögel ihre Hälse empor zu strecken, sprangen dann alle zusammen auf und begannen wie zuvor im Kreise zu laufen. Ich wußte, daß sie den sogenannten „Feldhühner-Tanz" aufführten, und da ich diesen nie zuvor gesehen hatte, so hielt ich mich eine Weile zurück und betrachtete ihr Treiben; die Bewegungen dieser Geschöpfe waren so seltsam, daß ich trotz meines Hungers, und obschon ich Euch in der gleichen Lage wußte, es mir nicht versagen konnte, sie eine Weile zu beobachten, bevor ich meinen bleiernen Todesboten unter ihre Ball-Gesellschaft hineinschickte. Von Zeit zu Zeit trennte sich ein alter Hahn von den Uebrigen, lief Etwas bei Seite und sprang auf

einen dort liegenden Stein, wo er die Flügel hängen ließ, mit dem ausgebreiteten Schwanze wedelte, die langen Federn an seinem Halse emporsträubte, den feinen Kopf zurückwarf, sich blähend auf dem Stein spreizte und sich überhaupt geberdete, wie ein Truthahn im Kleinen. Wenn er in dieser Weise eine Weile herumspaziert war, begann er in kurzen, raschen Schlägen, welche je länger desto schneller wurden, die Flügel gegen die Seiten anzuschlagen, bis ein hohler, kollernder Ton entstand, der auf's Täuschendste einem gedämpften, fernen Donner glich. Dies schien eine Art Aufforderung für die Anderen zu sein, denn bald darauf verließ ein zweiter Hahn den Reigen, geberdete sich als Antwort auf diese Ausforderung beinahe in derselben Weise, und endlich griffen beide Vögel sich an und fochten mit einander so wüthend, wie ein paar Kampfhähne.

„Ich hätte gerne diesem Treiben noch länger zugesehen," fuhr Basil fort, „aber der Hunger peinigte mich, und ich machte mich schußfertig. Die Vögel, welche tanzten, liefen so geschwinde im Kreise herum, daß ich auf keinen von ihnen zielen konnte. Wäre ich mit einer Schrotflinte versehen gewesen, so hätte ich mehrere von ihnen gleichzeitig bestreichen können; allein mit der Büchse konnte ich nur auf einen einzelnen Vogel zielen, und um dies sicherer thun zu können, wartete ich daher, bis ein alter Hahn auf den Stein stieg und zu trommeln begann, nahm diesen gut auf's Korn und sandte ihm eine Kugel durch den Kropf. Mit lautem Rauschen und Schwirren flog die ganze Kitte auf; ihnen nachblickend, sah ich, daß Alle zu gleicher Zeit nur einige hundert Schritte weiter flogen und sich dann sämmtlich auf den Aesten einer großen Tanne niederließen. Ich hoffte, sie würden so lange sitzen bleiben, bis ich zum zweiten Male zum Schuß gelangen könnte, lud daher so schnell wie möglich und schlich mich zu ihnen hin. Unterwegs kam ich an dem Einen vorüber, den ich geschossen, raffte ihn schnell auf und steckte ihn in's Garn.

„Einige umgestürzte Bäume, die mir im Wege lagen, erlaubten mir, unbemerkt bis auf 40 Schritte zu den Vögeln heran zu kommen, und ich war nun nicht wenig überrascht, als ich, zwischen den Aesten einiger jungen Fichten hindurchblickend, abermals zwei von den Vögeln im Grase sitzen und so erbittert mit einander kämpfen sah, daß sie meine Annäherung gar nicht gewahr wurden. Anfangs erhob ich meine Büchse und wollte auf sie feuern; da ich sie aber nur wenige Schritte von mir entfernt sah, hoffte ich sie mit der Hand ergreifen zu können, trat daher rasch vor, erhaschte Beide und drehte ihnen den Hals um, was ihrem kriegerischen Müthchen ein Ziel steckte.

„Als ich wieder aufblickte, sah ich die ganze Kitte noch auf dem Baume sitzen, die mich gar nicht bemerkt hatte. Ich verbarg mich sogleich hinter einen anderen Baum, zielte auf denjenigen Vogel, der auf dem untersten Aste saß, und holte ihn sogleich herunter. Diesen hatte ich absichtlich gewählt, weil ich wußte, daß die anderen alsdann nicht auffliegen würden. Hätte ich dagegen einen Vogel von den oberen Aesten herabgeschossen, so daß dieser flatternd durch die Aeste herabgepurzelt wäre, so würde sein Flügelschlag die anderen verscheucht haben, und dieselben alsbald davon geflogen sein. So aber blieben sie Alle stille sitzen, und es gelang mir, noch fünf bis sechs Mal zu schießen, bis ein halbes Dutzend der Vögel um den Fuß des Baumes herumlag. Ich hätte vielleicht die ganze Kitte nach und nach herunter schießen können, aber es fiel mir plötzlich ein, daß ich dadurch nur mein Pulver und Blei verschwende, das für mich jetzt so werthvoll war, daß mir ein solcher Vogel buchstäblich kaum einen Schuß Pulver werth war. Ich warf daher meine geladene Büchse über den Rücken und sprang aus meinem Verstecke hervor, um die geschossenen Vögel aufzulesen, worauf die übrigen alle davon flogen und sich in den Wald flüchteten.

„Als ich den Baum erreichte, auf welchem die Vögel gesessen

hatten, wunderte ich mich nicht wenig, an einem der unteren Aeste desselben einen hübsch aufgerollten Lasso aus geflochtener roher Büffelhaut aufgehängt zu finden. Da er natürlich von irgend-Jemand hier zurückgelassen sein mußte, so sah ich mich betroffen nach weiteren Spuren menschlichen Daseins in der Nähe um und erblickte die Asche und Kohlen eines alten Feuers ganz nahe bei dem Fuße dieses Baumes. Ich erkannte an der Feuerstelle alsbald, daß sie von einigen Indianern herrührte und schon ziemlich alt sein mußte, denn der Regen hatte die Asche ganz in den Boden hineingeschlagen, und zwischen den Kohlen sproßten bereits einige junge Pflanzen. Ich schloß hieraus, daß die Leute, die hier gelagert hatten, den Lasso daselbst aufgehängt und beim Abzuge aus Versehen zurückgelassen hätten. Als ich ihn näher untersuchte, fand ich, daß er noch ganz wohlbeschaffen, volle fünfzig Fuß lang und am Schleifenende mit einem eingeflochtenen eisernen Ring versehen war. Natürlich wollte ich einen so kostbaren Fund nicht zurücklassen, denn Ihr könnt Euch wohl denken, wie sehr ich jetzt einen solchen Strick zu schätzen wußte, nachdem wir kaum erst unser Aller Rettung einem derartigen Geräthe zu verdanken gehabt hatten. Ich nahm ihn daher mit mir, und um ihn besser tragen zu können, wickelte ich ihn auf und schlang die ganze Rolle wie einen Gürtel um meine Schultern. Hierauf packte ich mein Federwild vollends in mein Garn, welches damit bis zum Rande angefüllt wurde, und machte mich auf den Heimweg nach unserem Lagerfeuer. Ich war jedoch noch keine zweihundert Schritte weit gegangen, als mein Auge plötzlich auf einen Gegenstand fiel, der meinen Entschluß alsbald veränderte.

„Ich ging nämlich ganz nahe am Saume des Waldes hin und konnte zwischen den Stämmen auf eine freie Lichtung hinaus blicken, auf welcher nur wenige Bäume in vereinzelten Gruppen standen. Mitten auf dieser Lichtung erhob sich eine Staubwolke, und in der-

selben erblickte ich zwei große dunkle Thiere, die sich fortwährend rasch um einander bewegten. Sie rannten hin und her und prallten zuweilen heftig gegen einander an, daß es einen lauten, dumpfen Ton von sich gab, wie vom Auffallen eines Schmiedehammers. Die Sonne schien gerade auf die Staubwolke, und die Thiere erschienen mir deshalb riesengroß und weit umfangreicher zu sein, als sie in Wirklichkeit waren. Hätte ich nicht im Voraus gewußt, was für eine Art von Thieren ich vor mir hatte, so wäre ich fast versucht gewesen zu glauben, es gebe wirklich noch Mammuths; allein ich wußte wohl, was für Thiere es waren, und hatte sie schon früher in ähnlichen Kampfspielen begriffen gesehen. Es waren nämlich nichts Anderes als zwei große Büffelbullen, die hier erbittert mit einander kämpften."

Basil's Erzählung wurde hier durch einen eigenthümlichen Zwischenfall unterbrochen; sie war schon mehrfach durch seltsame Laute gestört worden die sich in einiger Entfernung aus dem Walde vernehmen ließen und bald dem Bellen eines kleinen Hundes, bald dem Röcheln oder Gurgeln eines Menschen glichen, der gehängt werden soll, und denen dann wieder ein so lauter, gellender und fürchterlicher Schrei folgte, daß die Wälder eine Zeit lang davon unheimlich widerhallten; nach dem Schrei ertönte gewöhnlich ein wildes, höhnisches Lachen, wie das eines Wahnsinnigen. All diese seltsamen Töne waren ganz geeignet, Schrecken zu erregen, und haben wohl auch schon manchem Reisenden Entsetzen eingeflößt, der in den großen Wäldern Nordamerika's noch ein Neuling war. Unsere jungen Jäger ließen sich aber dadurch nicht irre machen, denn sie wußten, daß diese eigenthümlichen dämonischen Laute von der großen Ohr-Eule (Strix virginiana) herrührten; sie hatten sie schon öfter gehört und legten jetzt gar keinen Werth mehr darauf. Ist dieses Geschrei schon unheimlich und Grauen erweckend, wenn es von einem einzigen Vogel herrührt und in der Stille der Nacht

durch die schweigsamen Wälder tönt, so wird es wahrhaft Mark und Bein durchschneidend, wenn mehrere derartige Vögel beisammen sind. Ein gleiches ist mit unserem deutschen Uhu (Strix bubo) der Fall, der zur Paarungszeit oft in ganzen Flügen durch die Wälder unserer deutschen Gebirge streift und dabei einen Höllenlärm verursacht; dieser Lärm nun und das Schnappen des Vogels mit seinen Kinnladen, das Töne hervorbringt wie Peitschenknall und Pistolenschüsse, hat zu der Fabel vom wilden Jäger, vom Moutheser oder Wodansheer Veranlassung gegeben, das an vielen Orten Deutschlands in gleichzeitig wiederkehrenden Zwischenräumen beobachtet worden sein soll. Der leise Flug dieser Vögel, deren Größe die Dunkelheit der Nacht noch bedeutender erscheinen läßt, muß in der aufgeregten Phantasie des Beobachters die Täuschung noch vermehren, welche ihn Wild und Reiter, Hunde und Gespenster sehen läßt.

Schon während Basil's Erzählung hatte man den Vogel auf seinen geräuschlosen Schwingen mehrmals über die Lichtung hingleiten und hoch über den Köpfen der Jäger kreisen sehen. Sein Flug war so leicht, daß die unbedeutendste Neigung seines ausgebreiteten Schwanzes oder die leichteste Biegung seiner Fittige hinreichte, um ihn in jeder beliebigen Richtung davon zu tragen. Man konnte nichts Anmuthigeres sehen, als das Schweben dieses Vogels, das viele Aehnlichkeit mit dem Fluge des Adlers hatte, obwohl er diesem an Größe bedeutend nachstand. Als Basil mit seiner Schilderung unterbrochen wurde, hatte sich die Eule kaum zwanzig Fuß vom Feuer, um welches die Jäger gelagert waren, auf einen Baumast gesetzt und konnte von den Jägern nun ganz gut beobachtet werden. In dem Augenblicke, wo die Eule sich niederließ, begann sie ihr häßliches unmelodisches Geschrei und machte gleichzeitig eine solche Menge komischer Verrenkungen mit Kopf und Körper, daß die vier Zuschauer in ein lautes Lachen ausbrachen. Es war in der That ein höchst-eigenthümlicher und merkwürdiger

Anblick um die grotesken Bewegungen, mit welchen die Eule erst den Körper und dann den breiten dicken Kopf rings im Kreise herum drehte, ohne die Schultern zu bewegen, während ihre großen honiggelben Augen im Lichte des Feuers glänzten. Nach jedem Geschrei und jeder Verrenkung klappte sie ihren Schnabel mit solcher Heftigkeit zu, daß es einen Knall wie von einer Peitsche erzeugte, den man auf die Entfernung von mehreren hundert Schritten hören konnte.

Dies war auf die Länge für Franz unerträglich, und er griff deshalb nach seinem Gewehre; er hatte bereits den Hahn gespannt und die Flinte zum Anschlag erhoben, als plötzlich die Eule leise vom Aste herunterglitt, sachte vorwärts lief, ihr gefiedertes Bein vorstreckte, eines der geschossenen Prairie-Hühner, die kaum sechs Fuß vom Feuer auf einem umgestürzten Baumstamme lagen, mit den Fängen erfaßte und sich damit wieder in die Lüfte schwang. Einen Augenblick später wäre sie damit in der Finsterniß verschwunden, allein der Schuß aus Franzens Flinte traf sie gerade unter die Schwingen, und mit ihrem Raube in den Fängen taumelte die Eule flatternd auf den Boden herab. Marengo stürzte sich sogleich auf dieselbe, um sie zu erwürgen, allein er ahnte nicht, mit was für einem Gegner er es zu thun hatte; die Eule war zufällig nur angeflügelt, und sobald sich der Hund ihr näherte, warf sie sich auf den Rücken und wehrte sich mit ihren Fängen so nachhaltig, daß er ihr nur mit der größten Behutsamkeit auf den Leib rücken konnte und einen langen Kampf bestehen mußte, bevor er mit ihr fertig werden konnte. Während des Kampfes schnappte sie fortwährend mit ihrem Schnabel, öffnete und schloß abwechselnd ihre großen gelben Glotz-Augen sehr rasch und sträubte die Federn am ganzen Leibe auf, so daß sie zweimal so groß erschien, als sie wirklich war. Endlich, nachdem ihm die Schnauze tüchtig zerkratzt worden war, gelang es Marengo, sie zu erwürgen, und noch lange, nachdem

ihr nutzloser Körper auf die Seite geworfen worden war, zauste und zerrte der Hund an derselben herum, während Basil in seiner Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

„Sobald ich der Büffel ansichtig geworden war, drängte es mich sehr, zu ihnen heranzuschleichen und ihnen eines auf den Pelz zu brennen. Ein solches Wild war ja wohl Pulver und Blei werth, und ich dachte daran, daß wenn es mir gelänge, auch nur Eines von den Thieren zu erlegen, sein Fleisch uns auf mehrere Wochen vor Allem sicher stellen könnte. Ich hing daher das Garn mit dem Federwild an einen der nächsten Bäume und schlich mich an die Büffel heran, zumal da der Wind so günstig war, daß sie mich nicht wittern konnten. Auf mehrere hundert Schritte um die Büffel her war jedoch der Boden ganz eben, frei von allem Unterholz und nur mit fünf oder sechs großen Bäumen besetzt; es hätte mir darum Nichts geholfen, wenn ich auf dem Boden zu ihnen heran gekrochen wäre; ich näherte mich ihnen daher ganz aufrecht und gebrauchte blos die Vorsicht, etwas leise aufzutreten. In fünf Minuten war ich ihnen bis auf sichere Schußweite nahe gekommen, ohne daß Einer von Beiden mich gesehen hätte, denn sie waren zu sehr auf einander erbittert, und ich habe in meinem ganzen Leben nie zwei Thiere mit größerer Wuth auf einander losstoßen sehen, als diese beiden. Der Schaum stand ihnen vor dem Maule, und aus ihren Nüstern strömte ein wahrer Dampf. Zuweilen wichen sie vor einander zurück wie ein paar Widder, prallten dann wieder mit gesenkten Köpfen gegen einander, bis ihre Schädel von ihrem furchtbarem Zusammenstoße krachten, als ob sie in Stücke gehen sollten. Allein ein solcher Büffelschädel kann schon einen tüchtigen Stoß aushalten, und ich habe es selbst erlebt, daß eine Kugel, die ich von vorne aus einer Entfernung von kaum sechs Schritten einem alten Büffelbullen aus einer Muskete auf die Stirne abfeuerte, zu meinem Erstaunen ganz flach gedrückt wurde

und ohne Wirkung vor der Nase des Büffels auf den Boden herab=
fiel! Der Bulle war darüber nicht weniger erstaunt als ich selbst,
zumal da er mich zuvor gar nicht wahrgenommen hatte.

„So wie die Sachen standen,“ fuhr Basil nach einer Pause fort,
„blieb ich natürlich nicht mehr lange Zuschauer des Kampfes der
beiden Büffel, sondern dachte an das Fleisch und hielt mich nur so
lange auf, bis ich mir denjenigen ausgewählt hatte, der das meiste
Feist auf den Rippen zu haben schien; dann schlug ich meine
Büchse an, zielte ihm fest nach dem Herzen und ließ den Schuß
krachen, — das Thier brach mit dem Knall in die Kniee zusammen,
— gerade in diesem Augenblick rannte der andere Bulle auf mein
Wild heran, prallte zu meiner Verwunderung trotz des Schusses so
mächtig gegen ihn an, daß er ihn mit den Hörnern auf die Stirne
stieß und über den Haufen warf, wo der Verwundete noch einige
Minuten mit den Füßen zappelte und dann verendete. Der über=
lebende Bulle war einige Schritte über sein Ziel hinausgerannt,
kehrte nun um und wollte seinen Angriff erneuern; als er aber seinen
Gegner regungslos auf dem Boden liegen sah, schien er ebenso
erstaunt wie ich und hielt offenbar anfangs sich für den Urheber
dieses Unfalls, denn er hatte bisher meine Gegenwart weder wahr=
genommen, noch meinen Schuß gehört. Das Gebrülle der Beiden
hatte den letzteren übertönt, und der aufgewühlte Staub, sowie die
langen zottigen Haarbüschel, die ihm über die Augen herabhingen,
hatten ihn verhindert, irgend etwas Anderes zu sehen, als den
alten Nebenbuhler, mit dem er angebunden hatte. Wie ihm der
Andere nicht länger mehr Widerstand leisten konnte, warf er stolz
den Kopf in die Höhe und schnaubte triumphirend; bei dieser
Bewegung fiel das wirre Haar etwas von den wilden Augen
zurück, und da der Staub sich einigermaßen gelegt hatte, so wurde
er mich an der Stelle gewahr, wo ich eben stand und meine Büchse
wieder lud. Um so rasch wie möglich fertig zu werden, ehe der

wilde Bulle auf mich eindrang, tummelte ich mich allzusehr und ließ dabei die Blechkapsel mit den Zündhütchen fallen, die ich so eben aus meiner Kugeltasche genommen hatte. Glücklicherweise hatte ich übrigens ein Zündhütchen zwischen den Fingern, als mir die Kapsel entfiel, und setzte es rasch auf, um schußfertig zu sein. Ich dachte bei mir selbst, die Kapsel liege einstweilen wohl am Boden, bis ich mit dem Büffel fertig geworden sei, zog den Kolben der Büchse an die Schulter und wollte dem Bullen eben einen Schuß auf's Blatt brennen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß das Thier nicht davon rannte, wie ich erwartet hatte, sondern mit gesenktem Kopfe und lautem Brüllen auf mich eindrang. Ich feuerte; aber der Schuß war in der Eile schlecht gezielt, und meine Kugel traf den Bullen nur in die Schnauze, was ihn keineswegs kampfunfähig machte. Anstatt ihn abzuschrecken, machte die Wunde ihn nur noch wüthender, und in höchstem Grimme drang er jetzt auf mich ein.

„Ich hatte keine Zeit noch einmal zu laden, sondern konnte kaum durch einen Seitensprung seinem Stoße ausweichen und seinen Hörnern entgehen. Er rannte jedoch mit solcher Gewalt an mir vorüber, daß ich den Boden unter seinen schweren Schritten erbeben fühlte. Augenblicklich kehrte er wieder um und drang zum zweiten Male auf mich ein; er hatte die Hörner tief gesenkt, und seine Augen funkelten vor wilder Wuth. Ich wußte jedoch, daß ich verloren war, sobald er mich berührte, und sprang hinter den Körper des erlegten Bullen in der Hoffnung, dadurch dem ersten Anpralle auszuweichen. Dies half mir auch einigermaßen; denn als der Bulle gegen mich anrannte, verwickelte er sich in die Läufe des anderen und strauchelte; er machte jedoch alsbald Kehrt und drang mit erneuter Wuth und noch schneller als zuvor auf mich ein. Glücklicherweise befand sich ein Baum in meiner Nähe, den ich schon zuvor bemerkt hatte, und dem ich jetzt etwas näher war; ich fürchtete





Basil's Abenteuer mit dem Büffelbullen

dem wüthenden Thier nicht länger ausweichen zu können, eilte daher mit Leibeskräften zu dem Baume hin und hörte den Büffel hinter mir her galoppiren. Ehe er mich jedoch einholen konnte, hatte ich den Fuß des Baumes erreicht. Anfangs war es meine Absicht gewesen, mich nur hinter den Stamm zu flüchten, allein als ich unter dem Baume stand, bemerkte ich glücklicherweise einige niedrige Aeste, ergriff einen von denselben und schwang mich hinauf... Der Büffel rannte brüllend unter mir hinweg und berührte beinahe meine Füße, als ich so am Zweige hing; aber im Nu saß ich sicher in einer der Astgabeln, und so hoch, daß das Thier mich nicht erreichen konnte. Mein nächster Gedanke war, meine Büchse wieder zu laden und vom Aste aus auf das Thier zu schießen. In dieser Absicht stieß ich schnell die Kugel in den Lauf und fürchtete nur das Eine, der Büffel werde mir keine Gelegenheit zu einem sicheren Schusse geben, da er immer im Kreise um den Baum herum rannte, und von Zeit zu Zeit unter grimmigem Brüllen mit seinen Hörnern gegen den Stamm stieß und sie daran wetzte. Der Baum war ziemlich klein und schwankte von diesen Stößen so sehr, daß ich beinahe fürchtete, er möchte abbrechen. Um so mehr beeilte ich mich, meine Büchse schußfertig zu machen und seinen Angriffen ein Ziel zu setzen. Die Büchse war geladen, und ich wollte sie eben herauf nehmen, um ein Zündhütchen aufzusetzen, als mir plötzlich beifiel, daß die Blechbüchse mit denselben noch dort am Boden lag, wo sie mir entfallen war! Der plötzliche Angriff des Thieres hatte mich verhindert sie aufzuheben; meine Zündhütchen waren alle in jener Büchse, und mein geladenes Gewehr war mir jetzt so unnütz wie eine Eisenstange. Zu den Zündhütchen zu gelangen, war mir rein unmöglich, denn ich durfte mich nicht vom Baume herunter wagen, um welchen der wüthende Bulle noch immer kreiste und nur hie und da einige Augenblicke stillstand, um zornig zu mir herauf zu blicken. Meine Lage war Nichts weniger als angenehm, und ich fürchtete schon,

dem Thiere gar nicht mehr ankommen zu können, das in seiner Rachsucht höchst beharrlich schien. Hätte ich nur ein einziges Zündhütchen gehabt, so wäre ich im Stande gewesen, ihm eine Kugel in den Rücken, in den Hals oder durch irgend eine beliebige Stelle des Körpers zu jagen, denn er war kaum drei Fuß von der Mündung meiner Büchse entfernt. Vergebens zerbrach ich mir den Kopf wegen eines Mittels, nun meine Büchse abzufeuern, und kam endlich auf den Einfall, den Zündkegel der Büchse mit etwas Zunder zu umgeben, Pulver darauf zu streuen, alsdann Feuer zu schlagen und das Gewehr mit einer Art Lunte abzuschießen. Plötzlich aber kam mir ein besserer Einfall; während ich nämlich in meiner Kugeltasche nach meinem Feuerzeug stöberte, kamen meine Finger in Berührung mit dem Lasso, der noch immer um meine Schultern hing. Dies brachte mich auf den Einfall, dem Büffel den Lasso über den Hals zu werfen und ihn damit an den Baum anzubinden!

„Ohne Zeitverlust machte ich mich an die Ausführung dieses Vorhabens, wickelte den Strick auseinander und band zunächst das eine Ende an den Baum fest. Am anderen Ende des Lasso befand sich der eiserne Ring, durch den ich sogleich eine Schleife zog, um einen laufenden Knoten herzustellen; dann hielt ich den Lasso in meiner rechten Hand und wartete eine günstige Gelegenheit ab, die mir auch geboten wurde. Der Bulle setzte nämlich seine zornigen Angriffe gegen den Stamm von Zeit zu Zeit fort und ging immer dicht um denselben herum; sobald er nun eine Weile unter mir stille stand, warf ich ihm die Schlinge des Lasso über den Kopf und zog sie nicht eher zusammen, als bis ich den Strick sicher hinter seinen Hörnern sah. Mit einem einzigen Ruck hatte ich denselben straff angezogen, warf ihn über einen Ast und schnürte die Schlinge fest um die Kehle des Thiers. Sobald der

Bulle diese Fessel verspürte und sich durch diese seltsame Halsbinde beengt fühlte, begann er zu stampfen und zu zerren und sprang endlich unmuthig und in wilder Wuth von dem Baume hinweg. Er hatte aber bald das Ende seiner Fessel erreicht, und der heftige Ruck, der sogar den Baum erschütterte, riß ihn auf seine Hinterläufe nieder und würde ihn erwürgt haben, wenn das lange dichte Haar an seinem Halse nicht gewesen wäre. Dies rettete ihn jedoch, aber er zappelte und riß noch immer am Ende des Strickes, daß der Baum krachte und mich beinahe herunter schleuderte. Ich glitt daher rasch von meinem Aste herunter und eilte nach der Stelle hin, wo mir die Büchse mit Zündhütchen entfallen war. Im Nu hatte ich ein Zündhütchen aufgesetzt, schlich mich vorsichtig zurück, und während der Büffel noch aus Leibeskräften am Stricke zerrte, jagte ich ihm eine Kugel durch die Rippen und machte dadurch meiner Angst und seinem Leben ein Ende. Mittlerweile war es beinahe Nacht geworden, und ich konnte mich nun nicht länger aufhalten, um die beiden Büffel abzustreifen und zu zerlegen. Ich wußte, daß Ihr wegen meines Ausbleibens in Sorge sein würdet, schnitt daher den beiden Thieren nur die Zungen aus, ließ eine Scheuche wegen der Wölfe bei den beiden Bullen zurück, die wir morgen früh gewiß noch unversehrt finden werden, holte mir mein Garn mit den Prairiehühnern von dem Baume, wo ich es aufgehängt hatte, und machte mich sogleich auf den Rückweg hieher."

Als Basil die Schilderung seiner bestandenen Abenteuer vollendet hatte, wurde frisches Holz auf die Gluth gehäuft und ein gewaltiges Feuer aufgeschürt, das bis zum Morgen andauern sollte. Dies war um so nothwendiger, als unsere Jäger keine Teppiche oder Büffeldecken mehr hatten und Basil und Norman in Hemdärmeln schlafen mußten. Als hierauf das Feuer in hoher Lohe brannte und Wärme genug ausstrahlte, um die jungen Jäger

vor dem Nachtfroste zu schützen, kehrten alle Vier die Füße gegen das Feuer, legten sich dicht aneinander, und befanden sich bald in tiefem Schlafe.

VII.

Die Erbauung eines Canoes.

Am anderen Morgen waren sie in aller Frühe wach. Von dem Rippenbraten der Antilope, von den Zungen und dem Prairiehuhn war noch so viel übrig geblieben, um ein tüchtiges Frühmahl zu liefern, das sie hastig einnahmen. Hierauf brachen alle Vier auf, um das Fleisch der beiden erlegten Büffel zu dem Lagerfeuer zu bringen, was mehrere Gänge erforderte. Sie gedachten dieses Fleisch über dem Feuer zu trocknen, um es zum künftigen Gebrauche aufzubewahren. Zu diesem Zweck wurde das Fleisch von den Knochen abgelöst, in dünne Streifen und Scheiben geschnitten und auf Pfählen und Gerüsten in einiger Entfernung vom Feuer getrocknet. Während unsere jungen Jäger sich hiermit befaßten und um ihr Lagerfeuer beschäftigt waren, berathschlagten sie zugleich, was sie weiter thun wollten. Anfangs schien die Ansicht vorzuwalten, nach der Ansiedelung am Red-River zurückzukehren, um sich dort ein anderes Canoe, sowie einen neuen Vorrath von Lebensmitteln und Geräthschaften zu verschaffen; allmählich aber überzeugten sich Alle, daß die Rückkehr dorthin mit vielen Strapazen und Schwierigkeiten verbunden sein würde. Es lagen ein großer See und mehrere ausgedehnte Sümpfe auf diesem Wege, die man auf der Fußwanderung umgehen mußte, was die Reise noch um einen großen Theil verlängerte. Es stand ihnen also eine Fußreise von mehreren Wochen in Aussicht, und Nichts ist entmuthigender auf einer Reise, als durch irgend einen Unfall zum Umkehren genöthigt zu werden. —

Die Fortsetzung ihrer Reise zu Fuße war aber im Grunde ein ebenso mißliches Ding. Allerdings lag ein Posten der Pelzhandels-Gesellschaft, Namens Norway-House, am nördlichen Ende des Winipegsees, allein um denselben zu Fuße zu erreichen, war ebenfalls eine Wanderung von wenigstens achtzig deutschen Meilen um den ganzen See herum nothwendig; man mußte dabei über zahlreiche Ströme setzen, sich durch Sümpfe und pfadlose Wälder hindurch arbeiten, und wenn man endlich nach einer Wanderung von drei bis vier Wochen Norway-House erreichte, so standen unsere jungen Jäger erst auf der Schwelle der großen Reise, die sie angetreten hatten. Ueberdem lag Norway-House ganz von ihrem Wege ab, und die nächste Station der Hudsonsbay-Compagnie, wo sie sich auszuruhen vorgenommen, nachdem sie die Ansiedelungen am Red-River hinter sich hatten, war Cumberland-House, ein anderer Handelsposten am Saskatschawanflusse. Um von dem Punkte aus, wo sie nun waren, nach Cumberland-House zu Fuße zu gelangen, war für sie aber nicht minder schwierig, da auch dieser Posten über 150 Meilen entfernt lag und der Weg dorthin über Seeen, Ströme und Sümpfe führte. Die vier jungen Leute standen also ziemlich rathlos und fanden es sehr schwierig, unter solchen Umständen eine Wahl zu treffen.

„Umkehren wollen wir auf keinen Fall!" rief Franz, der immer am schnellsten zu einem Entschlusse kam, weil er die Möglichkeit der Ausführung seiner Vorschläge niemals allzureiflich erwog; „laßt uns ein Boot verfertigen und unsere Reise fortsetzen; das ist mein Vorschlag."

„Du hast gut reden, lieber Junge," erwiderte Basil; „es ist weit leichter zu sagen: wir wollen ein Boot anfertigen, — als diesen Entschluß auszuführen! Gieb einmal die Mittel an, wie wir ein Boot zu Stande bringen sollen!"

„Je nun, das kann doch keine Schwierigkeiten haben," rief

Franz, — „wer hindert uns denn, einen Stamm umzuhauen und daraus einen „Einbaum" zu verfertigen? Wir haben ja noch die große Axt und daneben noch die zwei Handbeile."

Norman fragte, was Franz unter einem Einbaum verstehe, da ihm dieser Ausdruck noch neu war.

„Ein Einbaum," erwiderte Franz, „ist ein Kahn aus einem ausgehöhlten Baumstamme, wie man sie bei uns im Süden häufig sieht. Ich habe schon Einbäume auf dem Mississippi gesehen, die größer waren als das Boot, dessen wir bedürfen, um uns alle Vier zu tragen. Was meinst Du dazu, Lucian?"

„O ja, ein großer Einbaum wird uns schon helfen können," entgegnete der junge Gelehrte. — „Allein ich fürchte, wir werden hier keine Bäume finden, die zu diesem Zwecke groß genug wären. Du mußt bedenken, daß wir hier nicht die gewaltigen Hochstämme aus dem Mississippi=Grunde um uns haben!"

„Wie groß müßte demnach der Baum sein, den Ihr dazu nöthig hättet?" fragte Norman, der sich wenig auf diese Art von Fahrzeugen verstand.

„Mindestens drei Fuß dick," erwiderte Lucian; „und zwar muß ein solcher Baum diese Dicke wenigstens auf eine Länge von zwanzig Fuß haben, denn ein kleinerer Kahn wäre nicht im Stande, uns alle Vier zu tragen!"

„Dann weiß ich wenigstens so viel, daß wir hier kein solches Nutzholz finden werden!" entgegnete Norman. — „Ich habe weder gestern noch heute bei meinem Ausflug in den Wald einen Baum von solcher Größe gesehen!"

„Ich auch nicht!" setzte Basil hinzu.

„Ich glaube überhaupt nicht, daß es hier solche große Bäume giebt!" sagte Lucian.

„Wären wir noch in Louisiana, so brauchte ich keine fünfzig Schritte weit zu gehen, um eben so viele Bäume zu finden, die zu

einem Einbaum tauglich wären," meinte Franz. — „Aber ich habe freilich in meinem ganzen Leben noch keinen so unbedeutenden Baumwuchs gesehen, wie hier!"

„Lieber Vetter Franz! noch ehe wir das Ende unserer Reise erreichen, wirst Du noch weit kleinere und unscheinbarere Bäume sehen, als diese hier!" sagte Norman, welcher wohl wußte, daß die Bäume in demselben Verhältnisse, als sie weiter nach Norden kamen, desto kleiner wurden, bis sie am Ende bis zur Größe bloßer Ziersträucher unserer Gärten heruntersanken. — „Aber laßt Euch darum keine Sorge erwachsen, meine Freunde!" setzte er hinzu; — „können wir auch ein Fahrzeug, das groß genug ist, um uns Vier zu tragen, nicht aus einem einzigen Baume erbauen, so können wir es vielleicht doch aus drei Bäumen herstellen!"

„Aus dreien?" rief Franz. — „Na, ich wäre doch neugierig, einen Kahn aus drei Bäumen gefertigt zu sehen! Du meinst wohl ein Floß, Vetter Norman?"

„Keineswegs," versetzte Norman, — „sondern ein echtes und gerechtes Canoe, das uns für den ganzen Rest unserer Fahrt die besten Dienste leisten soll!"

Die drei Brüder Basil, Lucian und Franz blickten den jungen Canadier betroffen an, als erwarteten sie erst eine nähere Erklärung dieser Zusage.

„Ihr wollt also nicht flußaufwärts nach der Ansiedelung zurückkehren?" fragte Norman und blickte sie der Reihe nach an.

„Nein, wir wollen vielmehr Alle unsere Reise fortsetzen," erwiderte Basil, der für seine Brüder das Wort ergriff.

„Wohlan denn, ich hoffe, das läßt sich leichter bewerkstelligen, als Ihr glaubt!" fuhr Norman fort. „Wenn ich hier jene drei Bäume finde, so kann ich ein Boot bauen, das uns Alle tragen wird. Es wird allerdings einige Mühe und Zeit kosten, erst jene Bäume aufzusuchen und dann das Boot daraus zu erbauen, aber ich bin ziem-

lich sicher, jene in diesen Wäldern zu finden. Soll das Fahrzeug recht werden, so bedarf ich dreierlei Arten von Bäumen: zwei derselben kann ich von hier aus sehen, und den dritten hoffe ich auf dem Hügel zu finden, welchen wir heute Morgen dort drüben erblickten!"

Dabei deutete Norman auf zwei Bäume, die unweit vom Feuer zwischen vielen anderen wuchsen. Beide waren nach Blättern, Wuchs und Rinde ganz verschieden. Der nächste und augenfälligste von ihnen erregte die Neugier der drei Südländer in ganz besonderem Grade. Lucian erkannte ihn schon aus der botanischen Beschreibung, welche er von ihm gelesen, und auch für Basil und Franz, welche ihn nie gesehen, da er in dem heißen Klima von Louisiana niemals gefunden wird, war er aus den Schilderungen, die verschiedene Reisende von ihm gemacht hatten, nichts Neues mehr. Der Baum war die berühmte Canoe- oder, wie ihn Lucian nannte, Papierbirke (Betula papyracea), die ihre Berühmtheit dem Umstande verdankt, daß aus ihrer Rinde jene Tausende von schönen Kähnen gefertigt werden, womit die Indianer und die Weißen die Seeen und Flüsse im Innern von Nordamerika befahren. Es ist derselbe Baum, mit dessen Rinde ganze Stämme der rothen Männer ihre Zelte decken, aus dessen Rinde sie ihre Schüsseln, Eimer und Körbe verfertigen, ja sogar Kochtöpfe und Suppenpfannen herzustellen wissen! Es war, wie gesagt, jener werthvolle Baum des Nordens, ohne welchen der arme Indianer jene kalten Regionen kaum bewohnen könnte, wo derselbe wächst. Unsere jungen Südländer betrachteten diesen Baum mit einem besonderen neugierigen Interesse; er war etwa sechzig Fuß hoch, und sein Stamm ungefähr einen Fuß dick, seine Blätter ziemlich herzförmig und von ganz dunkelgrüner Farbe; was aber diesen Baum von den übrigen Waldbäumen besonders auszeichnete, das war die glänzend weiße oder silberfarbene Rinde, welche den Stamm und seine zahlreichen zarten Triebe bedeckte. Diese Rinde

ist nur von Außen weiß; hat man die Oberhaut durchschnitten, so findet man, daß sie röthlich gefärbt und sehr dick ist und sich in mehrere Schichten theilen läßt; der Stamm liefert nicht nur ein treffliches Brennmaterial, sondern auch ein vorzügliches Nutzholz von dichtem, glänzendem Gefüge, das eine hübsche Politur annimmt, häufig zu Möbeln verarbeitet wird und für gewöhnliche Geräthschaften ganz geeignet ist; wird es dagegen dem Wetter ausgesetzt, so fault es sehr rasch.

Die Canoe-Birke ist nicht die einzige ihres Geschlechts, die in Nordamerika heimisch ist, sondern man kennt dort wenigstens sechs verschiedene Arten von Birken. Da ist zunächst die weiße Birke (Betula populifolia), ein werthloser Baum von ungefähr zwanzig Fuß Höhe und keinen sechs Zoll Stammdurchmesser. Die Rinde dieser Birke ist nutzlos, und ihr Holz so weiß und weich, daß es selbst zum Brennholz beinahe untauglich ist; sie wächst übrigens im armseligsten Boden. Ihr zunächst an Werth steht die sogenannte Kirsch-Birke (Betula lenta), die ihren Namen von der Aehnlichkeit ihrer Rinde mit der des gewöhnlichen Kirschbaums führt und wohl auch die wohlriechende Birke genannt wird, weil ihre jungen Zweige, wenn man sie zerdrückt, einen angenehmen aromatischen Geruch von sich geben. Sie bildet einen Stamm von fünfzig bis sechzig Fuß Höhe, und ihr Holz ist von Möbeltischlern sehr gesucht, da es ein dichtes Gefüge und eine schöne röthliche Farbe hat und der schönsten Politur fähig ist.

Die sogenannte gelbe Birke ist ein Baum von etwa derselben Größe und hat ihren Namen von der gelben Farbe der Oberhaut ihrer Rinde. Er wird ebenfalls in der Möbeltischlerei benützt, obschon man seinem Holze nicht den Werth beimißt, wie ihn die Kirsch-Birke hat; die Blätter und Zweige der gelben Birke haben ebenfalls einen aromatischen Geruch, wenn man sie zerdrückt, obschon derselbe nicht so stark ist, wie bei der vorerwähnten Art.

Das Holz ist zum Brennen vortrefflich und wird deshalb beinahe in allen großen Städten Nordamerika's zu diesem Zwecke verwendet. Die Rinde ist sehr reich an Gerbestoff und soll sich in dieser Beziehung der Eichenrinde gleichstellen lassen. Eine andere Art ist die rothe Birke, die ihren Namen von der röthlichen Farbe der Rinde herschreibt. An Größe kommt sie der Canoe-Birke nahe und erreicht oft eine Höhe von siebzig Fuß mit einer Stammdicke von beinahe drei Fuß. Ihre Zweige sind lang, dünn und herabhängend und werden in Amerika meistens zu Besen verwendet.

Noch eine andere Art von amerikanischen Birken bildet die sogenannte Zwerg-Birke (Betula nana), die man eigentlich keinen Baum mehr nennen kann, weil sie höchstens eine Höhe von zwei Fuß und also nur die Größe eines Strauches erreicht. Sie gehört zu dem sogenannten Knieholz, d. h. zu jenen verkümmerten Bäumen, die gewöhnlich nur in sehr kalten oder sehr hochgelegenen Gegenden wachsen; nach meiner Ansicht bildet sie wohl keine eigene Art, sondern ist nur die Verkrüppelung irgend eines anderen von diesen merkwürdigen Bäumen.

Diese Belehrung über die verschiedenen Arten amerikanischer Birken gab Lucian jedoch nicht in diesem Augenblicke seinen Brüdern zum Besten, sondern erst einige Zeit später, als die jungen Jäger mit dem Fällen irgend eines dieser Bäume beschäftigt waren. In diesem Augenblicke wurden ihre Gedanken von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen, und sie hatten nur flüchtig die Canoe-Birke und den andern Baum betrachtet, welche ihnen Norman gezeigt hatte. Der letztere gehörte einer ganz anderen Pflanzenfamilie an, nämlich der der Coniferen oder zapfentragenden Bäume, wie aus den Zapfenfrüchten hervorging, die von seinen Zweigen herabhingen, und aus den immergrünen Nadeln, die er statt der Blätter trug.

Die zapfentragenden Bäume Amerika's werden von den Bota-

nikern in drei verschiedene Sippen getheilt, nämlich in die der Fichten, der Cypressen und der Eiben. Jede von diesen Sippen umfaßt wieder mehrere Unter-Arten. Unter dem Föhrengeschlechte, den Abietineen, begreifen wir alle jene Bäume, welche unter dem Alltags-Namen Kiefern, Tannen, Sprossenfichten, Föhren und Lärchen bekannt sind. Die Cupressineen oder cypressenartigen dagegen umfassen die eigentlichen Cypressen, die Cedern, den Lebensbaum und den Wachholder. Die Eiben oder die Taxineen haben nur wenige Unter-Arten und umfassen hauptsächlich nur diejenigen Bäume, welche unter dem Namen der Eiben und Schierlings-Tannen bekannt sind, von welchen Amerika mehrere Unter-Arten aufzuweisen hat. Die Familie der fichtenartigen Bäume ist in Nordamerika überaus stark vertreten. Die neuesten Forschungen auf dem westlichen Abhange der Felsen-Gebirge und in den Küstenländern des stillen Oceans haben mehr als zwanzig ganz neue Arten kennen gelehrt, von deren Vorhandensein die Botaniker seither gar Nichts wußten. Viele von diesen Bäumen sind überaus werthvoll und wichtig für den menschlichen Haushalt. Mehrere Arten finden sich in den Gebirgen des nördlichen Mexiko, und gerade in jenen öden Gegenden, wo kaum ein anderer Pflanzenwuchs existirt, kommen mehrere Arten von diesen Bäumen vor, von deren eßbaren Saamen ganze Stämme von Indianern viele Monate des Jahres hindurch ausschließlich leben. Die spanischen Amerikaner nennen diesen Baum Piñon, die Botaniker die Brodfichte (Pinus monophylla); allein es giebt außerdem noch manche andere Arten von Fichten, welche eßbare Saamen tragen und in anderen Gegenden vorkommen. Die Indianer rösten diesen Saamen und zerreiben ihn zuweilen zu einem groben Mehl, woraus sie ein sehr schmackhaftes Brod backen; daher der Name Brodfichte, welchen jener Baum führt. Dieses Brod wird zuweilen noch schmackhafter gemacht, indem man unter das Mehl gedörrte Prairie-

Heimchen, eine Art Käfer oder Heuschrecken, mischt, die in jenen öden Wildnissen, wo solche Indianer wohnen, sehr häufig sind. Manche Reisende haben jenes Brod aus solch eigenthümlichem Gemisch sehr schmackhaft gefunden.

Die sogenannte Lambertsfichte (Pinus lambertiana), die ihren Namen dem berühmten Botaniker Lambert verdankt, findet sich in Oregon und Californien, und darf füglich für ein wahres Weltwunder angesehen werden. Diese Bäume sind nämlich wahre Riesen des Pflanzenreichs und erreichen gewöhnlich eine Höhe von dreihundert Fuß und darüber. Die Zapfen, welche den Saamen umschließen, haben eine Länge bis zu anderthalb Fuß und hängen wie Zuckerhüte von ihren hohen Aesten herab. — Ein anderer merkwürdiger Baum, der in Californien Palo colorado genannt wird, gehört ebenfalls zu diesen Riesen der Fichtenfamilie, denn er erreicht eine Höhe von mehr als dreihundert und einen Durchmesser von sechzehn Fuß. Außerdem findet sich in Amerika noch die Rothtanne bis zu achtzig Fuß Höhe, die man hauptsächlich zu den Masten und Verdecken der Schiffe benützt; ferner die Pechfichte (Pinus rigida), ein kleinerer Baum, welcher treffliches Brennholz sowie die hellbrennenden Astknorren liefert, von welchen wir oben gesprochen haben; endlich die Weymouthskiefer (Pinus strobus), die in den Vereinigten Staaten weiße Fichte genannt wird und ausgezeichnetes Bauholz liefert; sie ist eine der größten und bekanntesten unter den Fichtenarten, erreicht oft eine Höhe von hundertundfünfzig Fuß und liefert jene ausgezeichneten Planken und Bohlen, die besonders für den Schiffsbau so werthvoll sind. Der Verbrauch von diesem Nutzholze ist so ungeheuer, daß man ihn im Staate New-York allein jährlich auf sieben Millionen Cubikfuß anschlägt, deren Erzeugung nach einer angestellten Berechnung allein den ungeheuern Ertrag von siebzigtausend Morgen Waldung erschöpfen muß. Kein Wunder daher, daß im Staate New-York und in allen älte-

ren Staaten der Union die Nadelwaldungen sich so furchtbar rasch vermindern.

Unter den übrigen Fichten-Arten erwähnen wir nur noch einige von den bekannteren.

Zunächst die gelbe Fichte, einen Baum von ungefähr sechzig Fuß Höhe, dessen Holz hauptsächlich zu Fußböden verwendet wird; dann die sogenannte Balsam-Fichte (Abies balsamea), die man in Europa und Amerika sehr häufig als Zier-Gewächs sieht, und von der der bekannte Canada-Balsam gewonnen wird — ein Baum, der in günstiger Lage die Höhe von sechzig Fuß erreicht, während er auf kalten Berggipfeln sich als Knieholz oft nur wenige Zoll über den Boden erhebt. Die Schierlings-Tanne (Pinus canadensis) ist eine andere Art, aus deren Rinde man einen trefflichen Gerbestoff gewinnt, welcher zwar hinter dem der Eichen-Rinde zurücksteht, aber doch ein Leder von vorzüglicher Beschaffenheit liefert. Die schwarze oder doppelte Sprossen-Fichte (Abies nigra) ist jene Art, aus deren Zweigen eine eigenthümliche Essenz gewonnen wird, die dem sogenannten Sprossen-Bier seinen pikanten Geschmack giebt. Außer diesen sind wenigstens ein Dutzend neue Arten vor Kurzem in den Gebirgen des mexikanischen Binnenlandes entdeckt worden, welche sämmtlich mehr oder weniger werthvolle Eigenschaften besitzen. Obwohl einzelne Arten von Nadelhölzern auch in heißen und südlichen Ländern vorkommen, so sind doch die Tropenländer nicht ihre eigentliche Heimath, und die verschiedenen Fichten-Arten gehören mehr der gemäßigten Zone an. Im Süden der Vereinigten Staaten gedeihen mehrere derselben ausgezeichnet gut, und im Staate Carolina bilden Theer und Terpenthin, zwei Hauptprodukte der Nadelholz-Bäume, die beiden Hauptausfuhr-Artikel. Selbst noch unter dem Aequator kommen einige Fichten-Arten vor, jedoch nur auf den höchsten Bergen, wo sie bisweilen ganze Wälder bilden; trotzdem aber gehört die Familie

der Fichten mehr dem Norden an, und die Fichte selbst ist ein Haupt-Charakterbaum des nordischen Waldes. Je näher man dem Polar-Kreise kommt, desto allgemeiner waltet das Nadelholz vor; es erscheint dort in ausgedehnten Wäldern und leiht der Erde sein schützendes Obdach gegen die zerstörende Gewalt des winterlichen Schnees. Ja eine Fichten-Art ist sogar der letzte Baum, der an der Grenze der Vegetation vor den Augen des Reisenden erscheint, wenn er so weit nach Norden gekommen ist. Dies ist die sogenannte Weiß-Tanne (Abies alba), dieselbe, welche Norman gleichfalls seinen Gefährten mit der Canoe-Birke gezeigt hatte.

Die Weiß-Tanne war ein Baum zwischen dreißig bis vierzig Fuß Höhe mit einem etwa fußdicken Stamm von bräunlicher Farbe; die Nadeln oder Blätter waren ungefähr einen Zoll lang, sehr spitzig und blaugrün; die Zapfen waren damals noch ganz jung und blaßgrün; sind sie dagegen reif, so werden sie rostbraun und beinahe zwölf Zoll lang.

Von welchem Nutzen dieser Baum bei der Erbauung ihres Canoes sein würde, wußten weder Basil noch Franz, und Lucian errieth es nur. Franz fragte endlich, ob er wohl die Zimmerung oder das Gerüste des Bootes aus der Weiß-Tanne machen wolle?

„Keineswegs!“ erwiderte Norman; „hierzu brauche ich noch einen anderen Baum; wenn ich jedoch jene Holzart nicht finden kann, so muß ich mich ohne dieselbe behelfen, wiewohl es nicht so gut gehen wird!“

„Was für eine Holzart brauchst Du denn?“ fragte Franz.

„Ich suche noch Cedernholz,“ entgegnete Norman.

„Aha, daraus wirst Du das Gerüste zimmern!“ rief Franz; — „ich weiß es nun gewiß, denn das Cedernholz ist weit leichter als irgend ein anderes und muß sich daher vorzüglich für den Kiel, die Rippen und das übrige Gerüste eignen.“

„Diesmal hast Du Recht, Franz! Man hält es für das geeignetste zu diesem Zweck!“

„Glaubst Du denn, daß wir Cedernbäume auf den Hügeln finden werden, die wir heute Morgen sahen?“ fragte Franz seinen canadischen Vetter.

Dieser bejahte, und Lucian setzte hinzu: „Auch ich habe auf jenen Hügeln die dunkle blaugrüne Farbe des Waldes bemerkt, die auf das Vorhandensein von Cedern deutet. Wenn irgendwo in dieser Gegend, so werden wir sie dort finden, denn sie wachsen vorzugsweise auf felsigen unfruchtbaren Hügeln, wie jene dort zu sein scheinen.“

„Ich schlage vor, diese Frage rasch zu entscheiden,“ sagte Basil. „Wir haben uns einmal entschlossen, einen Kahn zu bauen, und wir sollten keinen Augenblick verlieren, um uns das nöthige Material dazu zu verschaffen. Laßt uns also sogleich nach jenen Hügeln aufbrechen!“

Die Anderen waren damit einverstanden, ergriffen ihre Gewehre, Handbeile und die Axt und brachen alsbald nach den Hügeln auf. Als sie diese erreichten, war der Gegenstand bald entdeckt, den sie suchten, denn die Gipfel all dieser Hügel, eines dürren, unfruchtbaren Höhenzuges waren mit einem dicken Walde der sogenannten rothen Ceder (Juniperus virginiana) bedeckt. Die Bäume waren von Weitem schon leicht zu erkennen an ihren zahlreichen wagerecht ausgebreiteten Aesten, welche mit den dunkelgrünen kurzen Nadeln ganz bedeckt sind und dadurch jenes düstere, schattige Aussehen bekommen, das sie zum Lieblingsaufenthalt mancher Eulen-Arten macht. Ihr schönes röthliches Holz ist in der ganzen Welt bekannt, weil es gewöhnlich zur Hülle von Bleistiften genommen wird. In allen Theilen Amerika's, wo dieser Baum reichlich vorkommt, verwendet man sein Holz vorzugsweise zu Pfosten und Riegeln von

Zäunen, da es eines der dauerhaftesten Hölzer ist, die es giebt. Ebenso wählt man es vorzugsweise zum Feuer-Anzünden, da es sehr rasch brennt und in wenigen Secunden eine helle Flamme giebt, die zum Anzünden der schwereren Blöcke und Klötze von härterem Holz, wie Fichten und Eichen, trefflich geeignet ist.

Die rothe Ceder erreicht gewöhnlich eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß, wird aber in günstigen Lagen noch viel größer; ihr liebster Boden ist ein trockener, steiniger, oft unfruchtbarer Grund, und daher sind die öden, unergiebigen und dürren Berghöhen häufig mit Cedern bedeckt, während die feuchteren und fruchtbareren Thäler dazwischen einen ganz andern Wald-Charakter tragen. Es giebt jedoch auch eine Spielart der rothen Ceder, die wie eine Schlingpflanze oder kriechende Pflanze auf dem Boden fortwuchert, und deren Zweige selbst wieder Wurzel schlagen; sie ist natürlich weit mehr ein Strauch als ein kleiner Baum und findet sich gewöhnlich nur an den Seiten unersteiglicher Felswände. Die Botaniker nennen sie Juniperus prostrata.

Als Norman einige der Cedernbäume aufmerksam untersucht hatte, rief er fröhlich: „Nun haben wir Alles, was wir zur Anfertigung unseres Canoes brauchen; wir wollen uns daher ohne Zeitverlust an die Arbeit machen!“

„Recht gerne,“ erwiderten die drei Brüder; — „wir wollen Dir mit Vergnügen Beistand leisten; sage nur was wir thun sollen.“

„Zunächst schlage ich vor, unser Lager hierher zu verlegen,“ versetzte Norman; — „wie ich sehe, finden sich hier all die verschiedenen Arten der Bäume, die wir bedürfen, und in weit besseren und größeren Exemplaren, als wir sie in der Nähe des Flusses gesehen. Dort unten,“ fuhr er fort und deutete auf eine feuchte Stelle im Thalgrunde, — „dort unten sehe ich einige prächtige Birken und hier unmittelbar neben uns finden wir die Epinette in jeder beliebigen Größe, wir werden uns also manchen Gang ersparen, wenn wir

gleich zurückgehen und unser Fleisch und unsere Büffelhäute hieher holen."

Dieser Vorschlag leuchtete unseren drei Jägern ein, und sie machten sich sogleich auf den Rückweg nach ihrem ersten Lager. Bald kehrten sie mit dem Fleische und ihren übrigen Habseligkeiten zurück, wählten sich eine geeignete Stelle unter einem breitästigen Cedernbaum, zündeten hier ein Feuer an und schlugen daneben ihr Lager auf, d. h. sie hingen ihre Lebensmittel an dem Baume auf, schlangen ihre Hörner und Kugeltaschen um die nächsten besten Aeste und lehnten die Gewehre an die Bäume. Sie hatten kein Zelt aufzuschlagen, allein dies ist zum Begriff eines Lagers nicht nothwendig, denn der amerikanische Jäger nennt jeden Ort, wo er sein Feuer anzündet und die Nacht zu verbringen gedenkt, sein Lager.

Da Norman die Hoffnung hegte, im Verlaufe von ungefähr einer Woche mit dem Bau des Canoes fertig zu werden, so war natürlich keine Zeit zu verlieren, um das Werk in Angriff zu nehmen; je früher man damit fertig wurde, desto besser war es ja. Zunächst mußten die Rippen oder das Gerüste hergestellt werden, und man wählte hierzu eine Anzahl gerader Cedernäste, welche sogleich geschlagen wurden, da man ihnen erst die eigenthümliche Biegung geben mußte. Die Aeste wurden zunächst von allen Zweigen entblößt, und dann an beiden Enden gleich dick gemacht; sie mußten mit dem Messer sodann ganz flach geschnitten werden, und nachdem man sie etwas über der Gluth gekrümmt hatte, wurden sie so gebogen, daß sie ungefähr die Gestalt eines großen lateinischen U hatten. Die so gekrümmten Rippen waren natürlich nicht alle von gleicher Weite, sondern diejenigen, welche die Mitte des Kahns bilden sollten, hatten ungefähr 2 Fuß inneren Durchmesser, während der Zwischenraum bei jedem weiteren Paare allmählich immer geringer wurde, je nachdem ihre Lage näher am Bug oder am Stern des Fahrzeuges sein sollte. Sobald man allen nach einander

die gehörige Gestalt gegeben hatte, wurden sie in einander gesteckt, wie eben so viele Teller, dann alle fest zusammen gebunden und zum Trocknen in der Nähe des Feuers aufgehängt. Sobald man alsdann die Riemen abnahm, mit denen sie zusammengeschnürt gewesen waren, so behielten sie die Gestalt, die man ihnen zuvor gegeben hatte, und waren so weit fertig, daß man sie auf dem Kielschwien befestigen konnte.

Während Norman sich mit der Herstellung des Gerüstes beschäftigte, waren seine Gefährten nicht müssig geblieben. Basil hatte mehrere der stärksten und geradesten Birken geschlagen, und Lucian sich daran gemacht, die Rinde von denselben sorgfältig abzulösen und von Astknoten und anderen Unebenheiten zu befreien. Die abgelösten breiten Streifen wurden an einem Rauchfeuer aufgehängt, um den Saft vollkommen auszutrocknen, und sie zähe und elastisch zu machen. Auch Franz hatte seine Arbeit erhalten, die im Einsammeln des harzigen Gummi's bestand, welches von den Stämmen der Balsamtannen reichlich ausschwitzt. Dieses Gummi ist eine Art Pech und eines der nothwendigsten Materialien zur Anfertigung eines Canoe, denn man braucht es zum Verpichen der Nähte, sowie etwaiger Risse, welche sich in der Rinde selbst vorfinden könnten, und ohne dieses Harz oder eine ähnliche Substanz würde es sehr schwer sein, eines dieser kleinen Fahrzeuge wasserdicht zu machen. Dies ist jedoch nicht der einzige Gebrauch, welchen man von der Balsamtanne beim Herstellen solcher Fahrzeuge macht; die langen faserigen Wurzeln dieses Baumes sind beim Canoebaue fast noch unentbehrlicher, — man spaltet sie nämlich mit einem scharfen Messer und erhält von ihnen die schnurähnlichen Fäden, womit die einzelnen Stücke der Birkenrinde zusammengenäht und an das Gerüste des Boots befestigt werden. Diese Fäden, die an Festigkeit den besten Hanfschnüren Nichts nachgeben, sind bei den Indianern unter dem Namen Watap bekannt. In einem Lande, wo man

sich Hanf und Flachs kaum verschaffen kann, ist dieser Watap daher von großem Werthe. Man könnte mir allerdings einwenden, daß es hier ja Hirsche genug gebe, und daß die Sehnen des Hirsches oder schmale Riemen von seinem Fell denselben Zweck erfüllen würden; dies ist jedoch nicht der Fall, und die Hirschhaut zu einem solchen Zwecke ganz unbrauchbar; sobald sie nämlich naß wird, dehnt sie sich unfehlbar aus, und hiedurch würden die Nähte sich öffnen, und der Kahn sich mit Wasser füllen. Der Watap aber, gleichviel, ob naß oder trocken, giebt nicht nach und ist daher das zweckmäßigste Mittel zur Vereinigung der einzelnen Rindenstücke.

Die einzelnen Theile des Boots, welche nunmehr noch beschafft werden mußten, waren das Schandeck oder die oberen Ränder des Kahns und der Boden desselben. Das erstere war leicht zu beschaffen: zwei dünne Stangen, jede ungefähr 20 Fuß lang, wurden wie ein paar Bogen gekrümmt, dann mit ihren hohen Seiten gegen einander gerichtet und in dieser Lage mit dem Ende fest an einander gebunden; dies bildete den Bord oder oberen Rand des Bootes. Der Boden war weit schwieriger zu beschaffen, denn hierfür bedurfte man einer tüchtigen Bohle, und unsere jungen Jäger hatten keine Säge. Sie mußten daher einen geeigneten Baumstamm mit der Axt und ihren Handbeilen so weit bearbeiten und abflachen, bis er die geeigneten Verhältnisse hatte. Dieser wurde dann an beiden Enden so zugespitzt, daß er in zwei sehr spitze Winkel auslief, wovon der eine den Bug, der andere den Stern des Kahns bilden sollte. Als der Boden hinreichend geglättet war, schien der schwierigste Theil ihres Unternehmens ausgeführt. Hierauf wurden noch einige lange Stangen abgeschlagen und flach gehauen, welche der Länge nach zwischen der Rinde und den Rippen angebracht wurden, etwa nach Art der Latten auf den Dachsparren eines Hauses. Ihr Zweck war, die Rinde vor dem Durchbrechen zu schützen. Nachdem man auf diese Weise alle einzelnen Erfordernisse

beisammen hatte, mußten dieselben nur noch einige Zeit geräuchert und getrocknet werden, um alsdann zusammengesetzt werden zu können. Während man auf das Trocknen der Gerüsthölzer wartete, wurden aus Spältern von zähem Ahornholze die Ruderschaufeln verfertigt, und Norman richtete mit Hilfe der Anderen eine Art Erdhügel auf, den er scherzweise seine Schiffswerfte nannte. Dieser Erdhügel glich einem neu gefertigten Grabe, war aber mindestens dreimal so lang, oben ganz flach und so mit Erde ausgeglichen, daß er nicht die mindesten Unebenheit mehr zeigte.

Als endlich alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, machte sich Norman an die Zusammensetzung des Bootes. Zunächst wurde das Bündel mit den Rippen gelöst, und die einzelnen Stücke auseinander genommen; sie hatten sämmtlich genau die Form angenommen, in welche sie gekrümmt worden waren, und man brauchte nur hier und da noch an den einzelnen mit dem Messer nachzuhelfen. Hierauf wurden die einzelnen Rippen auf dem Boden oder Kielschwien angebracht und zwar so, daß die weitesten in die Mitte des Schiffes zu liegen kamen, während die engeren gegen die schmäleren Enden der Bohle hin angebracht wurden. In dieser Lage wurden nun alle mit starken Schnüren von Watap festgebunden, und zu diesem Zwecke Löcher in die Bodenplanke gebohrt; die Stelle eines Bohrers vertrat eine gute Ahle oder Pfeifenräumer an Lucian's Taschenmesser, ohne welches die Sache weit schwieriger gewesen wäre, da eine Ahle eines der wichtigsten Werkzeuge zum Bau eines Rindenkahns ist. Natürlich brauchte Norman eine geraume Zeit, um alle die Rippen an ihrer rechten Stelle anzubringen und gehörig zu befestigen; allein er ward dabei auf geschickte Weise durch Franz unterstützt, der sich in derartigen Dingen sehr anstellig zeigte und ihm abwechselnd die Ahle und den Watap reichte. — Nachdem auf diese Weise das

Gerippe fertig war, wurde dasselbe auf den Erdhügel gestellt und durch schräge Stützen befestigt. Außerdem legte man ein halbes Dutzend großer Steine auf das Bodenstück, sodaß dieses, auf die ebene Oberfläche des Erdaufwurfs fest angedrückt, sich nicht mehr bewegen konnte und zugleich in solcher Entfernung vom Boden stand, daß der junge Schiffsbauer bequem daran arbeiten konnte, ohne sich durch zu vieles Bücken und Knieen allzusehr zu ermüden.

Nun wurde der bereits hergerichtete Bord des Kahns so aufgesetzt, daß er die Enden der Rippen überall berührte, und diese Enden wurden mit großer Sorgfalt in den Bord eingefügt und damit verbunden. Starke Querhölzer wurden sofort an demselben eingesetzt und festgemacht, die nicht allein dem Zusammenziehen oder weiteren Ausbreiten des Bords vorbeugen, sondern später auch zu Sitzen dienen sollten. Dieser Bord oder Schandeck, der den oberen Rand des Kahns bildete, war natürlich um mehrere Fuß länger als das Bodenstück und ragte nach seiner Befestigung an beiden Enden um einige Fuß über dasselbe vor. Es wurde daher von jedem Ende des Bogenstücks zwischen diesem und dem entsprechenden Ende des Bords ein gerades Stück Holz eingefügt und festgemacht, um die Verbindung zwischen beiden herzustellen, und die Spitzen des Schandecks am Bug und Stern zu stützen. Eines dieser Hölzer lief vorn in eine scharfe Kante aus, um den Schaft oder Scheg, d. h. das Stück, welches das Wasser schneiden soll, zu bilden. Hierauf wurden die langen Stangen, welche die Stelle von Latten vertreten sollten, von außen auf den Hölzern aufgesetzt und an ihrer Stelle festgebunden, und nun erst war das ganze Gerippe des Kahns so weit fertig, daß man es nur noch mit der Rinde zu bekleiden brauchte.

Die Rindenstücke, die länglicht waren, die Gestalt eines Parallelogramms hatten, waren bereits in der bestimmten Länge und Gestalt zugeschnitten. Man legte sie nun von außen

der Länge nach auf die Rippen und nähte sie sowohl am Rande der Bodenplanke, wie an den Bordhölzern des Schandecks mit Watap fest. Die Rinde selbst war in so breiten Stücken abgelöst worden, daß zwei davon hinreichten, um die eine Langseite des Kahns damit zu bedecken; es war daher nur eine Naht in die Quere und eine andere in die Länge für jede Langseite des Kahns erforderlich, außer den Befestigungen oben und unten. Dies war ein großer Vorzug, denn wo man die Birkenrinde nur in kleineren Stücken haben kann, bedarf es einer großen Menge von Nähten, wodurch es ungemein schwierig wird, den Kahn wasserdicht zu erhalten. Die schönen Birkenbäume, die hier herum wuchsen, hatten jedoch unseren jungen Jägern das beste Material zu ihrem Kahn geliefert. Das Fahrzeug war nun fertig bis auf das Verpichen oder Kalfatern, das glücklicherweise keine große Mühe machte. Man brauchte nur das Harz der Balsamtanne über dem Feuer zu schmelzen und mit etwas Fett zu vermischen, sodaß es eine Art Wachs bildete, und hierzu war man ja durch den Talg der Büffel trefflich in den Stand gesetzt. Glücklicherweise hatte Basil bei dem Schiffbruch einen kleinen Becher gerettet, den er an seiner Kugeltasche zu tragen pflegte, und in diesem konnte man das Harz trefflich schmelzen und heiß anwenden. In weniger als einer Stunde war Alles geschehen, jede Rippe und jeder Ahlenstich verpicht und das Canoe für wasserdicht erklärt.

„Gottlob, nun ist unser Fahrzeug seetüchtig!“ rief Franz lachend; „kommt Jungens! wir wollen sogleich einen Versuch damit machen, denn dort unten am Fuße des Hügels liegt ja ein kleiner Teich, auf welchem wir es prächtig vom Stapel lassen können!“

Diesem Vorschlage stimmten Alle bei. Die großen Steine wurden heraus genommen, Basil und Norman packten den Kahn am vorderen und hinteren Ende, hoben ihn vom Erdhügel herunter auf ihre Schultern und trugen ihn nach dem Teiche. Wenige

Minuten später wurde derselbe in's Wasser gelassen und schwamm wie ein Kork. Unsere drei Jäger stießen einen Freudenruf aus, in den auch Marengo einstimmte, und feuerten zum Zeichen ihres Jubels und zur Feier dieses Festes ihre Gewehre ab. Um seiner Sache noch mehr gewiß zu sein, ergriff Franz eines der Ruder, sprang in den Kahn und ruderte das kleine Fahrzeug unter lautem Jubelruf tief in den Teich hinein. Nachdem er eine Weile in diesem herumgefahren, ruderte er an's Ufer zurück, worauf Alle das Canoe eifrig untersuchten und zu ihrer größten Freude bemerkten, daß es während der Fahrt keinen Tropfen Wasser gezogen hatte. Norman wurde nun von allen Seiten mit Glückwünschen und Dankesbezeugungen überhäuft, die ihm nicht wenig schmeichelten. Unsere jungen Jäger nahmen sodann den Kahn wieder aus dem Wasser und kehrten zu dem Lager zurück, um sich mit einer großen Mahlzeit gütlich zu thun, welche Lucian zu Feier dieses Festes zubereitet hatte.

VIII.

Die Kette von Seeen.

Unsere Jäger schickten sich nun zur Fortsetzung ihrer Reise an. Während Norman und sein Gehilfe Franz mit dem Bau des Canoes beschäftigt waren, hatten auch die Anderen die Hände nicht müssig in den Schooß gelegt. Basil war natürlich der Jäger der Expedition und hatte inzwischen außer vielem kleinen Wildpret, wie Hasen, Gänse und Prairiehühner, auch drei starke Rennthiere geschossen, und zwar Thiere von jener großen Spielart, welche die Jäger Wald-Caribous nennen. Auf die Schilderung dieser Art von Rennthieren, die nur der Pelzregion angehören, werden wir später noch ausführlicher zurückkommen. Lucian hatte für das

Dörren ihres Fleisches gesorgt und einen so reichlichen Vorrath davon angelegt, daß unsere Jäger durch denselben für ihren ganzen Bedarf mindestens so lange gedeckt zu sein hofften, bis sie Cumberland-House erreicht haben würden, wo sie jedenfalls einen neuen Vorrath von Lebensbedürfnissen aller Art erhalten konnten. Außerdem hatte Lucian, der in solchen Dingen sehr erfahren war, die Häute der Caribous nach indianischer Weise geschabt und gegerbt, und aus denselben zwei knappe Jagdhemden für Basil und Norman angefertigt, weil diese die ihrigen früher zur Rettung Aller zum Opfer gebracht hatten.

Am anderen Morgen wurde das Canoe nach dem Flusse geschafft und unterhalb der Stromschnellen in das Wasser gesetzt; man belud es mit den Büffelhäuten, dem gedörrten Fleisch und den übrigen Habseligkeiten, die im Stern des Schiffs gut untergebracht wurden, und nun bestiegen die jungen Jäger ihr Fahrzeug, setzten sich an ihre Plätze und griffen zu den Rudern — im nächsten Augenblick schoß das Canoe in das Fahrwasser des Flusses hinaus und trieb mit der Strömung fort. Ein lauter Jubelruf der Bemannung bekundete, daß man die Weiterreise angetreten hatte, und unsere jungen Jäger bemerkten mit Vergnügen, daß ihr Fahrzeug sich trefflich hielt, wie ein Pfeil dahin schoß und nicht so viel Wasser schöpfte, um — wie Franz sich ausdrückte — eine Stechmücke darin zu ersäufen. Alle hatten ihre Sitze so eingenommen, wie sie es im Voraus bestimmt hatten. Norman als Wegweiser, als Führer und Ruderer im Boote, saß im Bug, was nach der Ansicht der regelmäßigen Voyageurs ein Ehrenposten ist; der erste Ruderer führt bei den Voyageurs gewöhnlich den Namen Capitän, denn sein Posten erfordert die größte Geschicklichkeit im Rudern und die genaueste Kenntniß des Fahrwassers, namentlich wo es gilt, Stromschnellen und Untiefen zu vermeiden. Der Posten eines Steuermanns ist ebenfalls ein wichtiger Ehrenposten, und sowohl

der Steuermann, als der Bugruderer, erhalten höhere Besoldung, als die übrigen Voyageurs in der Mitte des Schiffes, die man deshalb nur Mittelleute nennt. Der Steuermann sitzt im Stern oder Hintertheile des Schiffes, und seine Stelle versah jetzt Lucian, der sich bisher als trefflicher Steuermann erprobt hatte. Basil und Franz waren nur Mittelleute und versahen Ruderers-Dienste. Dies war die Anordnung für den ersten Tag, und obschon man an anderen Tagen zuweilen mit der Postenvertheilung umwechselte, um Basil und Franz abzulösen, so kehrte man immer zu dieser Ordnung zurück, so oft man auf Stromschnellen oder andere Schwierigkeiten traf. Norman verstand sich nämlich auf die Handhabung eines Canoe und wurde daher von den Uebrigen zum Capitän bestimmt und von Franz immer mit diesem Titel angeredet. Lucian's Ansprüche auf den zweiten Ehrenposten wurden allgemein als gerecht anerkannt, da er ihn seither zur vollen Zufriedenheit ausgeführt hatte. Marengo hatte natürlich gar keinen Posten, sondern lag ruhig zwischen Lucian's Beinen und hörte auf die Unterhaltung seiner Herren, ohne an derselben oder an der Steuerung des Bootes irgend welchen Antheil nehmen zu können.

In wenigen Stunden hatten unsere jungen Jäger die niedere sumpfige Gegend hinter sich, welche die Mündung des Red-River umgiebt, und vor ihnen lag die weiße Fläche des großen Winipeg-Sees, welche sich weit über den Bereich ihres Gesichtskreises hinaus nach Norden erstreckte.

Norman kannte den See, den er schon mehrmals befahren hatte; allein das Ansehen desselben enttäuschte einigermaßen die jungen Reisenden aus dem Süden. Statt eines ungeheuren dunklen Sees, den sie zu sehen erwartet hatten, erblickten sie nur eine weißliche schlammige Fläche, die weder in der Farbe ihres Wassers, noch in der Landschaft ihrer Ufer sonderliche Anziehungspunkte für das

Auge bot. So weit sie das Gestade des Sees überschauen konnten, war dieses niedrig und anscheinend sumpfig, was in der That der Charakter des südlichen Ufers des Winipegsees ist. Nur nach Osten und Norden zeigen seine Umgebungen ein anderes Aussehen, das mit dem geognostischen Charakter der Bodenbildung zusammenhängt. Die Berge und Felsen bestehen dort aus sogenanntem Urgestein, d. h. aus Granit, Gneiß, Sienit 2c., und die Gegend ist dort, wie überall, wo sich solches Gestein vorfindet, bergig und zerklüftet. Auf dem westlichen Gestade des Sees herrscht die sogenannte secundäre Formation vor, und der Boden besteht aus geschichtetem Kalkstein — demselben, der die Unterlage der meisten großen Prairieen Amerika's bildet, denn der Winipegsee liegt gerade zwischen der secundären Formation und dem Urgestein, das ihn auf der Ostseite begrenzt. Seinem westlichen Ufer entlang erstreckt sich das kalkige Flachland, theils bewaldet, theils nur Prairieen bildend, und dehnt sich von demselben Punkte aus hundert Meilen weit bis an den Fuß der Felsengebirge, wo das Urgestein in den steilen zerklüfteten Zacken und Felsenspitzen dieser gewaltigen Bergkette wieder zum Vorschein kommt. Der Winipegsee ist beinahe sechzig Meilen lang, aber sehr schmal, seine größte Breite beträgt kaum zehn Meilen, und die Entfernung von einem Ufer zum anderen mag sich an manchen Stellen sogar nur auf kaum drei deutsche Meilen belaufen. Er erstreckt sich beinahe gerade von Norden nach Süden mit einer leichten Ausbiegung nach Nordwest und Südost und nimmt viele großen Flüsse auf, wie den Red-River, den Saskatschawan und den Winipeg. Die Gewässer, welche diese ihm zuführen, entleeren sich aber wieder durch andere Flüsse, wie z. B. durch den Severn, der aus diesem See entspringt und sich in die Hudsonsbay ergießt, und durch den Nelson. Unter den Jägern und Voyageurs herrscht die Ansicht, dieser See habe eine regelmäßige Ebbe und Fluth wie der Ocean; dies ist jedoch nicht der Fall, denn wenn auch hier und da

ein bedeutendes Anschwellen und Ueberströmen seiner Gewässer zu bemerken ist, so ist dies nicht periodisch, sondern rührt nur vom Druck anhaltender starker Winde her, welche das Wasser nach einer bestimmten Seite des Ufers hindrängen.

Der Winipegsee ist besonders dadurch merkwürdig, daß er so zu sagen den Mittelpunkt des nordamerikanischen Festlandes bildet und daher füglich auch der Mittelpunkt der Canoeschifffahrt genannt werden kann. Von ihm aus kann man nämlich zu Wasser nordöstlich nach der Hudsonsbay, östlich nach dem atlantischen Ocean, südwärts nach dem mexikanischen Meerbusen, westwärts nach dem stillen Ocean, und in nördlicher oder nordwestlicher Richtung bis in das Polarmeer reisen. In Anbetracht, daß einige dieser Entfernungen mehr als sechshundert deutsche Meilen betragen, darf man füglich sagen, daß der Winipegsee auf diesem Festlande eine besonders bevorzugte Stellung einnimmt. Alle diese angeführten Wege kann man im Canoe zurücklegen, ohne irgendwo landen oder über größere Trageplätze wandern zu müssen, und auf mehreren Routen hat man sogar die Wahl zwischen mehreren Flüssen.

Diese verschiedenen Nachrichten theilte Norman seinen Gefährten mit, während sie das Canoe längs dem Ufer hinruderten; denn obwohl Norman sich niemals die Mühe gab, über den Grund der Dinge nachzugrübeln, so war er doch mit dem Zustande derselben genau und praktisch vertraut und kannte alle die verschiedenen Wasserwege, ihre Trageplätze und Entfernungen ziemlich genau. Mehrere davon hatte er bereits in Begleitung seines Vaters bereist, und mit den anderen war er aus der Schilderung der Voyageurs, Pelzhändler und Biberfänger vertraut. Norman wußte, daß der Winipegsee sumpfig war, aber es fiel ihm nicht ein, nach der Ursache davon zu fragen. Er wußte, daß das Land auf dem östlichen Ufer hügelig und auf dem westlichen niedrig und eben war; aber es fiel ihm nie bei, diesem Unterschiede nachzuspüren. Erst aus den Erörte-

tungen Lucian's, der sich hierüber äußerte, erfuhr er den natürlichen Zusammenhang dieser Erscheinungen, und Lucian fügte noch weiter bei, daß der See sich hier gebildet haben müßte, indem sich das weichere Gestein bei dem Zusammenstoß des Geschichteten mit dem Urgestein allmählich aufgelöst und abgerieben und dadurch eine Aushöhlung auf dem Boden gebildet habe, welche im Verlauf der Zeit mit Wasser gefüllt und zu einem See geworden sei. Aus derselben Ursache wollte er auch das Vorhandensein jener merkwürdigen Kette von Seeen herleiten, die sich beinahe vom Polarmeere bis an die Grenzen von Canada erstreckt, und unter denen die bekanntesten der Martin-, der große Sklaven-, der Atabasco-, Wollaston-, Hirsch-, Winipeg- und der Wäldersee sind. Lucian wies seinen Gefährten nach, daß wo nur immer ein Urgestein die Oberfläche einer Gegend bildet, die Bodenfläche zuverläßig einen vielgestaltigen Anblick gewährt, daß daselbst zahlreiche Seeen und Sümpfe, zerklüftete steile Hügel mit tiefen Thälern dazwischen und kurze Ströme mit vielen Fällen und Stromschnellen vorkommen. Dies sind die Hauptmerkmale einer Gegend, in welcher Urgestein zu Tage steht. Wo dagegen secundäres Gestein an der Oberfläche vorwaltet, da ist diese gewöhnlich eine Reihenfolge von Ebenen, die oft hoch, trocken und baumlos sind, wie wir dies an den großen Prairieen Nordamerika's sehen.

Ueber derartige Gegenstände belehrte Lucian seine Gefährten, während sie in ihrem Canoe unter dem Druck der Ruder am Rande des Sees hinfuhren. Sie hatten die Spitze ihres Fahrzeuges westwärts gewandt, da sie sich auf dem westlichen Ufer des Sees so lange halten wollten, bis sie die Einmündung des Saskatschawan's erreichten. Sie hielten sich in kurzer Entfernung vom Gestade, steuerten gewöhnlich von einer Landspitze zur anderen und suchten dadurch ihren Weg so gerade als möglich zu machen. Der kürzeste und geradeste Cours wäre allerdings der gewesen, wenn sie

auf den offenen See sich hinaus gewagt und mitten auf demselben geblieben wären, allein eine derartige Fahrt ist mit zu großer Gefahr verknüpft, denn auf dem Winipegsee herrschen oft starke Winde, die plötzlich aufspringen und haushohe Wellen verursachen. Ihr schwaches Fahrzeug konnte natürlich einem so bedeutenden Wellenschlage nicht widerstehen und würde durch denselben alsbald mit Wasser gefüllt und auf den Grund versenkt worden sein. Sie mußten sich daher bequemen, in der Nähe des Ufers hinzufahren, was allerdings ihre Reise bedeutend verlängerte, aber auch den Vortheil bot, daß sie jeden Abend an einer geeigneten Stelle des Ufers anlegen, ihr Feuer anzünden, ihr Abendbrod kochen und ihr Canoe für den nächsten Tag wieder trocken werden lassen konnten.

Nach dieser Anordnung landeten sie auch am ersten Tage ihrer Fahrt kurz vor Sonnenuntergang und wählten sich eine Stelle zum Nachtlager. Das Canoe wurde ausgeladen, sorgfältig aus dem Wasser gehoben und dann am Ufer umgestülpt, damit das Wasser ablaufe und die Rinde trockne. Nachdem sie ein Feuer angezündet, wurde einiges von ihrem gedörrten Fleisch gebraten, und alle Vier setzten sich zu ihrer Mahlzeit nieder und verzehrten dieselbe mit so gutem Appetit, als es nur hungrige Reisende thun können.

IX.

Wapiti, Wölfe und Wolverene.

Die Stelle, wo unsere Jäger gelandet hatten, lag im Schooße einer kleinen Bucht. Die Gegend, welche hier an den See stieß, war eben und ganz frei von hochstämmigen Bäumen, nur da und dort zeigten sich in der Nähe des Ufers einzelne kleine Gruppen von Weiden

und bildeten stellenweise eine Art Lustgehölz von dunklem Grün. In der Nähe eines dieser Dickichte, kaum hundert Schritte vom Wasserrande hatten unsere Jäger ihr Feuer auf einem Punkte angezündet, von wo aus man vielleicht eine Meile weit in die Ebene hinein blicken konnte.

Franz war zuerst vom Essen aufgestanden und ein wenig auf und ab gegangen, um sich die Gegend zu betrachten. Da fielen ihm plötzlich einige Gegenstände in's Auge, welche sich in ziemlicher Entfernung landeinwärts auf den Ebenen bewegten.

„Seht nur dorthin!" rief Franz und deutete in der angegebenen Richtung hinaus; „was sind denn das für Thiere, Capitän?"

Norman, der Capitän, stand auf, beschattete die Augen mit der flachen Hand, um sich vor der Sonne zu schützen, blickte eine Weile auf den Punkt, den ihm sein junger Vetter gewiesen hatte, und beantwortete dessen Frage lakonisch mit dem Worte: „Wapiti."

„Jetzt bin ich gerade so klug wie zuvor," versetzte Franz; „Du mußt Dich schon bequemen, mir deutlicher zu sagen, was für ein Thier der Wapiti ist, Norman!"

„Je nun — Rothwild, oder ein Elchhirsch, wenn Du dies besser begreifst!"

„Aha, ein Elchhirsch! — Nun verstehe ich es!" sagte Franz; — „für Elchwild habe ich diese Thiere auch gehalten, obschon sie noch so fern sind, daß ich meiner Sache nicht ganz gewiß war."

Lucian stand jetzt auf, holte aus seiner Kugeltasche eine kleines Fernrohr, das er bei sich führte, betrachtete durch dasselbe eine Weile die fernen Thiere und bestätigte dann Norman's Angabe, daß es ein Rudel Elchwild sei.

„Komm, Lucian!" bat Franz; „sage uns einmal, was Du von dem Elchwilde weißt? Das wird uns einstweilen die Zeit vertreiben, denn Norman meint, es würde uns Nichts helfen, dem Wilde auf die freie Ebene hinaus entgegen zu gehen, da die Hirsche vor uns fliehen

würden, bevor wir ihnen noch auf Schußweite nahe kämen. Wie Du siehst, ist ja bis auf tausend Schritt zu ihnen hin nicht ein einziger Busch zu sehen!“

„Wenn wir warten wollen,“ fiel ihm Norman in die Rede, „so möchte ich beinahe behaupten, daß das Elchwild binnen Kurzem bis zu jenen Büschen zu uns herankommen wird. Das ganze Rudel scheint zu weiden und kommt offenbar hierher, jedenfalls aber wird es noch vor Einbruch der Nacht zur Tränke an den See herabkommen, — das möchte ich verbürgen!“

„Wohlan denn,“ meinte Franz, „so kann unser Naturforscher uns einstweilen näher mit ihnen bekannt machen!“

Lucian ließ sich gar nicht lange bitten, sondern hub folgendermaßen an: „Es giebt wenige Thiere, die so vielerlei Namen haben, als dieses Elchwild. In jeder Gegend und bei jedem Schriftsteller finden wir ihm einen anderen Namen beigelegt. Bei dem Einen heißt es Elch, rundhörniges Elch, amerikanisches Elch, Hirsch, Rothhirsch 2c., bei dem Anderen heißt es graues Musethier, le biche, Wapiti und Wewaskisch. Ebenso zahlreich sind die Benennungen, die ihm die Naturforscher gegeben haben, und die Namen Cervus canadensis, Cervus major, Cervus Alces, Cervus strongylocerus etc. bedeuten alle eines und dasselbe Thier. — Ihr wundert Euch billig, woher diese vielen Namen rühren, und dies will ich Euch erklären. Man nennt es Elch, weil die frühesten Einwanderer und Colonisten dieses Landes diesen Hirsch für gleichbedeutend mit dem Elenn des nördlichen Europa hielten. Der Name graues Musethier ist eine Jägerbezeichnung, um es von dem wirklichen oder schwarzen Musethier zu unterscheiden, wie letzteres bei denselben Jägern heißt. Rundhörniges Elch ist ebenfalls ein Jägername. Wewaskisch oder Waskesse ist die indianische Bezeichnung für dieses Thier. Hirsch wurde es genannt, weil es einige Aehnlichkeit mit dem europäischen Edelhirsch hat, dem es jedoch um

ein ganzes Drittel an Größe überlegen ist; Rothhirsch nennen es die Händler der Hudsonsbay-Compagnie, welche die Decken von Elchhirschen zu Tausenden kaufen, und le biche heißt es besonders bei den canadischen Jägern.

„Von all' diesen Namen für jenes Thier halte ich Wapiti, den ihm der Vetter gegeben hat, für den geeignetsten, und so viel ich weiß, wird es auch von den bedeutendsten und bestunterrichteten Naturforschern heut zu Tage nur noch unter diesem Namen aufgeführt.

„Meines Erachtens," fuhr Lucian fort, „ist der Wapiti das edelste Thier vom ganzen Hirschgeschlecht. Er gleicht an Gestalt dem europäischen Edelhirsch und übertrifft diesen noch an Größe. Seine Bewegungen haben dieselbe Anmuth, seine Glieder denselben zierlichen Bau wie bei dem gewöhnlichen Hirsch, und sein mächtiges Geweih giebt ihm ein imposantes und majestätisches Aussehen. Die Farbe seiner Sommerhaare ist ein helles Rothbraun, daher der Name Rothhirsch; denn diese röthliche Färbung ist am Wapiti in der That dunkler und reicher, als beim europäischen Edelhirsch. Die Hindin oder Hirschkuh des Wapiti setzt ihre Jungen im Frühjahr wie alles Rothwild, und zwar gewöhnlich zwei auf jeden Wurf, ein männliches und ein weibliches Junges. Nur die Hirsche oder Männchen haben „aufgesetzt," d. h. sind mit einem Geweih versehen, welches allmählich wächst, mit den Jahren an Zacken oder Enden zunimmt und erst bei dem vier- oder fünfjährigen Hirsch Auszweigungen zeigt. Der Wapiti wirft sein Geweih jedes Jahr ab, jedoch erst im Februar oder März, und dann bildet sich schnell ein neues, das in fünf bis sechs Wochen ausgewachsen ist. Das neue Geweih bleibt den Sommer über weich und gegen jede Berührung empfindlich; es ist diese ganze Zeit über mit einer weichen Haut und kurzen feinen Haaren bedeckt, die wie hellgrauer Sammt aussehen, und der nordamerikanische Jäger sagt dann, der

Hirsch steht im „Sammt," wie die deutschen Jäger sagen: der Hirsch stehe im Bast. Durch diese Haut verlaufen Nerven und Blutgefäße, und ein Schlag oder Stoß auf das Geweih während dieser Jahreszeit verursacht dem Hirsch große Schmerzen.

„Mit Einbruch des Herbstes schält sich der Sammt ab, und das Geweih wird so hart wie Knochen; dies ist aber auch nothwendig, denn um diese Jahreszeit tritt die Paarung oder sogenannte Brunst bei diesem Thiere ein, und die Hirsche kämpfen wüthend unter einander und stoßen ihre Geweihe zusammen, als ob sie dieselben in Stücke zerschmettern wollten. Bei solchen Kämpfen ereignet es sich nun sehr häufig, daß zwei Hirsche mit ihren Geweihen sich so in einander verfangen und festrennen, daß sie sich nicht mehr von einander trennen können, sondern Kopf an Kopf zusammengefesselt bleiben, bis beide verhungern oder von räuberischen Wölfen zerrissen werden. Das Gleiche findet bei dem Rennthier, dem Musethier und allen anderen Hirscharten statt. Man hat schon Hunderte von Paaren solcher in einander verschlungener Geweihe gefunden, und der einsame Jäger überrascht nicht selten die Hirsche in dieser unangenehmen Lage.

„Der Wapiti stößt einen pfeifenden Ton aus, der weithin hörbar ist und ihn häufig dem Jäger verräth. Während der Brunstzeit lassen die Hirsche noch andere Laute hören, die einigermaßen dem Geschrei des Esels gleichen und ebenso unangenehm klingen, sie aber zugleich auch dem Jäger auf seinem Pürschgang verrathen.

„Der Wapiti zieht in kleinen Rudeln von 6—8 Stücken, zuweilen aber auch in größeren bis zu 40 und 50. Wo dieses Wild nicht stark gejagt wird, da läßt es sich leicht beschleichen; im anderen Fall aber ist es außerordentlich scheu. Wenn die Hirsche angeschossen und von den Hunden verbellt sind, so geberden sie sich als gefährliche Gegner und leisten weit hartnäckigeren Widerstand, als der gewöhnliche Hirsch. Schon mancher Jäger hat die größte

Mühe gehabt, ihrem Geweihe und ihren Hufen zu entgehen, mit welch letzteren sie sehr gefährliche Stöße austheilen können. Man jagt den Wapiti in derselben Weise wie die anderen Hirsche. Die Indianer aber erlegen dieses Thier hauptsächlich im Wasser, wenn sie es über Seeen oder Flüsse setzen sehen. Der Wapiti ist natürlich ein trefflicher Schwimmer und setzt ganz leicht über den Arm eines Sees oder über den breitesten Strom. Der Wapiti nährt sich am liebsten vom Grase und bisweilen auch von den jungen Schößlingen der Weiden und Pappeln; sein Lieblingsfutter ist eine Art weißer Rosen (Rosa blanda), die in dieser Gegend ziemlich häufig vorkommt. Auch die dicke fleischige Wurzel einer Pflanze, welche große Aehnlichkeit mit unserer Silberdistel oder Eberwurz (Carlina acaulis) hat, frißt er gerne und gräbt sie überall aus dem Boden, wo sie in der Prairie vorkommt. Es gab einmal eine Zeit, wo der Wapiti über den größten Theil des Festlandes von Nordamerika verbreitet war. Heutzutage ist sein Vorkommen durch die Ausbreitung der Niederlassungen bedeutend beschränkt worden, und man findet daher dieses stolze Thier nur noch selten mehr in den nördlichsten Theilen der Vereinigten Staaten und nur in der tiefsten Bergwildniß. In Canada kommt es schon häufiger vor und verbreitet sich von hier aus über das ganze Festland bis an die Küsten des stillen Oceans. Es ist kein Thier der Tropenländer oder der wärmeren Zone, denn man findet es in dem eigentlichen Mexiko nicht; dagegen kommt der Wapiti auch niemals im Norden weiter vor, als bis zum 57. Breitengrade; und selbst hier ist er alsdann nicht an seinem liebsten Standorte, welcher vielmehr ganz in die gemäßigte Zone fällt. . . .“

Lucian's Schilderung ward hier durch einen Ausruf von Basil unterbrochen, welcher aufgestanden war und auf die Prairie hinaus blickte; die Anderen bemerkten, daß er das Wild beobachtet hatte, und fragten ihn, was es gebe.

„Seht es Euch nur selber an,“ erwiderte Basil und deutete nach dem Rudel hinaus; „das Wild wird von irgend Etwas gestört; gieb mir einmal Dein Fernrohr, Lucian!“ setzte er hinzu, richtete sich das Glas nach seinem Auge und blickte damit nach den Hirschen hinaus, welche die Uebrigen mit bloßem Auge beobachteten. Das Rudel, welches aus ungefähr sechs Stücken und lauter Hirschen bestand, ward offenbar von irgend Etwas gestört; der Umstand, daß nur Hirsche beisammen waren, rührte daher, daß man sich gerade in der Setzzeit befand, wo sich die Hirschkühe im dichtesten Walde verbergen, um ihre Jungen zu werfen. Das Rudel Hirsche rannte auf der Prairie hin und her und wandte sich bald hierhin, bald dorthin, als ob es spiele, oder vielmehr, als ob es von irgend einem Thiere gejagt werde. Mit dem unbewaffneten Auge war übrigens Nichts vom Boden zu unterscheiden, als die Hirsche selbst, und die drei anderen Jäger blickten daher auf Basil, der noch immer durch das Fernrohr schaute, und erwarteten von ihm eine Erklärung dieser seltsamen Bewegungen.

„Es sind Wölfe hinter den Wapiti's her,“ sagte Basil, nachdem er sie einige Minuten beobachtet hatte.

„Das ist doch seltsam,“ meinte Norman. „Wölfe greifen doch sonst nicht ausgewachsene Wapiti's an, außer wenn diese verwundet oder auf irgend eine Weise verkrüppelt sind; sie müßten denn sehr hungrig sein. Was für eine Art Wölfe sind es?“

Diese Frage mag unseren jungen Lesern seltsam vorkommen, welche vielleicht glauben, ein Wolf sei eben ein Wolf, und es gebe nur eine einzige Art von diesen. Dies ist jedoch nicht ganz der Fall, denn es giebt in Nordamerika zwei deutlich verschiedene Arten von Wölfen, deren jede wieder ihre Unterarten hat, die sich in Farbe und anderer Beziehung oft so sehr von einander unterscheiden, daß einige Naturforscher sie zu eigenen Arten erhoben haben, anstatt sie nur als bloße Spielarten zu behandeln. Die zwei eigentlichen

echten Arten, welche vorhanden sind und sich an Größe, Gestalt, Farbe und Gewohnheiten wesentlich von einander unterscheiden, sind der große oder gemeine Wolf (Canis lupus) und der bellende Wolf oder Prairiewolf (Canis latrans). Die erstgenannte Art vertritt in Amerika den gewöhnlichen Wolf Europa's und ist demselben zwar an Natur und Gewohnheiten gleich, aber an Gestalt und Aussehen verschieden; es ist daher nicht dasselbe Thier, wie man seither vermuthet hat. Dieser amerikanische Wolf findet sich in größerer oder kleinerer Anzahl über das ganze Festland verbreitet, ist aber namentlich in den nördlichen Regionen sehr häufig und findet sich in wenigstens fünf verschiedenen Spielarten, die man unter dem kennzeichnenden Namen der schwarzen, scheckigen, weißen, schwärzlichen und grauen Wölfe kennt. Von diesen Spielarten ist die graue die zahlreichste; allein da ich Gelegenheit haben werde, von den großen Wölfen später noch mehr zu reden, so wollen wir sie für jetzt aus dem Spiele lassen und uns nur mit der zweiten ganz verschiedenen Art der Prairiewölfe beschäftigen. Der Prairiewolf ist um ein volles Drittel kleiner und weit behender als der gemeine Wolf und schaart sich immer in größerer Anzahl zusammen. Das Weibchen wirft seine Jungen in Höhlen und Bauen auf der offenen Ebene, aber nicht in Wäldern, wie die anderen Arten. Der Prairiewolf ist das schlaueste unter allen amerikanischen Thieren, selbst den Fuchs nicht ausgenommen. Er läßt sich durch keinerlei Hilfsmittel in Fallen fangen, sondern weiß durch ganz seltsame Manöver oft sogar die übermäßig schlaue und vorsichtige Antilope so heran zu locken, daß sie sich ihm auf wenige Schritte nähert. Sobald auf den Prairieen ein Schuß abgefeuert wird, sieht man diese Wölfe auf allen Seiten sich erheben und nach der Richtung des Schusses hineilen, um sich einen Antheil an der Beute zu sichern. Wird ein Thier — gleichviel ob Hirsch, Antilope oder Büffel — verwundet und entkommt dem Jäger, so ist es nicht

wahrscheinlich, daß es auch den Wölfen entgeht; diese verfolgen sogleich in Menge das verwundete Thier und hetzen es nieder, wenn die Wunde eine tödtliche gewesen ist. Ist diese dagegen nur leicht und führt voraussichtlich die Krüppelhaftigkeit und Hilflosigkeit des Thieres nicht herbei, so rühren sich die Wölfe nicht von der Stelle. Dieser außerordentliche Scharfblick der Thiere setzt oft den Jäger in den Stand, zu entscheiden, ob er einem angeschossenen Wilde folgen soll oder nicht, aber in jedem Falle kommt er muthmaßlich zu spät, wenn die Wölfe vor ihm aufgebrochen sind, denn ein Dutzend von ihnen reicht hin, um in wenigen Minuten den größten Hirsch zu verzehren. Sowohl die Prairiewölfe als die anderen folgen den Büffelheerden und überfallen die trächtigen Kühe und Kälber, wenn sich diese von den übrigen trennen. Häufig bestehen sie sogar den Kampf mit den Büffelstieren, wenn diese alt oder verwundet sind; aber bei solchen Gelegenheiten muß gewöhnlich mancher Wolf in's Gras beißen, bevor der alte Bulle den übrigen Wölfen zur Beute wird.

An Farbe kommt der Prairiewolf dem grauen Wolf am nächsten; es giebt aber auch von jenen verschiedenen Spielarten, wiewohl nicht so viele als von diesen. Die Stimme des Prairiewolfes ist ganz verschieden von der des gemeinen Wolfes und besteht in einem dreimaligen lauten Bellen, das mit einem langen Heulen endet; diesem verdankt er den Namen bellender Wolf (Canis latrans). Der Prairiewolf wird nur tief im Binnenlande in der Region der Prairieen und von hier aus westlich bis an die Küsten des westlichen Oceans gefunden. Sein Verbreitungsbezirk endet nach Norden mit dem 55. Breitengrade — nach Süden aber erstreckt er sich durch ganz Mexiko, wo der Prairiewolf noch sehr häufig und unter dem Namen Coyote bekannt ist. Die Felle der Prairiewölfe bilden einen Handelsartikel im Verkehr mit der Hudsonsbay-Compagnie; ihr Pelz ist ungefähr von derselben Qualität, wie der der übrigen

Wölfe, und besteht aus langen Stichelhaaren mit dichtem, wolligem Grundhaar. Im Handelsverkehr heißt man sie Balg-Wölfe, weil ihre Felle beim Abziehen nicht in der Mitte aufgeschnitten werden, wie die großen Wolfshäute, sondern weil sie der Jäger abstreift wie Kaninchen, dabei umdreht und die Fleischseite nach Außen kehrt, was man in der Jägersprache Abbalgen nennt.

„Prairie-Wölfe," erwiderte Basil auf die obige Frage des Vetters Norman.

„Dann muß irgend einer der Hirsche verwundet oder zum Laufen untüchtig sein," bemerkte Norman, „oder es hätte sich keine so große Meute Wölfe um das Rudel versammelt, in der Erwartung, das verwundete Thier niederzuhetzen, wie sie es zuweilen in einem solchen Falle zu thun pflegen!"

„Es scheint eine ungewöhnlich große Meute von Prairie-Wölfen zu sein!" fuhr Basil fort, der noch immer durch das Fernrohr blickte; „ich zähle ihrer wenigstens fünfzig! — Seht nur! sie haben schon einen der Hirsche vom Rudel getrennt und treiben ihn hieher.

Basil's Gefährten hatten dies gleichzeitig mit ihm bemerkt, und alle Vier sprangen auf und griffen nach ihren Gewehren. Der Wapiti kam offenbar auf sie zu, und sie konnten nun die Wölfe unterscheiden, die ihm auf der Fährte folgten und sich wie eine Meute Jagdhunde weit über die Prairie verbreiteten. Als der Hirsch sein Rennen anhub, war er wenigstens noch tausend Schritte von den Jägern entfernt, allein ehe zwei Minuten vergingen, war er ihnen schon so nahe gekommen, daß die jungen Leute deutlich seine funkelnden Augen und das Keuchen seiner stolzen Flanken bemerken konnten. Es war in der That ein stattlicher Anblick um dieses edle Thier. Sein Geweih war schon ausgewachsen, stand aber noch im Bast, und wenn er so mit erhobener Schnauze vorwärts rannte, lehnte er die Stangen des Geweihs zu beiden Seiten des Halses zurück, daß ihre obersten Spitzen beinahe seine Schul-

tern berührten. Er lief fortwährend in gerader Linie, bis er kaum mehr als hundert Schritte weit vom Lager entfernt war; dann aber bemerkte er plötzlich den Rauch des Feuers und die um dasselbe kauernden Gestalten, erschrak vor denselben, lenkte plötzlich von seinem Cours ab und stürzte in das Weidengebüsch hinein, wo er den Blicken der Jäger für eine Weile entschwand. Die ganze Meute Wölfe hatte ihn bis zu diesem Punkte verfolgt, und als er in das Dickicht einbog, waren mehrere derselben ihm schon hart auf den Fersen.

Die jungen Jäger vermutheten, die Wölfe würden hinter ihm her stürzen, da sie daran Nichts verhinderte; allein zu Aller Erstaunen machten diese plötzlich Halt und kehrten dann verdutzt um, wobei einige von ihnen wie im panischen Schreck davon rannten. Erst maßen die Jäger dieses seltsame Betragen der Prairie-Wölfe ihrer eigenen Anwesenheit und dem Rauch ihres Feuers bei, aber ein kurzes Nachdenken überzeugte sie, daß dies nicht der Grund davon sein konnte, da sie Alle mit dem Wesen dieses Raubthiers genugsam bekannt waren und niemals zuvor ein derartiges Benehmen an demselben wahrgenommen hatten.

Sie hatten jedoch keine Zeit, sich mit den Wölfen zu beschäftigen. Der Hirsch zog sie vorzugsweise an; sie riefen daher einander zu, das Weiden-Gehölz zu umstellen, und brachen alle Vier in verschiedenen Richtungen auf. In wenigen Minuten hatten sie sich beinahe in gleichen Entfernungen um das Dickicht herum aufgestellt und warteten gierig auf das Wieder-Erscheinen des Wapiti. Das Weiden-Gehölz nahm einen Flächenraum von etwa einem halben Morgen ein, aber die Bäume standen ziemlich dick und waren stark belaubt, so daß man den Hirsch von keiner Seite aus erblicken konnte. Auch war nicht das mindeste Rauschen im Holze zu hören, so daß man annehmen mußte, der Hirsch sei an der Stelle stehen geblieben, wo er sich eben befand. Basil hetzte nun den

Hund in das Dickicht hinein, der ihn bald auftreiben mußte, und die vier jungen Jäger lauerten mit schußfertigen Gewehren. Allein ehe der Hund noch drei Pferdelängen weit in das Dickicht eingedrungen war, hörte man ein langes Schnauben, gefolgt von einem heftigen Kampfe und dem Stampfen von Hufen, und im nächsten Augenblicke brach der Wapiti im vollen Rennen aus dem knarrenden Dickicht. Ein Schuß knallte — dem Tone nach war es Lucian's kleine Büchse, — aber es war ein Fehlschuß, denn der Hirsch rannte immer weiter. Die vier jungen Jäger eilten nun in der Richtung, die das Thier eingeschlagen, und sahen es in mächtigen Sätzen davon springen. Es lief jedoch nicht mehr so leicht wie zuvor, sondern sprang nur mühsam und ruckweise, und die jungen Jäger bemerkten zugleich zu ihrem Erstaunen, daß der Hirsch ein anderes Thier auf seinem Rücken trug!

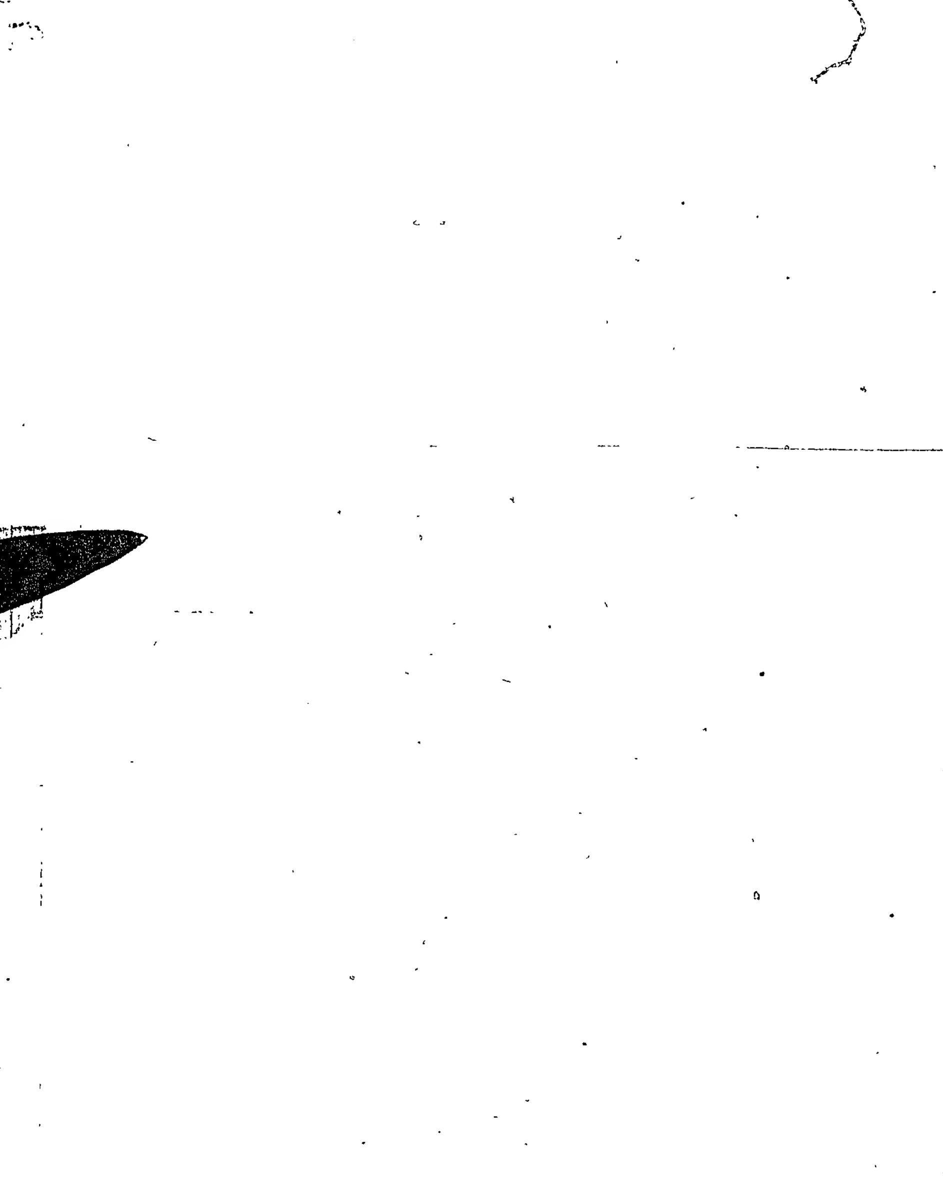
Die Jäger wollten kaum ihren Augen trauen, allein sie sahen unverkennbar eine braune zottige Masse auf den Schultern des Wapiti liegen und sich mit den großen ausgebreiteten Tatzen an denselben anklammern.

Franz rief laut, es sei ein Panther, und Basil hielt es anfangs für einen Bären, obwohl das Thier hierzu nicht groß genug war. Norman jedoch, welcher besser mit der Thierwelt der Region vertraut war, worin sie sich jetzt befanden, erkannte es sogleich für den gefürchteten Wolverene. Sein Kopf war nicht sichtbar, sondern lag hinter der Schulter des Wapiti versteckt, um demselben die Kehle oder vielmehr die Hals-Pulsader zu zerreißen. Aber seine kurzen Beine und breiten Tatzen, sein buschiger Schwanz und struppiger Pelz, sowie der rund gewölbte Rücken und die dunkelbraune Farbe waren dem jungen Pelzjäger bekannt und kennzeichnend genug, daß er es sogleich für einen Wolverene ansehen konnte.

Als die jungen Jäger des Hirsches und seiner Last ansichtig wurden, waren beide Thiere weit außer Schußweite, und die



Der Elchhirsch u. der Fjällfras (Wolverene)



Jäger, von einer so unerwarteten Erscheinung überrascht, hatten plötzlich Halt gemacht. Franz und Basil wollten die Verfolgung fortsetzen, allein Norman rief sie zurück und hieß sie davon abstehen. — „Der Hirsch wird nicht mehr weit kommen," sagte er; — „wir wollen ihn ein wenig beobachten. — Seht her, der Hirsch geht zu Wasser!"

Als der Wapiti aus dem Weiden-Gehölz heraus kam, schlug er in der That die kürzeste Richtung ein, die ihn an den Rand des Sees brachte. Sobald er des Wassers ansichtig wurde, lief er auf dasselbe zu und wollte sich hineinstürzen, — ohne Zweifel, weil er sich dadurch des gefürchteten Drängers entledigen zu können hoffte, der ihm auf dem Rücken saß und ihm Hals und Kehle zerriß. Wenige Sätze brachten ihn vollends an's Ufer, das hier keine Böschung hatte, sondern in steilen Kalkfelsen acht bis zehn Fuß hoch aus dem Wasser stieg, welches hier mehrere Klaftern tief war. Dies machte jedoch den Hirsch nicht zaudern, sondern er stürzte sich mit einem weiten Sprunge hinunter, — ein leichtes Plätschern folgte, und einige Secunden lang blieben Wapiti und Wolverene unter dem Wasser verschwunden und kamen dann wieder, jedoch getrennt, zum Vorschein, als die jungen Jäger gerade das Seeufer erreichten. Das unvermuthete Bad schien die Wildheit des Wolverene wirksam abgekühlt zu haben; denn während der Wapiti kühn und rüstig in den See hinaus schwamm und sich zu flüchten suchte, zappelte jener, der sich offenbar in diesem Elemente gar nicht heimisch fühlte, schwerfällig und nach Luft schnappend im Wasser und gab sich die größte Mühe, wieder nach dem Ufer zurückzugelangen.

Ihre Stellung oben auf dem Felsen gab den Jägern prächtige Gelegenheit zum Schusse: — Basil und Norman jagten jeder dem Wolverene eine Kugel in den Rücken, Franz setzte noch einen tüchtigen Schrootschuß darauf, und das zottige Thier sank todt auf den Grund des Sees hinab. Sonderbarer Weise hatte

keiner von den Jägern daran gedacht, auf den Hirsch zu feuern; seine Verfolgung durch so viele Feinde hatte einigermaßen ihre Theilnahme für ihn gewonnen, und sie hätten ihn gerne unversehrt ziehen lassen, wenn nicht die Aussicht auf einen frischen Wildbraten zum Abendbrod ihr Mitleid überwogen und das starke Schweißen des Hirsches ihnen die Ueberzeugung gegeben hätte, daß das Thier doch nicht mehr davon kommen würde. Sobald daher der Wolverene erlegt und die Büchsen wieder geladen waren, dachten sie auf nichts Anderes mehr, als auf die Erlegung des Hirsches, und zerstreuten sich längs dem Ufer, um auf die Rückkehr desselben zu warten. Diese Erwartung täuschte sie jedoch, denn der Hirsch, der nur gewissen Tod hinter sich sah, schwamm immer weiter und in gerader Richtung in den See hinaus. Ueber denselben konnte er natürlich nicht hinwegschwimmen, da dessen jenseitiges Ufer nicht einmal zu sehen war. Er mußte daher zu ihnen zurückkehren oder ersaufen. Da unsere jungen Jäger wußten, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, so verhielten sie sich ganz ruhig und beobachteten sein Treiben. Noch war er wenig über zwölfhundert Schritte vom Ufer hinweggeschwommen, als ihn die vier jungen Leute plötzlich immer höher aus dem Wasser kommen und dann auf einmal still stehen sahen, wobei sein ganzer Leib aus dem Wasser ragte. Der Hirsch hatte nämlich eine Untiefe oder Kiesbank erreicht, deren Vortheil er kannte, und schien entschlossen, dort zu bleiben.

Basil und Norman eilten nun nach dem Canoe, das in wenigen Minuten in's Wasser gesetzt und flott gemacht wurde und unter dem Druck der Ruder schnell durch's Wasser schoß. Der Hirsch sah ein, daß es mit ihm zu Ende ging, versuchte aber auffallenderweise nicht weiter zu schwimmen, sondern drehte sich um und nahm eine drohende Stellung ein, indem er sein Geweih zum Schlagen senkte.

Seine Verfolger ließen es aber nicht dazu kommen, daß er von

demselben Gebrauch machte, sondern Norman brachte in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten das Canoe zum Anhalten, worauf alsbald Basil's Büchse über den See hinknallte, der Wapiti in die Höhe sprang und im Wasser zusammenbrach, wo er nach kurzem Zappeln verendete. Nun ruderten die jungen Jäger mit dem Canoe zu ihm heran, befestigten das Geweih am Stern des Schiffes und nahmen so ihr Wild gewissermaßen im Schlepptau mit sich nach dem Ufer zurück, wo sie es landeten und nach ihrem Lager schafften. Zu ihrer großen Verwunderung fanden unsere jungen Jäger nun, daß der Wapiti schon vorher verwundet gewesen war, ehe er mit den Prairie-Wölfen, dem Wolverene oder ihnen selbst zusammen getroffen. Eine Pfeil-Spitze nebst einem kurzen Stücke des Schaftes steckte in einer seiner Keulen; er war also offenbar von den Indianern gejagt worden, die ihn angeschossen, aber nicht eingeholt hatten, wie die Wunde zeigte. Die Verwundung war keine tödtliche, falls die Pfeil-Spitze entfernt worden wäre; allein so lange sie noch im Schenkel steckte, mußte sie bei einem langen Laufen das Thier lähmen und so den verfolgenden Wölfen in die Zähne liefern. Dies erklärte auch, weshalb diese Thiere diesmal einen Hirsch angegriffen hatten, der durch seine bedeutende Kraft und Größe ihnen außerdem kühn getrotzt haben würde. Der Wolverene seinerseits wagt sich nur selten an ein so großes Wild, wie der Wapiti; allein der letztere war ohne Zweifel zufällig dem Lager seines erbitterten Feindes ganz nahe gekommen, welcher einer so lockenden Versuchung und Aussicht auf eine Mahlzeit nicht widerstehen konnte. Die Wölfe hatten den Wolverene gesehen, als sie sich dem Dickicht näherten, und daraus erklärte sich ihr plötzlicher Schreck und das Abstehen von der weiteren Verfolgung des Hirsches. Diese Geschöpfe sind nämlich ebenso feig als grausam, und ihre Furcht vor dem Wolverene ist kaum geringer, als diejenige, welche sie oft selber dem verwundeten Hirsch einflößen.

Der Wapiti wurde sorgfältig abgestreift und die Haut zum Trocknen ausgespannt. Seit ihrem Schiffbruch litten unsere Jäger nämlich furchtbaren Mangel an Kleidern. Die Häute der drei Wald-Caribous hatten nur Jacken statt ganzer Jagdhemden gegeben, und selbst diese waren äußerst knapp und enge. Statt der Betten und Teppiche dienten ihnen nun die Häute der beiden Büffel, und diese, so willkommen sie auch waren, reichten nur für zwei von ihnen hin. Lucian hatte, weil sein Körper der am zartesten gebaute war, auf die Vorstellungen der übrigen die eine Büffeldecke sich angeeignet und Franz die andere erhalten. Basil und Norman aber mußten jede Nacht auf dem nackten Erdboden schlafen und hätten ohne die großen Feuer, welche sie gewöhnlich anmachten, sehr unter der Kälte leiden müssen. Ja sie hatten schon viel davon gelitten, denn die Nächte waren mehrfach so kalt gewesen, daß man auch neben dem größten Feuer unmöglich schlafen konnte, ohne daß die eine Hälfte des Körpers, die vom Feuer abgekehrt war, beinahe vor Frost erstarrte. Die Jäger und Reisenden im fernen Westen legen sich gewöhnlich mit den Füßen an's Feuer und mit dem Kopfe möglichst weit von demselben hinweg, was eine ganz erprobte Methode ist, denn so lange die Füße warm bleiben, leidet auch der übrige Körper nicht viel vom Frost. Werden dagegen die Füße kalt, so kann man unmöglich behaglich schlafen, wenn auch für den übrigen Körper noch so gut gesorgt wäre. Unsere jungen Jäger nahmen daher die landesübliche Sitte an und legten sich strahlenförmig und mit den Füßen nach dem Feuer um dieses herum. Marengo lagerte sich meist neben Basil, den er für seinen eigentlichen Herrn ansah.

Trotz der Aufbereitung eines Lagers von Gras und Laub, welches sie jeden Abend für sich aufschütteten, entbehrten die jungen Pelzjäger doch schmerzlich ihre verlorenen Teppiche, und die schöne „Decke" des Wapiti war deshalb eine sehr werthvolle Bereicherung

ihres Bettzeuges. Sie beschlossen daher, hier, wo sie das Thier erlegt hatten, noch einen weiteren Rasttag zu machen, um die Hirschhaut zu trocknen und theilweise zu gerben, und um außerdem noch einen Theil des Fleisches von dem Wapiti zu dörren, obschon das Elchwildpret nicht für besonders schmackhaft gilt, wo anderes Fleisch zu haben ist. Es ist nämlich ziemlich saftlos und faserig und gleicht eher altem zähem Kuhfleische, als Wildpret. Deshalb wird es auch von den Indianern und weißen Jägern weniger geschätzt, als das Fleisch vom Büffel, Musethier, Rennthier oder sogar vom gewöhnlichen Hirsch. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Fleisches ist die, daß das Fett alsbald erstarrt, wenn es vom Feuer genommen wird; es gerinnt auf den Lippen wie Talg und haftet beim Essen an den Zähnen an, was bei demjenigen von anderen Hirscharten nicht der Fall ist. Dagegen schätzen die Indianer und weißen Pelzjäger das Fell des Wapiti sehr hoch; es ist dünner als das des Musethiers, liefert aber ein weit besseres Leder. Wird es auf indianische Weise zubereitet oder gegerbt, — nämlich in eine Art Seife oder Schmiere eingetaucht, die aus dem Hirn und Fett des Thiers selbst besteht, und hierauf gewaschen, getrocknet, geschabt und geräuchert, — so wird es geschmeidig und biegsam wie Handschuhleder, behält seine Weichheit nach dem Waschen und Trocknen wie Gemsleder und wird nicht hart noch rissig. Dies ist in den Augen der Indianer ein großer Vorzug, den dieses Leder vor dem der übrigen Hirscharten und des Musethieres und Caribous hat, denn das aus den Häuten von diesen bereitete Leder wird nach dem Anfeuchten immer starr und spröde und erfordert ein anhaltendes Reiben, um es wieder weich und lind zu machen.

Lucian verstand sich trefflich auf das Gerben der Elchhaut und bereitete aus derselben ein ebenso gutes Leder, als die geschickteste indianische Squaw. Er hatte diese Kunst ebenfalls von seinem Vater, dem verstorbenen Naturfreunde Oberst Landi, erlernt.

Auf der Reise aber hatte er weder Zeit noch Gelegenheit hierzu und mußte sich daher begnügen, die Haut eben zuzubereiten, so gut es gerade anging. Diese wurde daher über ein Gerüste von Weidenstangen ausgebreitet und neben dem Feuer aufgehangen, um von Zeit zu Zeit geschabt und von dem anhängenden Fett und den zahlreichen Schmarotzerthieren gereinigt zu werden, welche um diese Jahreszeit an der Haut des Wapiti sich anheften.

Während Lucian die Haut aufspannte, waren Basil und Norman damit beschäftigt, die saftigsten Stücke des Fleisches in dünne Streifen zu zerschneiden und diese vor dem Feuer aufzuhängen. Als dies Geschäft vorüber war, setzten sie sich nieder und sahen Lucian zu, um von diesem die Kunst der Aufbereitung der Haut zu erlernen. — Plötzlich sprang Franz auf, als ob ihm etwas einfiele, und rief:

„Halloh, Jungen! was ist's denn mit dem Wolverene? das ist ja ein prächtiger Pelz! warum wollen wir ihn denn zu Grunde gehen lassen?"

„Du hast Recht! das hätten wir beinahe vergessen!" versetzte Norman. „Aber die Haut wird schwer zu erlangen sein, denn das Thier ist nun untergesunken, und wie sollen wir es wieder heraufholen?"

„Wir müssen es eben herauffischen," meinte Franz; — „ich will meinen Ladstock mit dem Krätzer an eine dieser Weidenstangen binden und das Thier anbohren; dann können wir es im Nu heraufschaffen und aus dem Wasser ziehen! Kommt nur!"

„Laß uns wenigstens im Canoe hinfahren," sagte Norman; — „das Ufer ist zu steil und zu hoch, als daß wir ihm sonst beikommen könnten."

„Mir auch recht," versetzte Franz und schickte sich an, nach dem Weidengehölz zu gehen; „mache Du das Canoe flott, während ich mir eine Weidenstange schneide!"

„Halt!" rief Basil; — „ich will Euch noch ein weit kürzeres und einfacheres Verfahren zeigen. Komm', Marengo!" damit sprang er auf, pfiff dem Hunde und ging nach der Böschung hinunter, wo sie auf den Wolverene geschossen hatten. Franz und Norman folgten ihm, und der Hund sprang lustig heran, als wüßte er, um was es sich handle.

„Willst Du das Thier durch den Hund heraufholen lassen?" fragte Norman.

„Mit nichten — er soll mir nur helfen!" sagte Basil; „gieb nur Acht, Du sollst sogleich sehen, auf welche Weise!" Damit entledigte er sich seiner Mütze von Waschenbärenfell, seiner Jacke von Cariboihaut, seines baumwollenen Hemdes und seines Unterleibchens von Kitzfell, und legte endlich auch Beinkleider, Gamaschen und Mocassinen ab, bis er nackt wie Adam vor den Anderen stand.

„Jetzt merk' auf, Vetter, wie wir drunten am Mississippi Etwas aus dem Wasser holen!" sagte er zu Norman, trat dann vor an den Rand der Uferböschung, erspähte genau den Ort, wo der Wolverene versunken war, und rief dann dem Hunde: „Ho, Marengo! mir nach! chez moi!"

Der Hund antwortete durch ein Winseln und durch einen bedeutsamen Blick, welcher besagen sollte, daß er seinen Herrn verstanden habe. Dann deutete Basil in den See, erhob beide Arme über den Kopf, legte die Hände flach gegen einander, sprang in die Luft hinaus und stürzte sich kopfüber in's Wasser.

Marengo sprang mit einem lauten Bellen so rasch hinterdrein, daß man nur einen einzigen Platsch im Wasser hörte, und der junge Jäger und sein Hund für eine Weile unter dem Wasser verschwanden. Marengo tauchte zuerst wieder auf, aber es dauerte lange, bis Basil wieder zum Vorschein kam — so lange, daß es Norman und Franz beinahe unbehaglich ward und sie mit einiger Bangigkeit in's Wasser hinunterblickten. Endlich aber erschienen Blasen auf einer

Stelle, wenige Schritte von dem Ort, wo Basil versunken war, und gleich darauf tauchte sein schwarzer Kopf wieder über den Wasserspiegel. Man sah ihn Etwas zwischen den Zähnen halten, und er stieß einen schweren Körper vor sich her, den die Anderen für den Körper des Wolverene erkannten.

Marengo schwamm nun hinzu, faßte mit den Zähnen den zottigen Körper und zerrte ihn von seinem Herrn hinweg, welcher den Hund zu sich heranlockte und nach einem Punkte des Ufers schwamm, wo dasselbe niedrig und sanft ansteigend war. In wenigen Minuten erreichte Basil einen Landungsplatz, und kurz darauf kam auch Marengo heran und zerrte den Wolverene hinter sich her, welcher an's Ufer gezogen und von Norman und Franz nach dem Lagerfeuer geschleppt wurde. Lucian holte Basil's Kleider herbei, der sich rasch wieder ankleidete, und alle Vier setzten sich wieder um das knisternde Feuer.

Es giebt in ganz Amerika nicht leicht ein Thier von abstoßenderem Aussehen, als den Wolverene. Sein dicker Körper und die kurzen stämmigen Beine, sein zottiges Fell und buschiger Schweif, vor Allem aber seine langen krummen Klauen und seine hundsähnliche Schnauze mit dem starken Gebiß geben ihm ein fürchterliches Aussehen. Sein Gang ist geduckt und schleichend, sein Blick stechend und bösartig. Er tritt einigermaßen auf wie ein Bär, und man verwechselt daher bisweilen beider Fährten mit einander, obschon die Pelzjäger und Indianer den Unterschied zwischen beiden wohl kennen. Mit den hinteren Läufen ist er ein Sohlengänger, d. h. er setzt beim Auftreten nicht blos die Zehen auf den Boden, sondern den ganzen Fuß von der Kralle bis zur Ferse. Sein Rücken ist gewölbt wie der Abschnitt eines Kreisbogens. Er ist ungemein blutdürstig und gefräßig — beides vielleicht in demselben Grade wie der Fjällfraß des nördlichen Europa, dessen Stelle er in Amerika vertritt. Kein Thier richtet größern Schaden unter dem kleinen

Wilde an als er; aber er wagt sich auch an größeres Wild, wenn er nur dazu kommen kann. Da er aber etwas langsam und unbeholfen ist, so kann er dasselbe meist nur mit List in seine Gewalt bekommen. Man nimmt gewöhnlich an, er liege auf Bäumen und Felsen versteckt und lauere auf die unten vorüberwechselnden Hirsche; auch will man wissen, daß er unter diesen Verstecken Moos hinwerfe, welches diese Thiere gerne fressen, um sie dadurch in sichere Nähe heranzulocken. Ferner erzählt man sich, die Polarfüchse helfen ihm noch in seiner Jagdart und treiben ihm die Thiere nach dem Orte hin, wo er auf der Lauer liege, wie die Schakale in Afrika es mit dem Löwen thun sollen. Gleiche Geschichten erzählt man sich auch von seinem europäischen Vetter, dem Fjällfras, von welchem man überhaupt vielerlei fabelt — z. B. er fresse so lange, bis er kaum mehr gehen könne, und zwänge alsdann seinen Körper durch einen schmalen Raum zwischen zwei Bäumen hindurch, um schneller zu verdauen und zu einer neuen Mahlzeit aufgelegt zu sein u. dgl. m. Allein man weiß längst, daß all' diese Geschichtchen eines Buffon und anderer früherer Naturforscher bloße Mährchen sind, die heutzutage nur ein mitleidiges Achselzucken hervorrufen. — So viel ist jedoch gewiß, daß der Fjällfras eines der scharfsinnigsten Thiere ist, und dies gilt auch von dem Wolverene, wie aus manchen seiner Gewohnheiten zu ersehen, von denen wir nur einige beispielsweise anführen wollen. Die Pelzjäger der Hudsonsbay-Compagnie setzen ihre Marderfallen in den Schnee, und zwar oft über eine Linie von zwanzig deutschen Meilen hin. Diese Fallen sind nur aus Holzstücken gefertigt, wie man sie eben in der Nähe des Ortes findet, und mit Köpfen von Feldhühnern oder Stückchen Wildpret beködert, welche der Marder (Mustela martes) sehr liebt. Sobald der Marder den Köder erfaßt, wird ein Sperrhölzchen angezogen, und ein schweres Stück Holz fällt auf das Thier herab, zerquetscht es oder hält es fest. Der Wolverene aber tritt von der entgegen-

gesetzten Seite in die Falle, reißt den hinteren Theil aus derselben heraus, ehe er den Köder berührt, und vermeidet auf diese Weise den herabfallenden Klotz. Außerdem folgt er der Fährte des Fallenstellers von einer Stelle zur anderen, bis er die ganze Linie derselben zerstört hat. Sollte zufällig schon vor ihm ein Marder dagewesen sein und sich in der Falle gefangen haben, so frißt er ihn nur selten, denn er liebt das Marderfleisch nicht; aber er will ihn wenigstens nicht da lassen, wo er ihn findet, sondern gräbt ihn gewöhnlich unter dem Klotze hervor, zerreißt ihn in Stücke und verscharrt ihn im Schnee. Die Füchse, welche diese Gewohnheit des Wolverene kennen und nach dem Marderfleische besonders lüstern sind, folgen daher dem Räuber gewöhnlich auf derartigen Ausflügen; da sie jedoch nicht stark genug sind, das gefangene Thier unter dem Klotze hervorzuziehen, so graben sie wenigstens die zerrissenen Marder aus dem Schnee, die sie mittels ihres scharfen Geruches leicht auffinden. Auf diese Weise jagen nicht sie dem Wolverene Nahrung zu, sondern lassen sich von ihm solche verschaffen. Trotzdem frißt der Wolverene auch diese Polarfüchse, wenn er ihrer habhaft werden kann, was aber nicht oft der Fall ist, da sie weit behender sind, als er. Die Füchse selber werden übrigens häufig mit eisernen und Klotzfallen gefangen oder mit sogenannten Selbstschüssen erlegt, d. h. mit eigens dazu hergerichteten Flinten, wo der Köder mittelst einer Schnur an dem Drücker befestigt ist. Oft findet der Wolverene solche Füchse todt oder verwundet in den Fallen und verzehrt sie, ehe noch der Jäger dazu kommt, um nach seinen Fallen und Selbstschüssen zu sehen. Auch manchen jungen Fuchs verzehrt der Wolverene, namentlich wenn er ihren „Bau" ausfindig macht, dessen Zugang er dann mit seinen starken Tatzen schnell erweitert, um ganz behaglich die ganze Familie in ihrem Neste zu verspeisen. Sogar junge Wölfe werden ihm manchmal zur Beute. Mit Füchsen und Wölfen lebt er überhaupt nicht auf dem besten Fuße und

jagt den letzteren manchen fetten Hirsch ab, den sie eben erst niedergerissen haben und zu verzehren im Begriff sind. Seine Lieblingskost ist jedoch Biberfleisch, und wenn ihm die Biber nicht im Wasser leicht entkommen könnten (in welchem Element er nicht recht zu Hause ist), so würde er ihr ganzes Geschlecht bald ausgerottet haben. Seine große Stärke und scharfer Geruchssinn setzen ihn in den Stand, beinahe jedes wilde Geschöpf in Wald und Prairie zu beschleichen und zu erlegen, und die Indianer behaupten, er sei sogar dem Panther und schwarzen Bären gewachsen.

Der Wolverene lebt in Felsenspalten oder hohlen Bäumen, wo deren zu finden sind, denn er ist sowohl im Walde als auf der Prairie heimisch und wird sowohl in fruchtbaren Gegenden wie in den fernsten Wüsten und Einöden angetroffen. Er hat zwar einen sehr ausgedehnten Verbreitungsbezirk, ist aber eigentlich ein Bewohner der kalten Zone und der Schneeregion. In den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten findet man ihn nicht mehr, obschon er zuverlässig früher dort vorkam, wenigstens so lange es dort Biber gab. Sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich heutzutage vom vierzigsten Breitengrade nordwärts bis vielleicht in die Nähe des Nordpols, denn man hat Spuren von ihm überall gefunden, wohin bis jetzt noch der Mensch kam. Wie die meisten Raubthiere ist er vorzugsweise ein Nachtthier und lebt einsam. Das Weibchen setzt gewöhnlich zwei, manchmal aber auch drei bis vier Junge auf Einen Wurf. Diese Jungen sind gelblich weiß und erlangen erst mit vollendetem Wachsthum jene dunkelbraune Farbe, welche im tiefen Winter oft sogar in Schwarz übergeht. Der Pelz gleicht einigermaßen dem des Bären, ist aber kurzhaariger und von geringerem Werthe, als dieser. Trotzdem ist er ein Handelsartikel und wird von der Hudsonsbay-Compagnie alljährlich zu Tausenden aufgekauft und ausgeführt.

Die canadischen Voyageurs nennen den Wolverene Carcajou;

bei den schottischen und orkadischen Beamten der Pelzcompagnie dagegen ist er besser bekannt unter dem Namen quickhatch, d. h. ein Thier, welches rasch heckt; aber beide Worte sind vermuthlich nur Verketzerungen des Namens, welche das Thier in der Sprache der Cree-Indianer führt und welche oki-cu-hah-dschin heißt. Die Jäger und Pelzhändler haben viele Worte aus derselben Sprache in das gemischte Idiom aufgenommen, welches sie reden.

Diese Thatsachen aus der Naturgeschichte und Lebensweise des Wolverene theilten Lucian und Norman den Anderen mit, denn letzerer kannte dieses Thier praktisch eben so genau, wie jener theoretisch. Norman hatte über dieses Thier, dessen Pelz ihm häufig genug durch die Hand gegangen war, schon ebenso viel wundersame Geschichten und abenteuerliche Mährchen aus dem Munde von Jägern und Biberfängern gehört, als der alte norwegische Bischof Olaus Magnus oder der Graf Büffon vom europäischen Fjällfras zu berichten wissen.

X.

Ein tüchtiger Sonntagsschmaus.

Nachdem unsere jungen Pelzjäger einen Rasttag am Ufer des Sees gemacht hatten, setzten sie ihre Reise fort. Ihr Cours führte sie etwas nordwestlich, da der Rand des Sees sich in jener Richtung hinzog. Sie hielten sich nur so weit im Fahrwasser des Sees, um die vielen Einschnitte zu vermeiden, welche er in's Ufer hinein macht, wagten sich aber nicht soweit auf den hohen See hinaus, um ihr leichtes Fahrzeug bei Eintreten von stärkerem Winde zu gefährden. Jeden Abend wurde auf einer Landspitze oder einem kleinen Eilande gelandet. Manchmal hatten sie den Wind gerade gegen sich, und

dann betrug ihre ganze Tagereise oft kaum eine Meile; war dagegen der Wind günstig, so kamen sie tüchtig vom Fleck und bedienten sich dann gewöhnlich der Haut des Wapiti als Segels. Die mittlere Entfernung, welche sie an einem derartigen Tage von einem Lagerplatze zum anderen zurücklegten, betrug in der Regel acht deutsche Meilen.

Sonntags pflegten sie immer Rasttag zu halten und liegen zu bleiben, sowohl um den christlichen Sabbath zu feiern, als auch um der nöthigen Ruhe zu genießen und des Körpers zu pflegen. Wenn man reist, so muß man wenigstens ein Mal in der Woche sich recht reinigen und wo möglich ein Bad nehmen. Aber der Sonntag war ihnen auch in anderer Weise ein Festtag — sie hatten nämlich alsdann mehr Zeit zum Kochen, als an den Werktagen, und konnten sich deshalb auch hierin gütlich thun. Jeder besondere Leckerbissen, welchen ihre Büchsen ihnen an den vorangehenden Tagen verschafft hatten, wurde auf den Sonntagsschmaus aufbewahrt.

Am ersten Sonntag ihrer Bootreise über den Winipegsee hatten sie ihr Lager zufällig auf einem Eilande im See, das freilich nur einige wenige Morgen Flächenraum hatte. Es lag nahe am Ufer und war auf seiner ganzen Ausdehnung mit Bäumen der verschiedensten Art bestockt. Die Inseln in einem großen See haben überhaupt immer eine große Mannichfaltigkeit von Bäumen aufzuweisen, weil die Samen von allen möglichen Arten, die rings um die Seeufer herumwachsen, von den Wellen dorthin getragen oder in den Kröpfen der zahlreichen Vögel, welche die Gewässer des Sees beleben, dorthin geschafft werden. Da nun das fragliche Eiland in einem See lag, dessen Ufer eine so mannichfaltige geognostische Beschaffenheit zeigten, so mußte der Pflanzenwuchs des Eilandes selbst natürlich auch ein sehr verschiedenartiger sein.

Und dies zeigte sich denn auch in der That. Hier wuchsen tief

unten am Wasserrande Weiden und sogenannte Baumwollenbäume (Populus angulata), die Charakterbäume des Prairielandes; höher hinauf standen Birken und Zuckerahorn (Acer saccharinum), und noch weiter oben, auf höherem Standorte gegen die Mitte des Eilandes hin erschienen einige Baumarten, die mehr dem Bereich der Formationen des Urgesteins angehörten, welche den See nach Osten begrenzten, nämlich Föhren- und Tannen-, Wachholder- und sogenannte Tamarack- oder amerikanische Lärchenbäume (Larix americana), sowie da und dort die kegelförmigen Häupter der sogenannten rothen Ceder, die bekanntlich auch eine Juniperus- oder Wachholderart ist. Unter den niedrigen Gebüschen und Sträuchern walteten besonders Rosen und wilde Himbeerenbüsche vor; ferner Aepfel- und Pflaumenbäume und ganze Dickichte von der sogenannten Pembina- oder Dienstbeere (Viburnum oxycoccos). Es giebt nämlich kaum in irgend einem Theile der Welt eine größere Mannichfaltigkeit von wildem Obst, als man sie an den Ufern des Red-River des Nordens heimisch findet; und diese Mannichfaltigkeit erstreckte sich sogar auf das kleine Eiland, wo unsere jungen Pelzjäger Halt gemacht und ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Dieses befand sich unter einem schönen Baume, dem sogenannten Tacamahac oder einer Balsampappel (Populus balsamifera), — einem Baume, der zu den schönsten von ganz Nordamerika gehört und sich beinahe unter allen Laubhölzern am weitesten in die kalte Region hinein erstreckt. In günstiger Lage erreicht dieser Baum eine Höhe von 150 Fuß und eine angemessene Dicke des Stammes; häufiger wird er aber nur von fünfzig bis zu achtzig Fuß hoch. Seine Blätter sind eirund, und das ganze Laub hat eine reiche gelbliche Farbe, die in Hellgrün übergeht. Die Knospen sind sehr groß, gelb und mit einem harzigen Ueberzuge oder Firniß versehen, welcher einen herrlichen Geruch verbreitet und dem Baume seinen Namen giebt.

Es war am Nachmittag des Sonnabends, fast um die Zeit des Sonnenuntergangs. Die Reisenden hatten soeben ihre Mahlzeit beendet und rasteten, um ein Feuer von röthlichem Cedernholze gelagert, das mit einem würzigen Geruche brannte und einen feinen dünnen blauen Rauch in zierlichem Kräuseln in das hellgrüne Laub der Pappel hinaufsandte. Der Duft des brennenden Holzes und der würzige Geruch des Balsambaumes füllten die Luft mit einem eigenthümlichen Aroma, und ohne es sich selbst erklären zu können, fühlten sich unsere jungen Pelzjäger ganz besonders heiter gestimmt. Der Wald der kleinen Insel hatte auch seine Stimmen. Hoch aus den Gipfeln tönte der Schrei des Hähers, und seine azurblauen Schwingen erschienen da und dort zwischen dem Laube. Der Kardinalkreuzschnabel flatterte durch die Zweige und zeigte sein scharlachrothes Gefieder im Strahl der untergehenden Sonne. Aus der Mitte des Eilandes, wo die hohen Nadelholzbäume standen, erklang der trompetenartige Ruf des großen Waldspechts mit dem sogenannten Elfenbeinschnabel. Hoch oben in den Lüften kreiste ein Fischaar und äugte aufmerksam und gierig in's Wasser herunter nach seiner flossigen Beute. Ein paar kahlköpfige Adler (Haliaetus leucocephalus) flogen über den See nach ihrem Horste auf dem benachbarten Festlande. Ein halbes Dutzend Truthahngeier (Cathartes atratus) schwebten über dem Gestade und deuteten an, daß dort irgend ein Gegenstand, ein Fisch oder ein Aas, von den Wellen an's Land gespült worden sei.

Eine Zeitlang schwiegen Alle, denn Jeder betrachtete sich gedankenvoll das ihn umgebende Naturschauspiel. Endlich brach, wie gewöhnlich, der redselige Franz das Schweigen und fragte Lucian: „Höre, Meister Koch, was wirst Du uns morgen auftischen?“

„Braten oder Ragout — was Du lieber willst! Wähle!“ erwiderte Lucian.

„Ragout?“ rief Franz lachend; „willst Du nicht am Ende gar

auch noch Fleisch sieden? Wir haben ja dazu Basil's blechernen Becher, der wenig mehr als ein Nößel hält! Ja, meiner Treu, wenn es auf mich ankäme, so wäre mir Nichts lieber, als eine kräftige Suppe und eine gesottene Keule, denn ich bin dieses ewigen trockenen Bratens herzlich müde."

„Wohlan denn, Du sollst Beides haben!" versetzte Lucian; „ich werde Dir's morgen zum Mittagbrod bereiten — Suppe sowohl als gesottenen Hirschbug!"

Franz lachte ungläubig und rief: „Willst Du mir die Suppe etwa in Deinem Schuh kochen?"

„Nein, aber in diesem Wassereimer von Birkenrinde!" erwiderte Lucian, auf ein Gefäß deutend, das er Tags zuvor gefertigt hatte.

„Ich weiß zwar, daß Du aus Birkenrinde ein Gefäß gemacht hast, das Wasser hält," entgegnete Franz; — „aber kaltes Wasser ist keine Suppe; und wenn Du in diesem Gefäß Wasser sieden kannst, so will ich Dich für einen Hexenmeister halten. Ich weiß zwar wohl, daß Du mit chemischen Mischungen mancherlei seltsame Dinge zu Stande bringen kannst; aber hier ist keine Gelegenheit dazu. Lieber Bruder, ich bin überzeugt, Deinem Wassereimer von Birkenrinde wird der Boden ausgebrannt, ehe Dein Wasser noch lauwarm ist! Wie willst Du also eine Suppe zu Stande bringen?"

„Gleichviel, Franz! warte nur ab, und Du sollst sehen, daß ich Recht behalte," versetzte Lucian. — „Du bist eben auch wie die übrige Menschheit — ungläubig gegen Alles, was Du nicht begreifen kannst. Nimm lieber Deinen Angelhaken und Fischleine und fange mir einige Fische: ich verspreche Dir dann auf morgen eine ganz regelrechte Mahlzeit mit allen üblichen Gerichten — Suppe, Fische, gesottenes Fleisch, Braten und Dessert — ja vielleicht sogar noch einen Pudding, denn ich bin überzeugt, daß ich Alles herbeischaffen kann!"

„In der That, Bruder, Du hättest bei Lucullus Koch werden sollen. Je nun, ich will das meinige dazu beitragen und ein paar Fische für Dich fangen!" sagte Franz, nahm Angelhaken und Leine aus seiner Kugeltasche, steckte eine große Heuschrecke an die Angel, trat dann an den Wasserrand hinunter und warf die Angel aus. Es zuckte bald am Schwimmer, und dieser sank dann; Franz schnellte seine Angel mit einem Ruck an's Land und sah an derselben einen kleinen und sehr hübschen silberfarbenen Fisch zappeln, von welchem der See und seine Zuflüsse wimmelten, und der, wie Lucian versicherte, zu der Familie Hyodon gehörte. Er rieth Franz, seine Angel mit einem Wurm zu beködern und ihn auf den Boden sinken zu lassen, um wo möglich einen größeren Fisch, etwa einen Stör, zu fangen.

„Woher weißt Du denn, daß es Störe im See giebt?" fragte Franz.

„Ich bin dessen im Voraus gewiß," entgegnete Lucian. „Der Stör (Accipenser) findet sich in der alten und neuen Welt in der ganzen gemäßigten Zone, sowohl in Süßwasserseeen und Flüssen, als im Meere; nur wenn Du weiter nach Süden gehst, kannst Du ihn nicht mehr antreffen. Ich bin daher überzeugt, daß er auch im Winipegsee vorkommt, und zwar vielleicht in mehr als Einer Art. Senke daher Deinen Köder so tief wie möglich, denn der Stör ist ein zahnloser Fisch und lebt nur von weichen Substanzen am Grunde!"

Franz befolgte den Rath seines Bruders und zog schon nach wenigen Minuten einen sehr großen Fisch von vollen drei Fuß in der Länge an's Land. Lucian erklärte ihn sogleich für einen Stör, wiewohl von einer Art, die er seither noch nie gesehen hatte. Es war der sogenannte Accipenser carbonarius, eine seltsame Fischart, die sich nur in diesen Gewässern findet. Er sah gar nicht dar=

nach aus, daß er eine gute Speise liefern würde; daher beköderte Franz seinen Angelhaken wieder für Silberfische, Hyodon, die, wie er wohl wußte, treffliche Backfische abgeben.

„Je nun," sagte Basil, „da muß ich doch auch meinen Beitrag zu dem morgenden großartigen Festmahl liefern! Wir wollen einmal sehen," setzte er hinzu und hing seine Büchse über die Schulter, „was für Wildpret auf dieser kleinen Insel zu finden ist!" Damit verschwand er unter den Bäumen.

„Da will ich auch nicht zurückbleiben," meinte Norman; „ich bin nicht gewöhnt, mir mit Dem gütlich zu thun, was andere Leute für mich erlegt haben, und will ebenfalls meinen Küchengruß holen!" Damit lud er seine Büchse und schlug eine andere Richtung ein.

„Nun wird es an Leckerbissen für morgen nicht fehlen," rief Lucian; „ich will jetzt nur gleich für das Gemüse sorgen!" Mit diesen Worten nahm er seinen Wassereimer von Birkenrinde und schlenderte längs dem Ufer des Eilandes hin. Franz blieb allein in der Nähe des Lagers zurück und fischte weiter. Wir aber wollen Lucian auf seinem Ausfluge begleiten und uns einen kleinen Unterricht in der praktischen Botanik geben lassen.

Lucian brauchte nicht weit zu gehen, um ganz nahe am Uferrande einige Wasserpflanzen zu finden, die wie Binsen oder dünnes Schilf im seichten Wasser wuchsen. Die Stengel dieses anscheinenden Unkrautes ragten volle acht Fuß aus dem Wasser, hatten glatte armslange Blätter von hellgrüner Farbe und an der Spitze jedes Halmes eine große Samenrispe, welche einige Aehnlichkeit mit einer Haferähre hatte. Die Pflanze selbst war der sogenannte wilde Reis (Zizania aquatica), der nicht nur den Indianern ein sehr geschätztes Nahrungsmittel, sondern auch vielen Vögeln, namentlich dem sogenannten Schilfvogel, ein leckeres Futter bietet. Die Samenkörner der Zizania waren zwar noch nicht reif, aber die Aehren

schon ziemlich angefüllt, und Lucian sah, daß sie seinem Zweck vollkommen entsprachen. Er watete daher hinein und streifte soviel von den Rispen in seinen Eimer, als er bedurfte.

„Nun kann ich wenigstens die Reissuppe liefern," murmelte er vor sich hin; „aber ich hoffe, es soll noch Besseres kommen!" — Er setzte seine Wanderung um das Ufer fort, und es dauerte nicht lange, so kam er in einen Wald von sehr großen Hochstämmen, die in feuchtem, fettem Boden standen. Hier war er noch nicht hundert Schritte weit gegangen, als er sich zum Boden herunter bückte und hier irgend etwas näher untersuchte. „Es muß sich doch hier finden lassen," sagte er vor sich hin; „dies ist ja ganz der geeignete Boden dafür! — Ach ja, da haben wir's ja!"

Der Gegenstand, zu welchem er sich hinabbeugte, war eine kleine Pflanze, deren Blätter zusammengerunzelt oder eher verwelkt und verdorrt schienen. Der obere Theil einer Zwiebelwurzel ragte nur noch ein wenig aus dem Boden heraus: es war der wilde Lauch (Allium tricoccum). Die Blätter sind, wenn jung und frisch, ungefähr sechs Zoll lang, flach und oft drei Zoll breit; allein seltsamerweise welken und sterben sie schon früh im Jahre hin, — meist sogar noch ehe die Pflanze blüht, und diese ist darum ziemlich schwer zu finden.

Aber Lucian hatte für derartige Dinge ein scharfes Auge und hatte im Nu mehrere Zwiebelknollen von der Größe eines Tauben-Eies ausgegraben und in sein Gefäß von Birkenrinde gelegt. Nun kehrte er, anscheinend sehr zufrieden mit seiner Ausbeute, nach dem Lager zurück — er hatte jetzt Reis, um seine Suppe dick und nahrhaft, und Lauchknollen, um sie schmackhaft zu machen; dies genügte ihm.

Als er jedoch auf dem Rückwege über ein Stück moorigen Bodens kam, gewahrte sein scharfes Auge eine eigenthümliche Pflanze, deren Stengel sich hoch über das Gras erhob. Sie war

mindestens acht Fuß hoch, und der Stengel endete an seinem Gipfel in einer Dolde sehr auffallender weißer Blüthen. Die Blätter waren groß, eingekerbt und gezähnelt, der Stengel selber über einen Zoll dick und der Länge nach mit Furchen eingekerbt. Lucian hatte diese Pflanze nie zuvor gesehen, sie aber schon oft schildern hören und erkannte sie sogleich aus ihrer botanischen Beschreibung. Es war jene Art von Bärenklau, welche man in Nordamerika gemeinhin wilde oder Kuh-Pastinake nennt, das Heracleum lanatum der Botaniker. Die Indianer nennen diese Pflanze in ihrer bilderreichen Sprache den Flötenstengel, weil sie einen hohlen knotigen Stengel hat, der sich in kürzere oder längere Gelenke gliedert, wie unsere Gräser. Sie verfertigen aus den Stengeln dieser Pflanze zuweilen ihre rohen musikalischen Instrumente und ebenso einen sogenannten Ruf, d. h. eine Art Hupe oder Tute, um damit den Schrei mehrerer Hirscharten nachzuahmen und dieselben in Schußweite heranzulocken. Die Pflanze diente jedoch noch zu einem anderen Gebrauch, wovon unser junger Naturforscher Lucian keine Ahnung hatte. Norman, welcher seither in der Kreuz und Quere herumgewandert war, kam in diesem Augenblick zu dem Orte heran, wo Lucian bei der Pflanze stand, und stieß ein lautes „Halloh" aus.

„Oho, Vetter! was hast Du denn?" fragte Lucian.

„Je nun, hier wächst ja der Flötenstengel!" versetzte Norman. „Hast Du nicht gesagt, Du wollest eine Suppe kochen, Lucian? Wohlan, da will ich Dir helfen!"

„Womit denn?"

„Weißt Du denn nicht, daß die jungen Stengel eine sehr gute Speise abgeben, und sogar die Wurzeln davon noch eßbar sind?" erwiderte Norman. „Am schmackhaftesten aber sind die jungen Triebe oder Schößlinge, welche den Spargeln in Nichts nachgeben und von den Indianern, Pelzjägern und Voyageurs sehr gerne in

der Suppe verspeist werden. Sie liefern eine äußerst schmackhafte Speise — ich versichere Dich!"

„So laß uns einen Vorrath davon sammeln!" sagte Lucian, und die beiden Vettern machten sich sogleich daran, alle jungen Stengel und kleinen Schößlinge abzuschneiden, deren sie ansichtig werden konnten. Als sie eine genügende Menge davon gesammelt hatten, machten sie sich auf den Rückweg nach dem Lager. Basil war bereits dort eingetroffen und hatte einen schönen Prairiehahn (Tetrao cupido) mitgebracht, welchen er geschossen, Norman hatte ein Eichhorn erlegt, und diese beiden Braten, in Verbindung mit einem ziemlichen Vorrath von Fischen, welchen Franz gefangen hatte, lieferten Lucian Lebensmittel genug, um am anderen Tage seinem Versprechen gemäß den Gefährten einen herrlichen Schmauß zu bereiten.

Franz konnte sich übrigens trotz allem Kopfzerbrechen nicht erklären, wie sich eine Suppe in einem hölzernen Topf kochen lassen solle, und auch Basil errieth nicht, wie dies anzufangen sei. Norman aber war damit ganz vertraut, denn er war schon durch das Gebiet der Assinoboin-Indianer gereist, die ihren Namen von diesem Brauche herschreiben. Auch hatte er dasselbe Verfahren schon mehrfach bei Crees, Chippewäh und anderen Rothhäuten und bei Pelzjägern gesehen, wenn dieselben gerade keine metallenen oder irdenen Töpfe zur Stelle hatten.

Am folgenden Tage wurden Basil und Franz mit diesem Geheimniß bekannt gemacht. Lucian sammelte sich zuerst eine Menge großer Kiesel, ungefähr von der Größe von Pflastersteinen, und wählte unter denselben nur die härtesten und glättesten aus. Diese wurden in die Gluth gelegt, bis sie beinahe Rothglühhitze angenommen hatten Mittlerweile waren die Fische, das Fleisch und das Wasser zusammen in die Mulde aus Birkenrinde gelegt worden, und auf diese ward nun Stein um Stein gelegt, wie diese

aus der heißen Kohle und Asche kamen; jeder Stein, der sich im Wasser abgekühlt hatte, wurde sogleich wieder durch einen erhitzten ersetzt, und hiedurch ward das Wasser nicht nur in's Sieden gebracht, sondern auch darin erhalten. Der Reis und die übrigen Bestandtheile wurden rechtzeitig hinzugefügt, und so entstand in kurzer Zeit eine vorzügliche Suppe. Diese und das Gemüse wurden zu gleicher Zeit gekocht, und ebenso die Fische gesotten. Das Rösten der Fische geschah mittelst kleiner Bratspieße von grünen Gerten auf Gabeln aus gleichem Material, und der Prairiehahn bräunte sich an einem größeren derartigen Spieße. Die kleineren Fische wurden in der heißen Asche gar gebraten und wie gewöhnlich nach der Suppe verspeist. Puddings oder Pasteten gab es bei dieser Mahlzeit nicht, obschon Lucian sie auf Verlangen ebenfalls hätte bereiten können. Statt ihrer aber wurde ein treffliches Mus von Obst aufgetragen, denn an wildem Obst fehlte es in dieser Gegend nicht. Es gab hier Erdbeeren und Himbeeren, von welch letzteren sich namentlich eine Art von einem besonderen Wohlgeschmack in dieser Region wild vorfindet; auch wilde Johannis- und Stachelbeeren gab's in Menge. Allein die köstlichste Frucht, welche zugleich Franz am allerdelikatesten fand, war eine kleine Steinfrucht von dunkelblauer Farbe, der deutschen Schlehe nicht unähnlich, jedoch weit süßer und von ungewöhnlichem Wohlgeschmack. Sie wächst an einem niedrigen Busch oder Strauche mit eirunden Blättern; wenn ihr Strauch blüht, so ist er über und über mit schönen blendendweißen Büthen bedeckt, daß man weder Blätter noch Zweige mehr von ihm sehen kann. Die Blüthen werden von den Pelzjägern zuweilen gepflückt und der Absud davon anstatt des Thee's getrunken. Aber noch einer anderen Frucht muß ich hier gedenken, die in mehreren Spielarten hier über diese ganze Region hin vorkommt, und deren Sträucher oft eine Höhe von sechzehn bis zwanzig Fuß erreichen. Die französischen Canadier nennen diese Kernfrucht

la poire, d. h. die Birne, aber in den meisten Theilen von Nord-Amerika heißt sie Musbeere, service-berry, führt aber außerdem noch manch anderen Namen, je nach den Oertlichkeiten, wo sie angetroffen wird. Lucian belehrte seine Begleiter, während sie die dunkelrothen, bläulichen, purpurnen Früchte — ein Mittelding zwischen Aepfelchen und Beeren — zwischen den Zähnen zermalmten, daß diese Frucht zum Geschlecht der Mispeln gehöre und die Mespilus Amelanchier sei — dieselbe Frucht, welche da und dort im südlichen Deutschland in Gebirgsgegenden wild wächst und Felsenbirne oder wollige Mispel heißt. —

„Ah, das war eine prächtige Mahlzeit," sagte Franz, als die Tafel aufgehoben war, — „wenn wir jetzt noch ein Glas Wein und eine Tasse Kaffee bekommen könnten, so würden wir uns rühmen können, mitten in der Wildniß einen sehr civilisirten Schmaus gehalten zu haben!"

„Ich denke, den Wein können wir leicht entbehren," erwiderte Lucian; — „und Kaffee kann ich zwar ebenfalls nicht anschaffen, allein wenn ihr mir ein Viertelstündchen Zeit geben wollt, so getraue ich mir auch eine Tasse Thee anschaffen zu können."

„Thee?" rief Franz; „warum nicht gar? mich dünkt, der nächste Theestrauch ist nicht näher von uns, als China; und vom nächsten Stückchen Zucker sind wir ebenfalls ein paar hundert Meilen entfernt!"

„Da bist Du sehr im Irrthum, Franz! Die Natur ist nicht so karg mit ihren Gaben; sie hat sogar dieser Wildniß hier noch Zucker und Thee verliehen! Sieh' einmal dort hinüber! Kennst Du jene großen Bäume mit den dunkelgefärbten Stämmen; was sind sie?"

„Zuckerahorn-Bäume," entgegnete Franz.

„Siehst Du?" sagte Lucian; „ich wage zu behaupten, daß wir sogar in dieser vorgerückten Jahreszeit noch so viel Saft aus jenen Bäumen zapfen können, um damit eine Tasse Thee zu versüßen.

Du kannst ja den Versuch machen, während ich die theegebende Pflanze aufsuche!"

„Meiner Treu, Lucian, Du bist ein Tausendkünstler!" rief Franz. „Es ist als ob Du einen Spezereiladen bei Dir hättest! Wohlan denn! Komm, Basil! wir wollen die Ahornbäume anzapfen, und der Capitain mag mit Lucian gehen!"

Die jungen Leute trennten sich und schlugen paarweise verschiedene Richtungen ein. Lucian und sein Begleiter fanden bald die Pflanze, die sie suchten, in demselben feuchten Grunde, wo sie sich das Heracleum verschafft hatten. Es war ein niedriger, vielverzweigter Busch, nicht über zwei Fuß hoch, mit kleinen Blättern, die an der Oberseite dunkelgrün, an der unteren aber weißlich und wollig waren. Diese Pflanze ist im ganzen Gebiet der Hudsonsbay wohlbekannt unter dem Namen der Labrador-Theestaude, welchen ihr die Pelzjäger und Pelzhändler gegeben, weil sie einen Aufguß von den Blättern dieser Pflanze häufig anstatt des Thee's genießen. Sie gehört zur Familie der haidekrautartigen Pflanzen oder Ericaceen, zur Sippe Ledum oder Porst, ist aber kein eigentliches Haidekraut, wie denn überhaupt merkwürdigerweise kein solches auf dem ganzen Festlande von Amerika wild vorkommt. Man kennt zweierlei Arten von dieser Pflanze, die schmalblätterige und die breitblätterige; und erstere giebt den besten Thee. Allein die hübschen weißen Blüthen dieser Pflanze entsprechen jenem Zwecke noch weit besser als die Blätter beider Arten, und Lucian und Norman sammelten daher auch nur die Blüthen. Man muß sie erst trocknen, ehe man den Absud davon macht; allein dies ist vor einem tüchtigen Feuer im Nu geschehen, und Norman streute sie zu diesem Behufe nur auf heiße Steine. Mittlerweile hatten Basil und Lucian auch den süßen Saft der Ahornbäume gesammelt; und nachdem Lucian seinen Feldkessel von Birkenrinde sorgfältig ausgewaschen und mit frischem Wasser gefüllt und seine Kochsteine wieder

rothglühend gemacht hatte, war das Getränke bald bereitet und in dem blechernen Becher herumgereicht und von Allen gekostet. Norman hatte schon oft von diesem Labradorthee getrunken und liebte ihn, aber seinen Vettern aus dem Süden wollte er nicht recht munden. Sein eigenthümlicher Geschmack, der an die Rhabarber erinnerte, war namentlich für Franz widerlich. Trotzdem aber mußten Alle zugeben, daß dieses Getränk eine leicht aufregende und erheiternde Wirkung auf sie ausübte, und nachdem Jeder einige Becher voll getrunken hatte, befanden sie sich in jener frohen, gehobenen Stimmung, wie man sie nach einer guten Tasse echten chinesischen Bohea-Thees verspürt. Dies ist auch gar nicht zu verwundern, denn alle Arten von Porst enthalten ein feines, flüchtiges, würziges Oel, das, in geringer Menge genossen, anregend und erheiternd wirkt, in starken Dosen aber berauscht und betäubt. Der in den Gebirgsmooren des nördlichen Deutschlands vorkommende Sumpfporst (Ledum palustre) z. B. wird häufig zur Verfälschung von Bier verwendet, um demselben berauschende Wirkungen zu geben; außerdem enthalten aber alle Arten von Porst einen andern wichtigen chemischen Stoff, nämlich Gerbestoff, weshalb man sie häufig zur Lederbereitung verwendet.

XI.

Die Murmelthiere Nordamerika's.

Nach diesem üppigen Gastmahle könnte man vermuthen, daß unsere jungen Reisenden herrlich und in Freuden lebten. Allein es erging ihnen nicht immer so gut. Sie hatten ebenso gut Fasten wie Feste. Zuweilen hatten sie mehrere Tage lang nach einander nichts Anderes zu essen, als gedörrtes Hirschfleisch, dazu kein Brod

kein Bier, keinen Wein, keinen Kaffee, Nichts als Wasser — gedörrtes Wildpret und Wasser. Diese Kost genügt natürlich zwar einem Hungrigen, kann aber füglich nicht eine üppige genannt werden. Von Zeit zu Zeit ward zwar auch eine Ente oder ein junger Schwan geschossen, welche eine sehr willkommene Abwechslung in den Küchenzettel brachten, aber Fische, die man hier so nahe hatte, wurden nur hier und da gelegentlich gefangen, denn diese launenhaften Geschöpfe verschmähten meist den Köder, welchen ihnen Franz an der Angel zuwarf, wenn er ihnen denselben auch auf noch so verlockende Weise bot.

Nachdem sie drei Wochen lang an der Küste des Sees entlang gefahren, erreichtensie den Saskatschawan, bogen in diesen Strom ein und reisten nun in rein westlicher Richtung weiter. An den großen Stromschnellen oder Fällen, welche nahe bei der Mündung dieses Flusses liegen, mußten sie ihren Kahn aus dem Wasser nehmen und über einen Trageplatz von mehr als einer halben deutschen Meile hintragen. Dies war allerdings mühsam; allein für die Beschwerlichkeit entschädigte sie der prachtvolle Anblick dieser Fälle vollauf.

Der Saskatschawan ist einer der größten Ströme in Amerika, denn er hat eine Länge von vollen dreihundertdreißig deutschen Meilen von seiner Quelle in den Felsengebirgen bis zu der Stelle, wo er sich als Nelsonfluß in die Hudsonsbay ergießt. Auf einigen Strecken oberhalb des Winipegsees sind seine Ufer schon bewaldet; weiter hinauf läuft der Fluß durch trockene sandige Prairieen, welche sich westwärts bis an den Fuß der Vorberge der Felsengebirge erstrecken. Manche von diesen Prairieen könnte man füglich „Wüsten" nennen. Sie enthalten Seeen, die ebenso salzhaltig sind, als der Ocean selbst, und ungeheure Strecken von Hunderten von Quadratmeilen Ausdehnung, wo nicht ein Tropfen Wasser zu finden ist. Allein der Weg unserer vier jungen Abenteurer führte nicht über diese Prairieen, sondern sie hatten vielmehr die Absicht,

von Cumberland House an eine ganz nördliche Richtung einzuschlagen.

Eines Abends hatten sie sich, etwa noch zwei Tagereisen vom Fort Cumberland entfernt, am Ufer des Saskatschawan zum Uebernachten gelagert. Der Ort, welchen sie hierzu ausersehen, war eine liebliche Gegend voll runder, niedriger Hügel, zwischen denen sich dichtes Gebüsch von Mispeln (Amelanchier) und stachellosen Rosen (Rosa blanda) erhoben. Die blaßrothen Blüthen der letzteren stachen sehr hübsch von dem grünen Laube ab und erfüllten die vom Abendwinde bewegte Luft, die den jungen Reisenden entgegenwehte, mit den süßesten Wohlgerüchen. Der Boden war mit einem dichten Rasen bedeckt, in dessen Grün die nelkenrothen Blüthen der Cleome und die noch rötheren des hübschen Windröschens (Anemone) den schönsten Schmuck und Farbenschmelz woben. Es war an diesem Tage den Reisenden nicht gelungen, irgend ein Wildpret zum Schuß zu bekommen, und sie hatten daher alle Aussicht, ihre Mahlzeit nur wieder von getrocknetem und über dem Feuer gebratenen Hirschfleische zu halten. Da sie den ganzen Tag mit einer starken Strömung zu kämpfen gehabt und abwechselnd die Ruder geführt hatten, so fühlten sich Alle ermüdet, und keiner von ihnen war geneigt, noch auf die Pürsche nach Wildpret auszugehen. Vielmehr hatten sie sich insgesammt um das Feuer gelagert und warteten, bis das Wildpret zum Verspeisen fertig gekocht sein würde.

Ihr Lagerplatz war am Fuße eines nicht hohen, aber ziemlich steilen Hügels, welcher nahe am Ufer des Flusses sich erhob. Diesem gegenüber lag ein anderer noch höherer Hügel, dessen Fronte den am Feuer gelagerten Reisenden gerade in die Augen fiel. Während sie nun die Blicke über die steile Lehne hinlaufen ließen, bemerkten sie eine Anzahl kleiner Hügel oder Erdhaufen, die immer nur wenige Fuß von einander entfernt standen. Jeder von diesen

war ungefähr eine halbe Elle hoch und hatte die Gestalt eines abgestumpften Kegels, — nämlich eines Kegels, von welchem man den obern Theil abgeschnitten oder plattgeschlagen hatte.

„Was sind denn dies für Erdhaufen?" fragte Franz.

„Mich dünkt, es sind Murmelthierbaue," meinte Lucian.

„Das sind sie auch in der That," bestätigte Norman; „diese Gegenden hier wimmeln von Murmelthieren."

„Murmelthiere?" wiederholte Franz. „Prairiehunde, willst Du sagen! – Dieselben, welche man auf den Prairieen im Süden trifft!"

„Ich glaube kaum, daß es dieselben Thiere sind, wie Eure Prairiehunde im Süden," versetzte Norman. „Mir scheinen sie einer ganz verschiedenen Art anzugehören; — hab' ich nicht Recht, Vetter Lucian?"

„Ich denke, Du wirst wohl Recht haben, und die hier vorkommenden Marmotten müssen zu einer andern Art gehören," gab Lucian zur Antwort. „Es sind zu wenig Haufen, um von Prairiehunden herzurühren, denn diese leben in großen Niederlassungen zu vielen Hunderten beisammen, und ihre Baue haben eine ganz verschiedene Gestalt. Die Baue der Prairiehunde sind mehr gerundet und haben ein Loch auf dem Gipfel oder an der Seite, was bei diesen hier nicht der Fall ist. Hier ist das Loch im Boden selbst, und der Hügel steht davor und ist offenbar aus der Erde gefertigt, welche aus dem Bau gestoßen worden ist, wie man es an den Mündungen der Rattenlöcher sehen kann. Ich zweifle gar nicht, daß in diesen Bauen dort ebenfalls Murmelthiere wohnen, aber von anderer Art als die sogenannten Prairiehunde unserer südlichen Steppen."

„Giebt es denn viele Arten von Murmelthieren in Amerika?" fragte Franz seinen Bruder Lucian. „Wenn ich mich recht erinnere, so hab' ich von mehreren reden hören."

„Dann bist Du recht berichtet," gab Lucian zur Antwort. „Die Thierwelt oder Fauna von Nordamerika ist an diesen eigenthümlichen Thieren besonders reich. Die Naturforscher unterscheiden von ihnen nicht weniger als dreizehn verschiedene Arten, und gewiß giebt es noch einige weitere, die noch nicht einmal bekannt und beschrieben sind, so daß man die Gesammtzahl der Arten vielleicht auf zwanzig veranschlagen darf. Da aber nur eine oder zwei Arten in den bevölkerten Gegenden und Gebieten der Vereinigten Staaten gefunden werden, so war man bis vor Kurzem der Ansicht, es gäbe nicht mehr als diese. Erst die neueren rührigeren Untersuchungen und Forschungen wissenschaftlicher Reisenden und Naturfreunde haben zu weiteren Entdeckungen geführt, die in keinem Zweige der Thierkunde so ergiebig waren, als bei den Murmelthieren und etwa auch bei den Eichhörnchen. Fast jedes Jahr hat man eine neue Art derselben aufgefunden, und die meisten von ihnen bewohnen das unabsehbare Gebiet der Wildnisse, welche zwischen dem obern Mississippi und dem Stillen Ocean liegen.

„Die stubenhockenden Naturforscher und Katheder-Gelehrten haben natürlich die Geschichte der Murmelthiere möglichst verwickelt und schwerverständlich gemacht. Sie haben dieselben in verschiedene Sippen getheilt, weil das eine Thier vielleicht zufällig einen größern Höcker auf einem Zahne hat, als ein anderes, oder eine andere Krümmung an den Klauen oder einen kürzern Schwanz. Allerdings weichen unter den seither bekannten dreizehn Arten einige nach Größe und Farbe oder in anderen Beziehungen sehr bedeutend von einander ab; allein im Uebrigen herrscht doch, wenn ich so sagen darf, ein solcher Einklang in Lebensweise, Nahrung, Aussehen und Gewohnheiten von sämmtlichen Dreizehn vor, daß ich es für abgeschmackt, pedantisch und nur dem Studium hinderlich halte, wenn man sie in so vielerlei Arten und in mehrere Sippen abtheilt. Es sind eben Murmelthiere, — nicht mehr und nicht weniger, und

wir bringen nur Verwirrung in das Studium derselben, wenn wir sie Spermophilen und Arctomys heißen und mit derlei fremdartigen und schwierigen Namen belegen!“

„Hierin pflichte ich Dir vollkommen bei, lieber Lucian,“ sagte Basil, der als leidenschaftlicher Jäger eine große Freude am Studium der Naturgeschichte hatte (wie es, scheint mir, bei allen Waidmännern mehr oder weniger der Fall ist), aber keine sonderlich hohe Meinung von den Stubengelehrten und den Zahnzählern hegte, wie er sie geringschätzig nannte.

„Wenn eine Thierfamilie oder Sippe viele Arten enthält,“ fuhr Lucian fort, „und wenn diese Arten sich bedeutend von einander unterscheiden, so gebe ich zu, daß es passend und nützlich ist, sie in Sippen und sogar in Untersippen abzutheilen. Wo dagegen nur wenige Arten vorhanden und einander in den allgemeinen Charakterzügen so ähnlich sind, da halte ich dieses Eintheilen und Untereintheilen für mehr als lächerlich und das Ertheilen von solch unaussprechbaren griechischen Namen für einen reinen Unfug. Hierdurch wird das Studium ungemein erschwert, weil man dem Gedächtnisse zumuthet, eine lange Reihe hochtönender und doch wenig besagender Worte nur als Bezeichnung zu behalten. Nehmt nur Ein Beispiel unter vielen: der lange Satz Arctomys spermophilus Richardsonii, der beinahe eine Elle lang ist, bedeutet „gelbrothes Murmelthier.“ Versteht mich aber recht,“ fuhr Lucian fort; „ich eifere nicht gegen den Gebrauch griechischer und lateinischer Wortbildungen zum Behufe derartiger Namenschöpfungen überhaupt, denn es muß irgend eine allgemeine universelle Sprache angenommen werden, damit die Naturforscher der verschiedenen Länder einander verstehen können. Allein alsdann sollte diese Sprache, wenn man sie übersetzt, das Thier so beschreiben, daß sie einige seiner charakteristischen Eigenschaften hervorhöbe und auf diese Weise



einen Sinn hätte. Uebersetzt man dagegen einen derartigen Namen in gutes Deutsch, so finden wir, daß die Bezeichnung der Art, nämlich das zweite Wort von jeder technischen Benennung, oft nur irgend einen ausländischen, unaussprechbaren französischen oder englischen Eigennamen von irgend einem unbekannten Freunde des Verfassers oder von irgend einem vornehmen Nichtsthuer und Nichtswisser enthält, gegen welchen der Stubengelehrte eine gewisse kriechende und wedelnde Demuth und Dienstbeflissenheit an den Tag legt, um sich ihn zum Gönner, zum Mäcen zu gewinnen. In derartigen Speichelleckereien sind besonders die Franzosen, Deutschen und Engländer stark. Nach meiner Ansicht und meinem Gefühle," fuhr Lucian, vom Enthusiasmus eines echten Naturforschers erglühend, fort, — „nach meiner ganzen Anschauungsweise ist es eine höchst freche und frevelhafte Verketzerung der herrlichen Geschöpfe der Natur — ihrer Vögel und Vierfüßler, ihrer Bäume und Blüthenpflanzen, — daß man sie mit den Namen von Fürsten und großen Herren, von kleinen und großen Edelleuten paart, welche zufällig die localen Gottheiten irgend eines stubenhockenden Naturforschers sind. Diese Katalogverfertiger sind es, welche gewöhnlich die gleichbedeutenden Namen so sehr vermehren, daß die Wissenschaft fast unverständlich wird. Daheim vor ihren Schreibtischen sitzend, wissen sie meist gar Nichts oder nur wenig von der Lebensweise der Thiere, über welche sie schreiben, und um daher mindestens irgend etwas Originelles zuwege zu bringen, vermehren sie die Namen und geben unzählige Messungen nach einigen gewissen tabellarischen Anordnungen, und dies bildet dann unter ihnen eine Wissenschaft. Hierunter begreife ich natürlich den Mann nicht, dessen Namen zufällig in dem von mir angeführten Beispiel enthalten ist. Gott behüte! Er war ein echter Naturforscher, einer der bedeutendsten Reisenden, die jemals die unwirthlichen Gegenden des hohen

Nordens befahren haben, und er hat durch Bestehung zahlloser Gefahren und Strapazen den hohen Ruf wohl erworben, dessen er sich heutzutage erfreut!"

„Bruder Lucian," rief Basil lachend, „Du geräthst ja über diesen Gegenstand ganz in Eifer, und dies ist bei Dir eine Seltenheit. Ich stimme Dir übrigens in Allem bei, was Du gesagt hast. Ehe wir unsere Reise antraten, las ich zu Hause mehrere Werke über Naturgeschichte, die sämmtlich von berühmten Stubengelehrten herrührten. Aber ich mußte leider finden, daß ich alle Belehrung über die Thiere dieser nördlichen Regionen — oder wenigstens das, was man darin wirklich belehrend nennen konnte — schon irgend anderswo gelesen hatte. Nach einigem Besinnen machte ich auch die Quelle ausfindig, aus welcher diese Stubengelehrten geschöpft hatten — es war nämlich das Reisewerk von Hearne — einem Manne, welcher in den Augen jener gelehrten Stubenhocker nur für ungebildet und roh gelten mag und den Namen eines Naturforschers nicht verdient. Hearne reiste schon im Jahre 1771 bis an das Polarmeer, und ihm verdankt die Welt die erste Kenntniß von der Thatsache, daß südlich vom siebzigsten Breitengrade keine Meerenge mehr quer durch das Festland einschneidet."

„So ist es," bestätigte Lucian. „Hearne ward von der Hudsonsbay-Compagnie ausgeschickt und vielleicht kärglicher ausgerüstet, als es bei irgend einem reisenden Erforscher je vor ihm der Fall gewesen war. Er erduldete die fürchterlichsten Entbehrungen, Mühsale und Gefahren und hinterließ eine Schilderung der Bewohner und eine Naturgeschichte dieser Regionen, so vollständig und so wahrhaftig, daß sie nicht nur die Probe späterer Beobachter bestand, sondern daß auch die Stubengelehrten seither zu seinen Beschreibungen nur wenig hinzuzufügen wußten. Die Meisten von diesen begnügten sich damit, einfach nur Das zu geben, was der gute Hearne gesammelt hatte, weil sie in der That nicht mehr wuß-

ten und also auch Nichts weiter hinzufügen konnten. Manche haben ihn mit seinen eigenen Worten und unter Anführung ihrer Quelle angeführt, aber viele Andere haben Hearne's Wissen für ihre eigene Weisheit ausgegeben und seine einfache treuherzige Sprache leicht umschrieben. Eine derartige Handlungsweise aber," setzte Lucian unwillig hinzu, „empört mich!"

„Sie ist auch geradezu gemein," sagte Norman. „Wir kennen hier zu Lande Alle dem Namen nach den wackern Hearne, der ein kühner, äußerst unternehmender Reisender war."

„Je nun," fuhr Lucian, etwas kälter werdend, fort, — „um wieder auf unsere Murmelthiere zu kommen, so scheinen diese Thierchen ein vermittelndes Glied zwischen den Eichhörnchen und Kaninchen zu bilden. Auf Seiten der Eichhörnchen schließen sie sich, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, ganz naturmäßig dem Erdeichhorn an, und nach ihrer Lebensweise unterscheiden sich viele Murmelthiere nur sehr wenig von dem letztern. Andere Arten dagegen haben weit mehr mit den Kaninchen als mit den Eichhörnchen gemein, und etliche andere stehen den Ratten am nächsten. An Größe und Aussehen sind sie sehr verschieden; einige von ihnen, z. B. das Erdschwein oder der Waldknurrer (Arctomys monax) der Vereinigten Staaten, sind so groß wie Kaninchen, während andere, wie die Leopard-Marmotte oder das gefleckte Murmelthier, wenig größer sind als eine Hausratte oder ein Lemming. Einige Arten haben Backentaschen, worin sie eine große Menge Samen, Nüsse und Wurzeln in ihre Baue eintragen können, wenn sie solche für künftigen Gebrauch aufspeichern wollen; diese nennen die Stubengelehrten die Spermophilen, d. h. die Samenliebenden, und einige Arten von diesen haben noch geräumigere Backentaschen als die übrigen. Sie leben insgesammt nur von Pflanzenstoffen, und ihre Nahrung ist nur da und dort, durch die Standorte der Thiere bedingt, eine andere. Die Prairiehunde z. B.

leben vorzugsweise nur von Gras, während Andere hauptsächlich Samen, Beeren und Blätter verzehren. Man hegte lange den Wahn, die Murmelthiere legten sich Wintervorräthe an, gleich den Eichhörnchen; allein nach meinem Dafürhalten ist dies bei keiner einzigen von allen Arten der Fall. Ich weiß gewiß, daß die meisten von ihnen den Winter in einem Zustande der Erstarrung verbringen und daher natürlich keine Vorräthe brauchen, da sie diese ganze Jahreszeit hindurch nicht fressen. Auch in dieser Anordnung erblicken wir wieder einen von jenen Fällen, in welchen die Natur ein Geschöpf so wunderbar schön den Umständen anpaßt, unter welchen es leben soll. In jenen Gegenden und Landstrichen nämlich, wo die Mehrzahl der Murmelthiere gefunden wird, sind die Winter so streng und der Boden so unfruchtbar, daß diese kleinen Thiere viele Monate hindurch durchaus keinen Bissen Futter bekommen könnten. Die gütige Mutter Natur stellt daher während dieser Jahreszeit ihre Functionen ein und versetzt sie in einen tiefen und wohl auch angenehmen Schlaf, wie die Murmelthiere der europäischen Alpen und ihre Verwandten im nördlichen Europa. Erst wenn die warme Frühlingssonne den Schnee schmilzt, wenn die grünen Grashalme und die bunten Blumen des Lenzes die Erde von Neuem schmücken, kommen die kleinen Murmelthiere wieder zum Vorschein. Die warme Luft, welche alsdann in ihre unterirdischen Wohnungen eindringt, ermahnt sie dann, aus ihrem langen Schlummer aufzuwachen und wieder an's Tageslicht hervorzukommen, damit sie das kurze Sommerleben dieser Region genießen. Man könnte daher von diesen Thieren sagen, sie haben eigentlich keinen Winter, sondern nur ein Leben voll Sommer und Sonnenschein.

„Einige Murmelthierarten leben in großen Gemeinden schaarenweise beisammen, wie z. B. die sogenannten Prairiehunde; andere in kleineren Rudeln, während wieder andere Arten eine ganz

einsiedlerische Lebensweise führen und sich nur Paar= oder meistens Familien=Weise zusammen thun. Beinahe Alle insgemein sind Erdbewohner und graben sich förmliche Höhlen oder Baue aus, obschon etliche Arten sich auch mit einer bloßen Spalte im Gestein, mit einem Loch in einem Felsen oder unter lockeren Steinen als Aufenthalt begnügen. Etliche besitzen auch die Fähigkeit, auf Bäume zu klettern; allein man nimmt an, daß sie auf denselben nur ihre Nahrung suchen und sich nicht Baue verfertigen, wie die Eichhörnchen, oder Höhlungen zum Aufenthalte suchen, wie Marder und andere Baumkletterer. Die meisten Arten vermehren sich sehr stark, und die Weibchen „setzen" durchschnittlich acht und sogar zehn Junge auf Einen Wurf.

„Die Murmelthiere insgesammt sind sehr scheue und wachsame Geschöpfe. Ehe sie auf Aesung ausziehen, recognosciren sie gewöhnlich die Gegend von ihren kleinen Erdhaufen herab. Einige Arten, welche keine solchen Hügelchen neben ihren Höhlen haben, besteigen zu diesem Zweck jede kleine Erhöhung, die sie in der Nähe finden. Beinahe Alle haben die eigenthümliche Gewohnheit, während des Aesens Schildwachen und Lauerposten um das äsende Rudel herum aufzustellen. Diese Spähwachen stellen sich auf irgend einem Punkte auf, welcher einige Aussicht gewährt, und verwarnen bei der Annäherung irgend einer Gefahr oder eines Feindes die Uebrigen durch einen besondern Ruf, welcher bei einigen einem lauten Zischen gleicht, das beinahe wie „Siek=Siek" klingt, während noch Andere ein lautes Pfeifen hören lassen, um dessen willen sie bei den Pelzhändlern und Jägern und den canadischen Voyageurs Pfeifer, siffleurs, heißen. Der Warnru fder Pfeifer ist auf ziemliche Entfernung hörbar, und das ganze Rudel wiederholt ihn, sobald er von dem Lauerposten ausgestoßen worden ist.

„Das Fleisch der Murmelthiere wird von den Indianern und

weißen Jägern gegessen und wegen seiner zarten Textur und des feinen Fettes von manchen der letzteren für einen wahren Leckerbissen gehalten. Uebrigens wird auch in Europa das Murmelthier mit Vorliebe verspeist und liefert nicht nur treffliche Braten und Ragout's, sondern auch die Murmelthiersuppe, potage aux marmottes, welche in Chamouny und im Berner Oberlande schon manchen großstädtischen Feinschmecker entzückt hat. — Die Indianer fangen das Murmelthier bisweilen dadurch, daß sie Wasser in seinen Bau gießen und es hierdurch aus demselben vertreiben; allein diese Art des Fanges ist vornehmlich nur im ersten Frühling ausführbar, wenn die Thiere eben aus ihrem Winterschlafe erwachen und der Boden noch so weit gefroren ist, daß das Wasser nicht allzu schnell in denselben einsickert. Auch schießt man sie bisweilen, allein wenn sie nicht auf der Stelle erlegt werden, so entkommen sie nach ihrem Bau und entwischen in denselben, ehe der Schütze ihrer noch habhaft werden kann. Die sicherste Art ihrer Verfolgung besteht darin, daß man sie ausgräbt, wie man es in den europäischen Alpen thut; in Nordamerika befassen sich jedoch nur einige arme Indianerstämme damit, und auch diese nur in Zeiten der Noth aus purem Hunger, denn da ihr Balg werthlos ist, so dünkt das kleine Thier dem trägen Indianer nicht dieser großen Mühe werth."

XII.

Der Dachs und die Murmelthiere.

Lucian hätte vielleicht seine Schilderung dieser Nager noch weiter fortgesetzt, denn er hatte seinen Zuhörern noch lange nicht die Hälfte von Dem mitgetheilt, was er von ihrer Lebensweise wußte; — allein die Murmelthiere unterbrachen ihn in diesem Augenblicke selber.

Es erschienen nämlich mehrere an dem Eingang ihrer Höhlen, sahen sich lauernd und spähend eine Weile um, wurden alsdann kühner, eilten auf ihre kleinen Erdhügel hinauf und huben an, sich über die kleinen festgetretenen Pfade zu verbreiten, welche von einem Hügel zum andern liefen. Binnen Kurzem huschten mindestens ein Dutzend von ihnen herum, wedelten mit den Schweifen und stießen von Zeit zu Zeit ihr zischendes und quiekendes Siek-Siek aus.

Unseren vier Jünglingen entging nicht, daß die Thiere zweierlei Arten angehörten, welche sowohl an Größe und Farbe, als auch in anderer Hinsicht von einander verschieden waren. Die größere Art war oben gelblich grau, mit einem orangefarbigen Streifen an Kehle und Bauch hinunter. Dieses waren die sogenannten lohfarbenen Murmelthiere, die man zuweilen auch Erdeichhörnchen nennt, die „Pfeifer,“ siffleurs der Pelzjäger, welche bei den Naturforschern Arctomys empetra heißen. — Die andere Art dagegen war die schönste, welche sie seither von Murmelthieren gesehen hatten, unbeträchtlich kleiner als die lohfarbenen, aber mit längeren und schlankeren Schweifen, wodurch sie ein weit anmuthigeres Aussehen bekamen. Ihre Hauptschönheit lag jedoch in der Zeichnung und Färbung ihres Balgs; sie waren nämlich von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel mit Bändern von gelber und goldbrauner Farbe gestreift, welche mit einander abwechselten, und wovon die braunen Bänder selbst wieder mit regelmäßigen Reihen von gelben Flecken getüpfelt waren. Diese Zeichnung des Pelzes gab den Thierchen jenes eigenthümliche Aussehen, welches bekanntlich das charakteristische Merkmal des Leopardenfells bildet, und daher haben diese Thierchen auch den Namen „Leopard-Murmelthiere.“

Beide Arten geberdeten sich so, als ob sie hier unter den Erdhügeln heimisch wären und beide ihre Höhlen hier hätten. Dies war auch der Fall, und Norman belehrte seine Gefährten, man finde diese beiden Arten stets beisammen, — zwar nicht als „Haus-

genossen" in denselben Höhlen, aber doch als „Nachbarn" in den gleichen Niederlassungen. Die Höhlen der Leoparden haben weit kleinere Eingänge, als die ihrer lohfarbenen Verwandten, und verlaufen senkrecht in eine größere Tiefe, bevor sie sich in wagerechter Richtung abzweigen. Man kann einen geraden Stab fünf Fuß weit in sie hinunterschieben, bevor man das „Knie" ihres Baues erreicht. Die Löcher der lohgelben Murmelthiere dagegen verlaufen schon nahe an der Erdoberfläche wagerecht und führen nicht so tief in den Boden hinein. Dies liefert auch den Schlüssel zu der eigenthümlichen Erscheinung, daß die lohfarbenen Murmelthiere im Frühjahr um ganze drei Wochen früher zum Vorschein kommen, als die Leoparden, weil die Sommerwärme früher zu ihnen hinabdringt und sie aus ihrem starren Schlafe weckt.

Während Norman seinen Vettern diese Aufklärungen mittheilte, waren mindestens zwanzig Murmelthiere herausgekrochen und ergötzten sich am Hügelhang mit ihren lustigen Sprüngen. Sie waren zu weit von dem Lagerfeuer der Jäger entfernt, um sich um das Treiben derselben zu bekümmern, und überdies schied ein beträchtliches Thal sie von demselben, wodurch sie sich in ihrer Lage noch um so sicherer erachten mochten. Uebrigens war die Entfernung, welche die Murmelthiere und die jungen Jäger von einander trennte, nicht so beträchtlich, daß die letzteren nicht im Stande gewesen wären, verschiedene Bewegungen der Thiere genau zu beobachten und nach einer Weile zu bemerken, daß mehrere Gruppen von ihnen erbittert mit einander kämpften. Diese Händel fanden jedoch nicht zwischen den lohfarbenen Murmelthieren und den Leoparden statt, sondern die Männchen jeder Art balgten sich im Einzelkampfe unter einander. Sie zerrten und rissen sich herum wie Kätzchen und legten den höchsten Grad von Kühnheit und Wuth an den Tag; aber unverkennbar entwickelten in diesen Kämpfen die Leoparden weit mehr Behendigkeit und Feuer als ihre

Verwandten. Lucian beobachtete sie durch sein Fernglas und bemerkte nicht nur, daß sie einander häufig bei den Schweifen packten, sondern auch, daß bei manchen von ihnen die Schwänze kürzer waren, als bei den übrigen. Norman behauptete, diese seien ihnen in solchen Kämpfen abgebissen worden, und man vermöge überhaupt selten ein Männchen unter ihnen anzutreffen, welches noch einen ganzen Schwanz habe.

Unter dem Austausch dieser gemeinsamen Wahrnehmungen und Bemerkungen ward die Aufmerksamkeit der vier Zuschauer auf ein seltsames Thier gelenkt, welches man langsam um den Fuß des Hügels herumkriechen sah. Es war ein Geschöpf ungefähr von der Größe eines gewöhnlichen Schweißhundes, aber mit viel dickerem Kopf, kürzeren Beinen und zottigerem Pelze. Der Kopf war flach, die Ohren kurz und abgerundet. Der Pelz war rauh, derbhaarig, auf dem Rücken grauweiß gesprenkelt, aber dunkelbraun an den Beinen und dem kurzen Schwanze, der mit langen Haaren bedeckt aufrecht emporstand. Die Beine des Thieres liefen in kräftige breite Tatzen mit langen, scharfgekrümmten Krallen aus. Seine Schnauze war spitz wie bei einem Windspiel, obschon nicht so schön und zierlich geformt, und über den ganzen Kopf verlief von der Schnauzenspitze aus ein weißer Streifen von zwei schwarzen Bändern eingefaßt, die über Auge und Ohr nach dem Halse hinzogen und der Physiognomie des Thieres einen eigenthümlichen Ausdruck gaben, aber auch etwas Unheimliches und Bösartiges, den Charakter eines nach Gestalt und Zeichnung seltsamen und nächtigen Thieres. Norman erkannte es sogleich für den amerikanischen Dachs, der bei den canadischen Pelzjägern le blaireau, bei den Gelehrten Meles labradorica heißt und in den nördlichen Bezirken des nordamerikanischen Festlandes, zumal in der eigentlichen Pelzregion weit häufiger ist, als sein europäischer Namensvetter es es in Deutschland ist. Lucian und seine Brüder hatten dieses

Raubthier übrigens noch nie gesehen, da sein Verbreitungsbezirk nicht einmal bis in die bewohnten Gegenden der nördlichen Staaten der Union, geschweige denn bis nach Louisiana hinunterreicht. Was man dort zuweilen Dachs nennt, ist das Erdschwein oder Murmelthier von Maryland (Arctomys monax). Der amerikanische Dachs, dessen Vorhandensein noch gar nicht so lange bekannt, ist Etwas kleiner, als der europäische, und hat einen feinern Pelz von längeren silberfarbenen Haaren; an Gefräßigkeit und unheimlichem, scheuem, nächtigem Wesen kann er es übrigens seinem europäischen Vetter vollkommen gleichthun. Er stellt beständig Mäusen, Murmelthieren, Kaninchen und anderen kleinen Thieren nach, verschmäht aber gelegentlich auch Aas nicht, wenn er zufällig solches findet. Gewöhnlich bewohnt er unfruchtbare, sandige Gegenden, wo er seinen Bau mit verschiedenen Fluchtröhren so nahe an der Erdoberfläche anlegt, daß Pferde häufig in die Höhlungen einsinken und die Beine darin brechen. Häufig nimmt sich der Dachs aber nicht einmal die Mühe, sich selber einen Bau zu stoßen, sondern erweitert nur den Bau der Murmelthiere, die er erlegt oder daraus vertrieben hat. Seine Nahrung auf den weiten öden Sandebenen des Binnenlandes verschafft er sich überhaupt meist nur dadurch, daß er den verschiedenen Nagethieren nachgräbt; allein da diese gleich den Murmelthieren während der Wintermonate im Schlafe liegen und der Boden über ihnen steinhart gefroren ist, so vermag der Dachs ihnen alsdann natürlich nicht beizukommen und würde zu dieser Jahreszeit nothwendig verhungern müssen, wenn ihn die Natur nicht davor geschützt hätte, indem sie ihm gleich seiner Beute, den Murmelthieren und anderen Nagern, die Gabe des Winterschlafs verlieh. Sobald er aber aus demselben erwacht und wieder zum Vorschein kommt, so beginnt er auf's Neue seinen Krieg gegen diese kleinen Geschöpfe und verfolgt vorzugsweise das lohfarbene und Leopard-Murmelthier, nach deren Fleische er sehr lüstern ist.

Als man den Dachs zum ersten Mal bemerkt hatte, kroch er gerade auf allen Vieren mit dem Bauch am Boden verstohlen gegen die „Stadt" der Murmelthiere hin, die er offenbar überrumpeln wollte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, wie ein Hühnerhund in der Nähe eines Feldhuhns, recognoscirte eine Weile und kroch dann wieder weiter. Er schien es darauf abgesehen zu haben die Murmelthiere von ihrem Bau abzuschneiden und einige von ihnen im Freien zu erhaschen, damit ihm die Mühe erspart bleibe, sie aus ihrem Baue herauszugraben, was ihm jedoch bei der starken Muskulatur und den tüchtigen Klauen seiner Vordertatzen in so lockerem Boden keine großen Schwierigkeiten bereitet haben würde.

Langsam und vorsichtig kroch er vorwärts, duckte die Hinterbeine ihrer ganzen Länge nach an den Boden, reckte die widerliche Schnauze mit dem starken Gebiß vorwärts und sah mit gierig funkelnden hungrigen Augen nach den Murmelthieren. Er war denselben bis auf ungefähr fünfzig Schritte nahegekommen und würde ihnen ohne Zweifel den Rückzug nach ihren Löchern leicht abzuschneiden vermocht haben, wenn nicht in diesem Augenblicke einer der Erdkäuze (Strix cunicularia), welche mit den Murmelthieren in denselben „Städten" zusammen wohnen, von dem nahen Erdhügel, worauf er gesessen, aufgeflogen und in Kreisen über dem Eindringlinge herumgeflattert wäre. Hierdurch ward die Aufmerksamkeit der als Wachposten ausgestellten Marmotten auf ihren wohlbekannten Feind gelenkt, und auf ihren Warneruf huschten die Lohfarbigen wie die Leoparden behende wieder in ihre Höhlen.

Der Dachs sah nun, daß ihm längeres Verstecken Nichts mehr fruchten würde, sprang daher auf seine Beine und setzte den Marmotten flink nach. Er kam jedoch zu spät, denn bis er die ersten Baue erreichte, waren deren Bewohner bereits darin verschwunden, und ihr zorniges oder ängstliches Quieken ertönte von verschiedenen Seiten her aus den Eingeweiden der Erde. Der Dachs zauderte

nur so lange, bis er sich eines der Löcher gewählt hatte, in welches so eben ein Murmelthier sich verkrochen; dann machte er sich sogleich an's Werk, um dem Thiere nachzugraben, und wühlte mit der größten Behendigkeit und Fertigkeit die Erde auf. Binnen wenigen Secunden steckte er bis an die Hälfte des Leibes im Boden, so daß nur noch seine Hinterbeine, Kruppe und Schwanz heraussahen. Er würde bald vollends verschwunden sein, wenn nicht in diesem Augenblicke die vier Jünglinge, Norman an ihrer Spitze, den Hügel hinangesprungen wären und den Dachs am Schwanze gepackt hätten, um ihn herauszuziehen. Dies gelang ihnen jedoch nicht, denn erst versuchten sich Basil und Norman vergebens je allein, dann mit eben so geringem Erfolg zu Zweien und zogen mit aller Kraft, welche solch stämmigen Jungen zu Gebote steht; aber der Dachs that keinen Ruck.

„Komm, Basil! wir wollen ihn wenigstens festhalten, daß er nicht ganz hineinkriechen kann!“ rief Norman; „Franz soll schnell seine Flinte laden und dem Burschen Eins auf das Waidloch brennen!“ Dies geschah, und als die kleinen Schrote den Dachs auf die Keulen trafen, ließ er plötzlich los und kehrte um, zwar nicht zum Tode getroffen, aber so, daß ihn Marengo sogleich erfassen und ihm nach kurzem verzweifelten Raufen die Zähne um die Kehle legen und ihn erwürgen konnte.

„Was soll nun mit ihm geschehen?“ rief Franz; „ist sein Fleisch eßbar?“

„Die Indianer essen es zuweilen,“ sagte Norman; „aber ich liebe es nicht; es hat einen widerlichen Geruch und Geschmack. Aber die Schwarte, wie wir die Haut nennen, wollen wir mitnehmen; sie liefert uns einen trefflichen wasserdichten Sack!“ Damit zog er sein Messer und streifte den Dachs ab. — „Hollah!“ sagte er dann mit einem Blick auf den Bau, aus dessen Einfahrt sie den

Dachs gezogen, „der Blaireau hat uns tüchtig vorgearbeitet; wenn Ihr mit dem Handbeil das „Rohr“ des Baues noch erweitert und Franz einen tüchtigen Schrotschuß hineinfeuert, können wir heute Abend auch Murmelthierbraten kosten!“

Dieser Wink ward sogleich benützt und Franz holte nach seinem Schuß mit dem Krätzer seines Ladestockes drei prächtige aalfette Marmotten heraus, die ein genügendes Abendbrod verhießen.

Marengo schien eben so wenig Appetit zu dem Dachs zu haben als Norman, obschon das Thier ganz feist wär, wie alle derartigen gemächlich lebenden, unterirdisch wohnenden Nachtthiere.

„Schade um das schöne Stück Fleisch!“ sagte Lucian; „es würde einem Chinesen den prächtigsten Leckerbissen abgeben, denn im himmlischen Reiche sind Dächse ein sehr geachtetes Wildpret, und auch der deutsche Waidmann hält den Dachsschinken für einen guten Bissen, obschon er sicher nicht so fein ist wie der Bärenschinken!“

Man ließ also den Körper des Dachses auf dem Hügel liegen und kehrte zum Feuer zurück. Der glänzende rothe Gegenstand war bald von den Bussarden und Truthahngeiern erspäht, und während die jungen Jäger ihre Murmelthiere abstreiften und an den Spieß steckten, bemerkten sie, daß schon nach wenigen Minuten mehrere jener schmutzigen Aasvögel über dem Hügel kreisten und sich auf demselben niederließen. Dies war jedoch für die jungen Pelzjäger kein neuer Anblick und interessirte sie nicht besonders. Nur ein einziger Vogel von einer besonderen Art fesselte auf eine Weile ihre Aufmerksamkeit, nämlich eine Art Falke, welchen Lucian für einen echten Busaar (Katzenadler, Buteo) erkannte. Von dieser Vogelsippe giebt es mehrere Arten in Nordamerika, allein sie haben gar Nichts mit den sogenannten Truthahn-Bussarden gemein, welche, wie wir soeben erwähnten, sich bei dem Körper des Dachses nieder-

ließen. Diese gehören nämlich zu den Geiern und nähren sich meistens, obschon nicht ausschließlich, von Aas, während der Busaar nach Aussehen, Lebensweise und wissenschaftlicher Eintheilung zu den Falken gehört.

Der fragliche Raubvogel, welcher die Aufmerksamkeit unserer vier Jäger auf sich gezogen hatte, war nach Lucian's Behauptung der sogenannte Sumpffalke, Falco uliginosus, und Norman sagte, die Indianer dieser Gegenden nennen ihn den Schlangenvogel, weil er einer kleinen grünen Schlange, welche auf den Ebenen am Saskatschawan sehr häufig sei, leidenschaftlich nachstelle und sie jeder anderen Nahrung vorziehe.

Die Jünglinge brauchten auch gar nicht lange zu warten, um sich von der Richtigkeit der indianischen Benennung zu überzeugen; die Rothhäute haben, wie andere Wilde, die löbliche Gewohnheit, nur solche Namen zu schöpfen, welche irgend eine Eigenschaft oder etwas Charakteristisches an dem benannten Gegenstande selbst ausdrücken. Der fragliche Vogel wiegte sich auf seinen Schwingen und sah sich, nach seinen Bewegungen zu schließen, augenscheinlich nach einer Beute um. Er schwebte in anmuthigen Kreisen ziemlich nahe am Boden hin und revierte, wie ein gut abgerichteter Vorstehhund; er flog so leicht, daß man gar keine Bewegung an seinen Fittigen wahrnahm, und er bei all seinen Wendungen und Schwenkungen nur durch sein bloßes Flugvermögen hin- und her- und aufwärtsgetragen zu werden schien. Ein oder zwei Male hatte ihn sein Flug gerade über das Lager unserer Reisenden gebracht, und Franz hatte schon nach seiner Flinte gegriffen, um ihn herunterzuholen, allein der Busaar bemerkte jedesmal diese Bewegungen und ihre Absicht, schwebte leicht wie ein Papierdrache in die Höhe, bis er außer Schußweite war, strich alsdann über und um das Lager her und senkte sich erst in geziemender Entfernung von dem Bivouac wieder zur Erde herab, um sein Revieren fortzusetzen.

Beinahe eine halbe Stunde lang flog er so in der Runde, da sah man ihn plötzlich eine Wendung in der Luft machen, als er ob seine Augen auf einen Gegenstand im Grase heftete. Hierauf schoß er im Nu schief zur Erde herunter, wiegte sich einen Augenblick über dem Boden und stieg dann wieder mit einer kleinen grüngefärbten Schlange in die Höhe, die in seinen Fängen zappelte. Nachdem er sich ziemlich hoch in die Lüfte emporgeschwungen, richtete er seinen Flug nach einer Gruppe hochstämmiger Bäume und war bald seinen Beobachtern aus dem Gesichte.

Lucian machte nun seine Gefährten mit einer eigenthümlichen Eigenschaft bekannt, welche die Weihen und echten Busaare besitzen, und woran man diese Vögel immer von den echten Falken zu unterscheiden vermag. Die Eigenthümlichkeit liegt in der Art, wie sie ihre Beute ergreifen. Weihen und Busaare nämlich stürzen sich stets in diagonaler oder horizontaler Richtung auf ihre Beute und erhaschen sie im Vorbeiflattern, — während die echten oder Edelfalken: der Wanderfalk, der Merlin (F. aesalon), der Jagdfalke (F. Gyrfalco, islandicus) und die Adlerarten ganz senkrecht wie ein Pfeil oder ein Stück fallendes Blei sich auf ihre Beute herabstürzen können. Er erklärte ihnen ferner, wie der Körperbau der verschiedenen Raubvögelarten, nämlich Gestalt und Größe der Schwingen und des Schwanzes, sowie der anderen Theile, in jeder Hinsicht je der eigenthümlichen Art der Verfolgung ihrer Beute angepaßt seien; und hieraus entspann sich zwischen ihnen eine Erörterung darüber, ob diese Anpassung als Ursache oder Wirkung zu betrachten sei. Es gelang aber Lucian, seine Genossen zu überführen, daß der Bau die Wirkung und nicht die Ursache dieser Gewohnheit sei, denn unser junger Naturforscher war ein gläubiger und fester Anhänger der Lehre von dem beständig in Veränderung und Fortschritt begriffenen System der Natur.

Endlich rief Norman, welchem diese Erörterung langweilig sein

mochte, und der seine Aufmerksamkeit mehr der Bereitung des Abendbrods zuwendete: „Hurrah, meine Freunde, der Murmelthierbraten ist fertig und harrt Eurer! — Nun, Franz, wie findest Du ihn?“ setzte er nach einer Weile hinzu, nachdem er das größte Thier zerlegt hatte.

„Ausgezeichnet!“ versetzte Franz; „das Fleisch ist saftig, schmackhaft und nährend, und der Braten macht Deiner Kochkunst Ehre! Ich hätte nicht geglaubt, daß ich in meinem Leben noch solches Fleisch essen und es mit Appetit verzehren würde!“

„Als Ragout würde es noch besser schmecken,“ meinte Basil; „es hat einen etwas erdigen Beischmack, der besonders an fetten Bissen merklich hervortritt; aber es ist jedenfalls eine bessere Kost als getrocknetes Elchfleisch.“

XIII.

Vom Saskatschawan nach dem Atabasco.

Zwei Tage nach dem Zusammentreffen mit dem Dachs erreichten unsere jungen Reisenden Cumberland-House, einen der ältesten und berühmtesten Posten der Hudsonsbay-Compagnie, an dem kleinen Fichteninselsee (Pine-Island Lake) gelegen. Der hier wohnende Hauptfactor der genannten Pelzhandels-Gesellschaft war ein Freund von Norman's Vater und empfing daher nicht nur die Jünglinge mit der größten Freude und wärmsten Gastfreundschaft, sondern suchte sie auch während ihres Aufenthaltes daselbst so gut wie möglich zu unterhalten und für die Weiterreise zweckmäßig auszurüsten. Unsere jungen Reisenden machten übrigens hier keine lange Rast, weil sie ihre Reise noch vor Einbruch des Winters zu

beendigen wünschten, der der Kahnfahrt auf den Seeen und Strömen ein jähes Ende macht. Das Klima im Binnenlande dieses Theils von Nordamerika ist nämlich so strenge, daß die großen Seeen in demselben und die reißendsten Ströme des Nordens nicht nur gefrieren, sondern Monate lang mit dickem Eise bedeckt bleiben. Cumberland-House z. B. liegt ungefähr unter demselben Breitengrade wie Cuxhaven (53° 57′ nördlicher Breite), aber seine Winter sind beinahe so streng, wie in Europa die am Nordkap (unter 71° 10′ nördlicher Breite), während seine Sommertemperatur noch wärmer ist, als die von Paris und Brüssel; im Winter sinkt die Kälte bisweilen auf 40° unter Null, im Sommer erreicht die Hitze manchmal 30—33° im Schatten. Die ganze Erdoberfläche ist fünf bis sechs Monate lang unaufhörlich mit tiefem Schnee bedeckt, und man kann nur zu Fuß auf Schneeschuhen oder in Schlitten reisen, welche von Hunden gezogen werden. In dieser Weise reisen nicht nur die Indianer und Eskimos, sondern auch die weißen Pelzhändler, Pelzjäger und Reisediener, welche gezwungen sind, im Winter in dieser unwirthlichen eisigen Region von einem Punkte zum anderen zu reisen. Das Reisen ist aber unter solchen Umständen nicht allein mühsam und schwierig, sondern auch sehr gefährlich. Nahrungsmittel sind nicht leicht zu erlangen, Speisevorräthe gehen zusammen oder werden gänzlich erschöpft, das Wild ist selten oder läßt sich gar nicht auffinden, da in dieser Jahreszeit viele Vierfüßler und die meisten Vögel diese Landstriche ganz verlassen haben und nach Süden gewandert sind; und oft gehen ganze Karawanen von Reisenden — ja sogar ganze Schaaren von Indianern, welche doch Alles essen können, was nur lebendig oder todt, roh oder gekocht ist — am Hungertode zu Grunde.

Weil nun unsere jungen Freunde dies wußten und darum ihnen besonders daran lag, ihr Reiseziel noch vor dem Eintritt der Winterfröste zu erreichen, so ließen sie sich zunächst die Fortsetzung ihrer

Reise angelegen sein und verweilten nicht länger zu Cumberland-House, als gerade nöthig war, um sich mit der eigenthümlichen Lebensweise der Beamten der Hudsonsbay-Compagnie und den übrigen Sehenswürdigkeiten eines solchen Handelspostens, welcher für Basil und seine Brüder etwas ganz Neues war, bekannt zu machen und um sich eine neue „Ausrüstung" zu verschaffen. Da es nun vielleicht auch Manchen unserer jungen Leser interessirt, einen derartigen Posten kennen zu lernen, so wollen wir die Ansiedelung Cumberland-House etwas näher beschreiben. Denkt Euch, meine jungen Leser, eine ziemlich hohe Landzunge von Kalkgestein, welche in einen schönen dunkelgrünen See hineinragt. An der Lehne dieser hügelartigen Landzunge, welche sich fast wie ein Vorgebirge ansieht, zieht sich ein Weg im Zickzack empor, zu beiden Seiten durch ein Pfahlwerk gedeckt. Eine Umzäunung von starken Palissaden über einem Erdaufwurf zieht sich um die ganze Krone des Hügels und über diese Palissaden ragen die hohen steilen Giebeldächer von einem Dutzend geräumiger hölzerner Häuser empor, welche inmitten einer zweiten engeren Umfriedigung stehen, die von einem Graben umschlossen wird. Dies ist das sogenannte Fort Cumberland-House, der Wohnsitz eines Factors und mehrerer Beamten der Hudsonsbay-Compagnie und der einzige Ort auf mehr als fünfzig deutsche Meilen in jeder Richtung, wo die Behausung eines Weißen sich in der Wildniß erhebt. Unten am Seeufer stehen noch einige Häuser beinahe dicht am Wasserrande, welche ebenfalls mit einem Viereck von starken Schanzpfählen und einem Wall umgeben sind, und neben diesen ziehen sich am kiesigen Strande entlang noch einige Dutzend Hütten aus Baumrinde, von indianischer Bauart, sogenannten Wigwams, und kunstlos aufgerichtete Blockhäuser aus unbehauenen Baumstämmen hin. Diese letzteren Gebäude sind von etlichen Dutzend Familien von Indianern und Halbblütigen, d. h. Männern von halb indianischen, halb weißen Eltern, bewohnt,

welche theils als Ruderer und Bootsleute, theils als Waldläufer, Jäger und Boten im Dienste der Pelzcompagnie stehen und zugleich eine Art Besatzung des Postens bei etwaigen Ueberfällen von Seiten wilder Indianerstämme abgeben. Die Häuser im Fort selbst dagegen dienen theils zu Magazinen, um die Waaren zum Tauschhandel mit den Rothhänten und die von denselben erhandelten Thierfelle, Pelze und Bälge aufzubewahren, theils zu Wohnungen für die Commis der Pelzcompagnie, welche von diesem Hauptpunkte aus alljährlich mehrmals Reisen nach den Sammelplätzen oder Niederlassungen der einzelnen Indianerstämme zu machen haben. Diese Wohngebäude und Magazine sind meistens nur aus kantig beschlagenen und über einandergelegten Stämmen von Nadelholz erbaut, deren Ritzen mit Lehm und Moos verstopft sind. Das Dach besteht blos aus langen Spältern, die über einander genagelt und deren Fugen ebenfalls mit Lehm verstrichen sind. Der Fenster sind nur wenige und kleine, da man der strengen Winter wegen sowenig wie möglich Zutritt für die äußere Luft gestattet. Ebenso kunstlos und einfach, wie das Aeußere, ist auch das Innere dieser Behausungen. Statt eines Fußbodens ein harter Estrich von Lehm; statt der Fußteppiche und Tapeten höchstens einige Büffelfelle; statt des Ofens ein breiter Herd unter einem großen Kaminmantel von Holz, der mit Lehm beworfen worden ist; statt der Möbeln nur rohe Stühle, Tische und Bänke, aus Cedern- und sonstigem Nadelholz gezimmert; als Zimmerschmuck nur Waffen und Jagdgeräthschaften, Kleider und Felle. So sind die Wohnungen der Beamten beschaffen, in deren Verwaltung oft ungeheure Werthe gegeben sind, — Behausungen, in welchen sie oft ein ganzes Menschenalter leben müssen, ohne andere Gesichter zu sehen, als die ihrer Schicksalsgenossen oder der wilden Indianer, halbwilden Jäger und rohen Bootsknechte; angewiesen auf das spärlichste Maaß von Lebensgenüssen, auf ärmliche, einfache, zuweilen sogar nicht einmal

genügende Nahrung, wenn ihre Zufuhren von Lebensmitteln ausbleiben oder die Ernte von ihrem wenigen eigenen Grundstück fehlschlägt. An jedem Hause befindet sich nämlich nicht nur ein Gemüse- und Obstgarten, sondern im äußeren Raume der Umzäunung und an den Ufern des Sees in sonnigen geschützten Lagen sind größere Getreide- und Kartoffelfelder angelegt, welche von den Bewohnern von Cumberland-House bebaut werden; die hiesigen Obst- und Gemüsegärten sind so ziemlich die letzten nach Norden zu, welche man in dieser Region findet. Brod, Kartoffeln und Butter sind in der Pelzregion seltene Delikatessen und wurden auch von unseren jungen Jägern als solche erkannt, welche derselben so lange hatten entbehren müssen.

Ueberhaupt war es für Lucian und seine beiden Brüder eine unbeschreiblich wohlthuende Empfindung, als sie nach dem mehrmonatlichen Leben in der Wildniß und den Nachtquartieren unter freiem Himmel nun einmal wieder einige Nächte in einem Bette schlafen und der wenn auch noch so bescheidenen Behaglichkeiten des civilisirten Lebens genießen durften. Lucian konnte nicht umhin, die Nüchternheit, Entsagung und Ausdauer dieser Beamten der Pelzcompagnie zu bewundern, welche — von Geburt meistens Schotten — sich zu diesem rauhen, kühnen Leben in der Wildniß verstehen und oft zwanzig bis dreißig Jahre lang von ihrem Heimathland entfernt in diesem Dienste verbringen. —

Nachdem sie, wie gesagt, diese angenehmen Veränderung in Kost und Lebensweise nur wenige Tage hindurch genossen hatten, um sich nicht zu verweichlichen und diese Genüsse nachher nur um so schmerzlicher zu vermissen, verabschiedeten unsere jungen Pelzjäger sich auf das Herzlichste von Norman's Pathen, dem Factor von Cumberland-House, und traten ihre Weiterreise an. Sie nahmen außer ihren Kleidern und ihrem Schießbedarfe nur das Allernöthigste mit, weil sie sehr viele Trageplätze oder Portagen zu pas-

siren hatten, bevor sie den Mackenziefluß erreichten. Da nun zum Tragen des Kahns und der Ruder u. s. w. allein die zwei stärksten von ihnen erforderlich waren, so wurde alles übrige Gepäcke in so kleine Ladungen eingetheilt, daß sie von den Anderen leicht fortgeschafft werden konnten. Franz war ja fast noch ein halber Knabe und Lucian ziemlich schwächlich; so konnte man also diesen Beiden nicht eben Viel zumuthen. Ein leichtes Beil, etliche Kochgeschirre, ein kleiner Vorrath von Lebensmitteln und ihre eigenen Waffen bildeten so ziemlich das Gesammte der ihnen zugewiesenen Tragelast.

Nachdem sie Cumberland-House verlassen hatten, schlugen sie zunächst den Weg nach dem Saskatschawanflusse wieder ein und fuhren einige Tage auf demselben stromaufwärts. Hierauf stiegen sie an's Land und wanderten über eine Wasserscheide nach einem anderen kleinen Flüßchen, welches sich von Norden her in jenen ergoß. Nachdem sie dieses Flüßchen einige Dutzend Meilen weit hinauf gefahren waren, kamen sie an eine andere Wasserscheide, über welche eine Portage führte, und gelangten über dieselbe nach einem anderen Flüßchen, welches in entgegengesetzter Richtung verlief und sich in einen Arm des Missinippi- oder Churchillflusses ergießt. Auf dem Rücken dieses Stromes nun fuhren sie in nordwestlicher Richtung weiter, passirten mehrere andere Trageplätze, mittels deren sie großen Krümmungen des Flußbettes oder Wasserfällen und Stromschnellen in demselben auswichen, und erreichten so jene Kette kleiner Seeen: Croß-, Clear-, Buffalo- und Methye-See, welche alle durch kleine tief eingeschnittene Wasserläufe mit einander in Verbindung stehen. Diese Wasserläufe sind manchmal nicht schiffbar, weil sie wegen der verschiedenen Höhe der Wasserspiegel dieser Seeen manchmal aus einer Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen bestehen; unsere jungen Freunde mußten also meist die Wasserscheiden zwischen den verschiedenen Seeen auf Trageplätzen überschreiten.

Als sie den Methyesee passirt hatten, gelangten sie über eine Portage nach dem Hauptgewässer eines Flusses, genannt Clear-Water (helles Wasser), dessen ganzen Lauf sie in ihrem Kahn von Birkenrinde durchmaaßen, bis sie dieser Fluß in den sogenannten „Elchfluß“ oder „Atabasco“ brachte, welcher unter die schönsten Ströme von Nordamerika gehört. Sie befanden sich nun in den eigentlichen Gewässern des Mackenziestromes, denn der Elchfluß (Rivière de la biche), welcher bei der Einmündung oder Gabel (Fork) des Clear-Water schon mehr als tausend Schritt breit ist, ergießt sich in den schönen Atabascosee, nimmt bei dem Austritt aus demselben den Namen „Sclavenfluß“ an, durchströmt den großen Sclavensee und heißt nach seinem Austritte aus demselben nun Mackenziestrom, — welchen Namen er bis zu seiner Ausmündung in das Nordpolarmeer beibehält. Sobald sie daher auf dem Fahrwasser dieses breiten, schönen Stromes in ihrem leichten Kahne dahin trieben, waren sie lustig und guter Dinge und kühne Hoffnungen schwellten ihnen das Herz. Allerdings hatten sie noch eine Strecke zurückzulegen, welche in gerader Richtung über dreihundert geographische Meilen lang ist; allein weil ihre Reise fortan immer stromabwärts und bergab führte und sie beinahe noch zwei Monate des Sommers oder wenigstens der günstigen Jahreszeit vor sich hatten, so zweifelten sie gar nicht an der Möglichkeit, ihre Reise noch bei guter Zeit vollenden zu können.

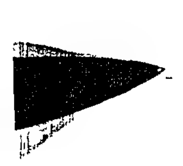
Je weiter sie aber den Atabasco hinabfuhren, desto mehr labten sie sich an der Kühnheit und Kraft dieser Landschaft, denn das Thal des Elchflusses hat durchaus einen höchst malerischen und angenehmen Charakter. Der breite Spiegel des Flusses ist zuweilen durch Reihen von Inseln noch mehr in die Breite ausgedehnt und wird bald von leichten Uferhügeln mit sanften Böschungen, bald von steilen Kalksteinfelsen, bald endlich von niedrigen Uferbänken eingeschlossen, welche sämmtlich stark bewaldet und mit riesigen



Bäumen bestockt sind, so daß man eher einen inselreichen langgestreckten See, als einen Strom vor sich zu haben glaubt. Das Bett des Elchflusses hat ziemlich viel Fall, aber seine Wasser strömen zu dieser Jahreszeit ruhig dahin, so daß unsere vier Reisenden kein Ruder anzurühren, sondern nur zu steuern brauchten, um der Menge von Treibholz und losgerissenen Baumstämmen auszuweichen, die der Fluß von seinen Ufern hinweg in den Atabascosee hinunterführt. Wenn sie je zu den Rudern griffen, geschah es nur zum Zeitvertreib, um sich Bewegung zu machen und im Chore das hübsche canadische Schifferlied „frisch, Bruder, frisch, rud're wie ein Fisch," zu singen, daß die Echo's der Wälder erwachten. So kamen sie an manchem merkwürdigen Punkte vorüber, darunter auch an dem bekannten sogenannten Pfeifensteinberge, Pierre au calumet, wo thoniger Kalkstein vorkommt, aus welchem die Indianer und Canadier die unter ihnen üblichen Pfeifenköpfe verfertigen. Hier ist ein kleiner Handelsposten, aber sie hielten, um keine Zeit zu verlieren, an demselben ebenso wenig an, als an denjenigen, welche an den vorerwähnten kleinen Seeen liegen. Kein Theil ihrer ganzen Fahrt dünkte ihnen lieblicher, als die den romantischen Elchfluß hinab.

Sie fanden hier frische Lebensmittel in Menge, sowohl im Strome selbst, als an dessen Ufern. Der Fluß wimmelte von schönen Lachsforellen (Salmen) und von jenen silberfarbenen merkwürdigen Süßwasserstockfisch (Hyodon), welcher bei den Pelzhändlern und Jägern unter dem Namen Doré bekannt ist. Sie schossen nicht nur Fische, sondern auch Enten und Gänse, und ein Braten von einem dieser Vögel war bei ihnen eine sehr alltägliche Kost. Von Gänsen trafen sie mehrere Arten, z. B. Schneegänse (Anser hyperboraeus), die ihren Namen dem blendendweißen Gefieder, Lachgänse (Bläßgans, Anser albifrons), die diesen Namen ihrem eigenthümlichen Geschrei verdanken, welches dem Gelächter eines Menschen gleicht. Die Indianer locken diese Gänse

dadurch an, daß sie sich mehrmals mit der flachen Hand leicht auf den Mund schlagen, während sie anhaltend die Sylbe Wah aussprechen. Auch die sogenannte Brent- oder die canadische oder Halsband-Gans (Anser canadensis) bekamen sie zu Gesicht, die die eigentliche wilde Gans ist; ferner eine derselben ziemlich ähnliche, die sogenannte weißwangige Polargans (auch Bernakelgans, Anser leucopsis, Bernicla leucopsis). Von Lucian erfuhren sie, daß außerdem noch mehrere andere kleinere Arten von Gänsen diese nördlichen Länder Amerika's bewohnen, und daß diese werthvollen Vögel für die Bewohner der Pelzregion während mehrerer Monate des Jahres vom größten Interesse sind, denn sie müssen ganzen Indianerstämmen das Leben fristen.



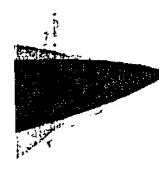
Unter den verschiedenen hier einheimischen Entenarten war es besonders Eine, welche unseren jungen Reisenden seither noch nicht aufgestoßen war und nach welcher sie sich daher jeden Tag auf das Emsigste umsahen. Dies war jene kleine aber vielberühmte Ente, welche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unter dem Namen Segeltuchrücken (canvass-back) bei allen Feinschmeckern im höchsten Ansehen steht. Keiner von unseren vier Reisenden hatte diese Ente jemals verspeist, da sie in Louisiana gar nicht bekannt ist, sondern nur an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten ungefähr zwischen dem 40. und 55.° nördlicher Breite vorkommt. Norman dagegen hatte von Jägern gehört, daß sie auch in den Felsengebirgen getroffen werde, wo sie brüten sollte, sowie in mehreren anderen Theilen der Pelzregion, und unsere jungen Abenteurer hofften sie nun auch in den Gewässern des Atabasco anzutreffen. Lucian war natürlich mit ihrer Lebensweise und Naturgeschichte, mit ihrer „Biographie", wenn ich so sagen darf, wohl vertraut und hätte sie auf den ersten Blick erkannt; er war daher gerne erbötig, seinen Gefährten, während sie so in ihrem Kahne ruhig dahin glitten, Einiges zum Besten zu geben, nicht

nur über diese besondere Art, sondern über das ganze Geschlecht der Enten im Allgemeinen.

„Die Sellerie-Ente, wie wir sie nennen wollen, weil die Naturforscher sie beinahe ebenso heißen, nämlich Aythya vallisneria", hub Lucian an, — „ist vielleicht unter allen Entenarten Nordamerika's am berühmtesten und am höchsten geschätzt, und zwar wegen des außerordentlichen Wohlgeschmacks ihres Fleisches, welches die Feinschmecker jedem anderen Federwilde vorziehen. Es ist keine große Ente, denn ein sehr starker Vogel wiegt kaum drei Pfund, und ihr Gefieder steht an Schönheit der Farbe und des Glanzes weit hinter demjenigen vieler anderen Entenarten zurück. Der Kopf ist dunkelröthlich- oder kastanienbraun, die Brust (der Spiegel) glänzend schwarz, der größte Theil des Körpers dagegen von einer gräulichen Färbung, welche aber bei näherer Betrachtung ergiebt, daß sie von einem weißlichen Grunde herrührt, der sehr zart und hübsch mit schwarzen Zickzacklinien gesprenkelt ist. Diese ein- und ausspringenden Winkel der Zeichnung und die eigenthümliche Färbung haben einige Aehnlichkeit mit dem Aussehen und der Textur vom gewöhnlichen Canvaß oder Segeltuch, woher die Ente vermuthlich im gemeinen Leben ihren bezeichnenden Namen erhalten hat, obschon über dessen Ursprung noch einiges Dunkel liegt. An Farbe gleicht sie ziemlich genau unserer europäischen Reiherente (Anas fuligula) und noch mehr der sogenannten Tafelente (Anas ferina), welche sowohl im nördlichen Deutschland, als auch im übrigen Norden Europa's wie Amerika's vorkommen; die Aehnlichkeit ist so groß, daß man sie aus einiger Entfernung leicht mit einander verwechseln kann. Auch findet man die Tafelente stets mit der Sellerie-Ente beisammen, wie denn jene häufig von den Wildprethändlern für diese ausgegeben wird. Ein Naturkundiger vermag jedoch beide leicht an ihren Schnäbeln und Augen von einander zu unterscheiden: die Sellerie-Ente hat nämlich rothe Augen und einen

grünlichschwarzen, beinahe ganz geraden Schnabel; bei der Tafelente dagegen sind die Augen orangegelb, der Schnabel bläulich und an seinem obersten Theile concav.

Ihren Namen Sellerie-Ente hat sie von ihrer Lieblingskost, der Wurzel des sogenannten Aal- oder Bindfadengrases, einer bekannten Wasserpflanze, die man heutzutage in allen den hübschen kleinen Aquarien sieht, woran die Damen gegenwärtig in ihren Salons Naturgeschichte studiren wollen. Diese Wasserpflanze, zu der Familie der Hydrochariden gehörig, heißt bei den Gelehrten Valisneria spiralis, nach einem berühmten italienischen Botaniker Antonio Valisneri, bei den gewöhnlichen Leuten Wassersellerie, weil ihre Wurzel an Aussehen und Geschmack unserer Gartensellerie ähnelt. Sie wächst in allen langsamfließenden Strömen Nordamerika's und sogar auch an seichten Stellen der Küste, namentlich da, wo das Wasser vom Einmünden der Flüsse nur halb salzig, brackisch ist; der Standort, wo die Pflanze vorkommt, ist das Wasser von drei bis fünf Fuß Tiefe, und die Pflanze selbst ragt bis zur Höhe von zwei Fuß oder darüber mit ihren dunkelgrünen grasähnlichen Blättern aus dem Wasser. Die Wurzeln sind weiß und saftig und stecken ziemlich lose in dem Schlamm oder Sand der Flüsse und Altwässer. Von diesen Wurzeln nun nährt sich die Sellerie-Ente beinahe ausschließlich, und sie geben dem Fleische dieser Entenart seinen eigenthümlichen und feinen Wohlgeschmack. Wo nur immer die Valisneria in Menge vorkommt, z. B. in der Chesapeake-Bucht bei Philadelphia und in einigen großen Flüssen Nordamerika's, z. B. dem Hudson, da findet man auch die Sellerie-Ente in Menge, während sie an anderen Orten kaum vorkommt. Die Sellerie-Ente frißt die Blätter der Valisneria nicht, sondern nur die weichen weißen Wurzeln, nach denen sie mit großer Gewandtheit untertaucht, und die sie geschickt auszuraufen weiß; hat sie sodann die Wurzel vom Stengel und den Blättern abgetrennt,

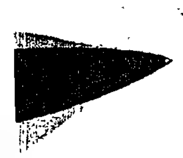


so läßt sie diese auf dem Wasser davon treiben, und daher werden an allen Stellen, wo diese Enten vorkommen, große Mengen solches losgerissenen und zusammengetriebenen Aalgrases als Strandgut vom Winde an's Ufer getrieben. — Die Jagd der Sellerie-Ente bietet für viele Hunderte von Schützen, die um die Chesapeak-Bucht herum wohnen, eine stehende Wohlstandsquelle; denn diese Entenart wird auf den Märkten der großen amerikanischen Städte sehr gut bezahlt und kommt beinahe nur auf die Tafeln der reichen Feinschmecker. . . ."

Der Kahn bog in diesem Augenblicke um eine Krümmung, und der Fluß breitete sich vor den Augen unserer jungen Jäger zu einer weiten, beinahe seeartigen Fläche aus. Diese bemerkten, daß hier auf der einen Seite ein anderer Fluß mit sehr unbedeutender Strömung einmündete, und vor der Mündung desselben erschien und verbreitete sich eine gute Strecke weit in das Fahrwasser des größeren Flusses herein ein grünes Geröhricht von binsenartigem Wassergras oder Schilf. Nahe bei dem Rande dieses Geröhrichts und an dessen minder dichten Stellen sah man einen großen Flug Wassergeflügel tauchen und äsen. Die Vögel waren sehr klein und offenbar Enten, allein die Entfernung war noch zu groß, als daß die jungen Leute hätten ermitteln können, was für einer Art diese Enten angehörten. Ein einziger großer Schwan — ein Trompeterschwan — schwamm auf dem Wasser zwischen den Enten und dem Ufer und näherte sich allmählich den ersteren. Franz lud alsbald den einen Lauf seiner Doppelflinte mit Rehposten, und Basil sah nach seiner Büchse. An die Enten dachte Keiner: nur dem Schwan galt die Verfolgung. Lucian nahm sein Fernrohr heraus und begann den Entenschwarm zu beobachten. Es war den vier Reisenden gar nicht darum zu thun, das Federwild mit besonderer Vorsicht zu beschleichen, denn es war ihnen fast gleichgültig, ob sie zum Schusse kamen oder nicht, und sie ließen daher den Kahn nur

langsam auf die Vögel zutreiben. Ein Ausruf von Lucian aber veranlaßte sie, ihre Taktik zu verändern. Er hieß sie nämlich plötzlich den Kahn anhalten und theilte ihnen mit, daß die Vögel vor ihnen gerade diejenige Art seien, von der er so eben gesprochen hatte, nämlich Sellerie-Enten; er sei nach ihrer Größe, Farbe und Gestalt und ihren eigenthümlichen Bewegungen dessen ganz gewiß.

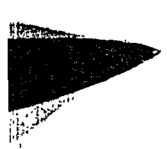
Diese Nachricht rief von Neuem einige Aufregung hervor, denn alle Vier wollten auch einmal nicht nur Sellerie-Enten schießen, sondern auch essen. Es galt daher zunächst, sie zu erlegen. Alle wußten, daß diese Entenart weitaus das scheueste Federvieh ist, und zwar so sehr, daß man sie nur mit größter Mühe und List beschleichen kann. Sogar wenn sie äsen und gründeln, sollen sie Vorposten und Schildwachen ausstellen. Ob dies wahr ist oder nicht, lassen wir dahingestellt sein; aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß niemals Alle zusammen untertauchen, sondern immer einige über dem Wasser bleiben und anscheinend Wache halten, während die Anderen drunten sind. Man mußte daher auf eine List bedacht sein, um sich denselben zu nähern, und Norman machte einen Vorschlag, den die Anderen sehr annehmbar fanden; er bestand darin, Baumzweige um die Seiten des Kahns herumzuhängen und zu binden, um sowohl das Fahrzeug als diejenigen zu verstecken, welche darin saßen. Der Kahn ward daher sogleich an's Ufer gerudert, wo man dichtbelaubte Zweige und Aeste abhieb und am Rande des Kahns befestigte; dann stiegen unsere Jäger wieder ein, duckten sich so viel wie möglich nieder und ruderten leise und sachte nach den Enten hin. Die Büchsen wurden bei Seite gelegt, da sie bei solchem Wilde nur von geringem Nutzen waren. Franz allein mit seiner Doppelflinte konnte hier Etwas ausrichten; er legte sich daher vorn im Buge mit schußfertigem Gewehr auf den Boden nieder, während die Anderen sich nur mit der Steuerung des Nachens befaßten. Die Rehposten waren ausgezogen und durch kleines Schrot



ersetzt worden, und um den Schwan kümmerte sich jetzt Niemand mehr.

In ungefähr einer Viertelstunde kam das Canoe, das langsam am Rande des Geröhrichts von wilder Sellerie hinglitt, der Stelle nahe, wo die Enten sich herumtummelten, und unsere jungen Jäger konnten nun durch die belaubten Zweige hindurch deutlich die äsenden Vögel bei einander sehen. Sie bemerkten, daß es nicht lauter Sellerie-Enten, sondern Enten von dreierlei Arten waren, die aber Alle neben einanderästen. Außer den Sellerie-Enten war nämlich noch eine zweite da, die Etwas größer, aber an Zeichnung und Gefieder jener ziemlich ähnlich war, nämlich die Rothkopf- oder amerikanische Tafel-Ente, — und eine dritte, welche von den beiden vorerwähnten ganz verschieden war. Bei letzterer Art war der Kopf ebenfalls von rothbrauner, jedoch hellerer Farbe und mit einem weißen Streifen gezeichnet, der von der Schnabelwurzel über die Krone des Kopfes hinlief. An diesem Kennzeichen sah Lucian alsbald, daß es die Pfeif-Ente (Anas penelope, A. americana) war. Das Seltsamste aller, was unseren Jägern an dem Benehmen dieser Enten auffiel, war das sonderbare Einvernehmen, worin diese drei Arten gegenseitig standen. Die Pfeif-Enten sicherten sich nämlich ihren Unterhalt offenbar nur durch ein regelmäßiges Raub- und Plünderungssystem, das sie gegen die Sellerie-Enten beobachteten. Die letzteren nähren sich, wie schon erwähnt, nur von den Wurzeln der Valisnerien, und um diese zu bekommen, müssen sie nicht nur vier bis fünf Fuß tief untertauchen, sondern auch eine Weile am Grunde zubringen, bis sie die Wurzel ausgerauft haben. Nun ist aber die Pfeif-Ente ebenso lüstern nach der Wurzel der Valisneria, als die Sellerie-Ente, besitzt jedoch nicht das Vermögen, unterzutauchen, und „gründelt" nur aus Scherz oder wenn sie sich waschen will, kann sich also die gerne gesehenen Wurzeln nicht verschaffen. Sie nimmt daher zu folgender List ihre Zuflucht:

sie setzt sich so nahe, als es nur immer mit ihrer Sicherheit verträglich ist, zu der Sellerie-Ente und lauert, bis diese ihren Purzelbaum macht und untertaucht, dann schwimmt die Pfeif-Ente rasch herzu, um ganz bei der Hand zu sein, hält dann wieder inne und hat ein wachsames Auge über die ganze Oberfläche des Wassers. Sie weiß genau, wo die Sellerie-Ente gerade an der Arbeit ist, da sie die Blätter der Pflanze, woran diese eben rauft und rüttelt, sich über dem Wasser bewegen sieht. Diese verschwinden endlich unter dem Wasser, weil sie mit der ausgezogenen Wurzel umgerissen werden, und beinahe im selben Augenblicke taucht die Sellerie-Ente wieder über das Wasser empor und hält die Wurzel zwischen ihren Kinnladen. Diesen Moment nun ersieht sich die behende listige Pfeif-Ente, die genau den Ort ermessen wird, wo die Sellerie-Ente wieder auftauchen muß; bevor diese die Augen öffnen oder das Wasser von den Lidern abschütteln kann, schnappt die Pfeif-Ente nach dem saftigen Bissen, den jene im Schnabel hielt, und macht sich mit demselben davon. Zuweilen entsteht hieraus ein Zank und Streit; allein die Pfeif-Ente, die wohl weiß, daß sie der kleinere und schwächere Vogel ist, giebt gewöhnlich Fersengeld und rettet ihre Beute durch ihre größere Behendigkeit. Die Sellerie-Ente dagegen, welche ebenfalls weiß, daß die Pfeif-Ente auf dem Wasser schneller ist als sie, legt sich nur selten auf die Verfolgung der Räuberin, sondern blickt zwar mit einem gewissen Aerger und Bedauern der geraubten Kost nach, tröstet sich dann aber mit dem Gedanken, daß drunten ja noch mehr zu finden sei; sie schlägt daher gelassen ihren Purzelbaum und taucht wieder auf den Grund hinunter.



Die rothköpfige Tafel-Ente kümmert sich nur wenig um die beiden anderen, denn sie begnügt sich mit den Blättern und Stengeln, welche jeder Zeit in Menge auf dem Wasser treiben, zu ihrer Beköstigung.

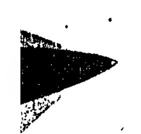
Als der Kahn dem Federwild näher kam, beobachteten unsere

vier jungen Jäger das seltsame Treiben dieser Vögel mit besonderem Interesse. Sie sahen überdem, daß der Trompeter-Schwan ganz unter den Enten angelangt war, die sich gar nicht um ihn zu bekümmern schienen. Lucian aber ward doch überrascht durch irgend ein ungewöhnliches Etwas im Aussehen des Schwans. Sein Gefieder schien gesträubt und aufgerichtet, und er schwamm steif und in einer unnatürlichen Weise umher, bewegte den Hals nach keiner Seite, sondern hielt den Kopf nur vornübergebeugt, bis sein Schnabel beinahe das Wasser berührte — ganz in der Stellung, welche diese Vögel annehmen, wenn sie etwas an der Oberfläche des Wassers äsen. Lucian äußerte jedoch hierüber Nichts gegen seine Gefährten, weil Alle schwiegen, um die Enten nicht zu erschrecken; allein auch Basil und Norman hatten das seltsame Benehmen und Aussehen des Trompeter-Schwans bemerkt. Nur Franz war dieses entgangen, weil er nur für die Enten Auge und Ohr hatte.

In noch größerer Nähe nahmen zuerst Lucian, dann auch Norman und Basil noch etwas Anderes wahr, das sie befremdete. So oft nämlich der Schwan sich einer der Enten näherte, verschwand diese plötzlich unter dem Wasser. Anfangs glaubten die drei Jünglinge, die Enten tauchten nur unter, um dem Schwane aus dem Wege zu gehen, allein sie überzeugten sich bald, daß dieses Verschwinden der Vögel Nichts mit dem Ueberpurzeln derer gemein hatte, welche nach den Wurzeln tauchten, und überdem tauchte keine von denjenigen wieder auf, die in der Nähe des Schwans verschwunden waren!

Es lag etwas sehr Seltsames in diesem ganzen Gebahren, und die vier Jünglinge wollten so eben ihre Gedanken hierüber gegen einander austauschen, als der doppelte Knall von Franzens Flinte ihnen diese Sache auf einen Augenblick aus dem Kopfe trieb. Alle Drei erhoben sich und blickten über die Zweige, um zu sehen, wie

viel Sellerie-Enten erlegt worden seien. Man sah deren mehrere todt umhertreiben oder verwundet an der Oberfläche hinflattern, allein Keiner zählte sie, denn den überraschten Sinnen Aller bot sich plötzlich ein seltsamer, ja sogar schrecklicher Gegenstand dar. War das Benehmen des Schwans zuvor schon seltsam erschienen, so war es jetzt doppelt auffallend. Anstatt nach dem Schuß davon zu fliegen, wie Alle erwartet hatten, tanzte und hüpfte nämlich der Schwan jetzt auf dem Wasser herum und stieß ein lautes Geschrei aus, das eher einer menschlichen Stimme, als irgend einem andern Tone glich. Dann erhob er sich plötzlich wie in die Luft geworfen und fiel in einiger Entfernung auf den Rücken, während man an seiner Stelle einen dunklen runden Gegenstand durch das Wasser sich bewegen und unter demselben lauten Geschrei, wie von einer Menschenstimme, dem Ufer zueilen sah.



Dieser dunkle Gegenstand war kein anderer, als der Rumpf einer menschlichen Gestalt; als der Fluß gegen das Ufer hin seichter wurde, stieg diese Menschengestalt immer weiter aus dem Wasser herauf, bis die jungen Jäger den glänzenden Hals und die nackten Schultern eines wettergebräunten kupferfarbenen Indianers unterscheiden konnten. Nun war Alles erklärt: der Indianer war auf dem Entenfang gewesen und hatte sich der ausgestopften Haut des Schwans als Maske und Versteck bedient; daher die wunderlichen Bewegungen des Schwans; er hatte, versteckt, wie er war, den Kahn nicht eher wahrgenommen, als bis der zwiefache laute Knall der Doppelflinte ihn aus seiner Beschäftigung aufgeschreckt hatte. Dies und die Köpfe und weißen Gesichter der jungen Jäger, welche über die Zweige hervorblickten, hatten ihm noch einen weit größern Schrecken eingejagt, als er ihnen. Vielleicht waren sie die ersten weißen Menschen, die ersten „bleichen Gesichter," die er zu sehen bekam; jedenfalls aber war er unbeschreiblich erschrocken, denn als er das Ufer erreichte, blieb er nicht stehen, sondern rannte tief in den

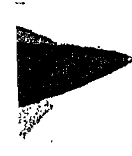
Wald hinein und heulte und schrie, als ob ihn der leibhaftige Gottseibeiuns selber am Kragen hätte.

Die Reisenden fischten aus Neugierde die Schwanenhaut auf und fanden an derselben einen Lederriemen befestigt, worin schon wenigstens zwanzig Enten mit umgedrehtem Halse steckten, welche der Indianer bereits auf seine Weise erlegt hatte. Da auch Franz ein halbes Dutzend erlegt, so hatten sie nun einen reichen Vorrath an Federwild, warfen daher die Baumzweige in's Wasser und griffen zu den Rudern, so daß das leichte Fahrzeug bald wie ein Pfeil hinunterglitt.

Lucian nahm jetzt seine Schilderung der in Amerika heimischen Entenarten wieder auf. — „Die Gewässer von Nordamerika allein haben mehr als zwei Dutzend Entenarten aufzuweisen, welche von den Systematikern in nicht weniger als achtzehn Genera getheilt worden sind. Da nun aber bekanntlich die Lebensweise dieser sämmtlichen achtzehn Entenarten beinahe nicht mehr von einander abweicht, als diejenige von zwei verschiedenen Hunderacen, so fragt man billig, ob es nicht leichter wäre, Alles zu lernen, was man nur über alle Enten der ganzen Schöpfung weiß, als die achtzehn lateinischen oder griechischen Namen zu behalten, welche die Gelehrten diesen achtzehn Arten gegeben haben? Wozu also diese Schwerfälligkeit der Gelehrten? Allerdings gleichen sich die Enten nicht in allen Stücken; die Einen sind z. B. lieber im Wasser, als die Anderen; die Einen nähren sich fast ausschließlich von Pflanzenkost, Andere von kleinen Fischen, Insecten, Krustern u. s. w. Etliche leben ganz im Meere, Andere suchen sich ihren Aufenthalt an Süßwasser-Seeen und Flüssen, während wieder Andere sowohl im Meere als im Süßwasser vorkommen. Einige lieben die offenen Wellen, Andere den schilfigen Sumpf, während eine oder zwei Arten sogar auf Bäumen nisten und ihr Nest in hohle Stämme bauen. Trotz alledem aber stimmen die verschiedenen Arten so sehr

in Aussehen und Lebensweise überein, daß meines Bedünkens die Stubengelehrten unter den Naturforschern mit ihrer verwickelten Eintheilung nur Wenig oder gar Nichts an der Anordnung jenes echten Naturforschers Wilson verbessert haben, der als ein armer schottischer Auswanderer mit einer leeren Jagdtasche und geladenen Flinte das halbe Festland von Nordamerika durchwanderte und über die amerikanischen Vögel weit mehr originelle Kunde sammelte, als alle seine Nachbeter. Er schilderte die Enten Nordamerika's unter dem Einen Familiennamen Anas und beschrieb sie meines Erachtens auf eine solch verständige und anschauliche Weise, daß ihn seither kein Anderer hierin erreicht hat, — selbst nicht der berühmte Audubon, welcher doch auch seine großen Verdienste um die Kunde der Thierwelt Nordamerika's hat.

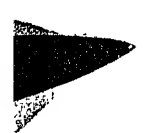
„Das Wassergeflügel Nordamerika's," fuhr Lucian fort, — „nämlich die Schwäne, Gänse und Enten, sind für die Pelzregion, in welcher wir nun reisen, von höchster Wichtigkeit. Sie liefern in manchen Gegenden zu gewissen Jahreszeiten beinahe das einzige Nahrungsmittel, das man sich hier verschaffen kann. Sie sind lauter Zugvögel, — d. h. sie ziehen Alle südwärts, wenn zur Winterszeit die Flüsse und Seeen im Norden eingefroren sind; allein zur Sommerszeit kehren sie immer weiter nach dem Norden zurück, um dort zu brüten. Dies thun sie vermuthlich darum, weil diese wilden Einöden des Nordens sowohl während der Brutzeit, als während der darauf folgenden Mauser weit mehr Sicherheit bieten. Uebrigens mag dies nicht der einzige Grund sein, denn es giebt meines Bedünkens auch in den südlicheren Breiten Nordamerika's genug wilde, unbewohnte Territorien, welche dennoch im Frühjahre von diesen wieder nordwärts ziehenden Vögeln verlassen werden. Für die nördlichen Gegenden sind sie bei ihrer Ankunft die willkommenen Boten des Frühlings und verbreiten unter den wandernden Jägern des Nordens ungefähr dieselbe Freude, wie sie unter dem



Landvolk eines milderen Klimas die Erntezeit oder die der Weinlese erregen. Die Indianer und Jäger im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie erlegen Tausende und aber Tausende von Schwänen, Enten und Gänsen und verzehren dieselben nicht nur als frisch erlegtes Wild, sondern auch eingepökelt und eingesalzen, in welchem Zustande sie einen trefflichen Proviant für den Winter abgeben, wenn kein frisches Federwild mehr zu bekommen ist. Sowohl die indianischen als die weißen Jäger bieten natürlich ihre ganze Kunstfertigkeit auf, um dieses Federwild zu erlegen oder zu fangen, und sie haben hierzu eine Menge Hilfsmittel, um sie in Schlingen und Schleifen, mit der Lockente, mit Netzen und Lauben zu fangen oder zum Schuß zu bringen. Allein Vetter Norman kann Euch diese Kunstgriffe besser schildern als ich und ist vielleicht so freundlich, uns seine Erfahrungen hierüber zum Besten zu geben!"

„Recht gerne," sagte Norman und nahm unverzüglich das Wort. „Die Indianer fangen die Enten meistens in Schlingen und Schleifen. Ihre gewöhnliche Art des Entenfangs besteht in der Herstellung einer Anzahl Hecken oder Zäunen von Weidengerten, welche vom Ufer eines Sees oder Flusses rechtwinklich in's Wasser hineingebaut werden. Diese Zäune sind zwei oder drei Armlängen auseinander, und je zwischen zweien befindet sich natürlich ein offener Raum, in welchen die Vögel hineinschwimmen, wenn sie sich des Aesens wegen nach dem Ufer wenden. In diese offenen Räume nun werden die Schlingen gestellt und so fest an einen in den Boden eingerammten Pfosten oder Pfahl angebunden, daß die Vögel, die sich in den Schlingen fangen — gleichviel ob Enten, Gänse oder Schwäne — nicht im Stande sind, ihn herauszureißen. Um die Schlinge in der gehörigen Lage und Stellung zu erhalten, ist sie mit feinen dünnen Grashalmen an die Gerten und Ruthen des Zauns angebunden, die natürlich augenblicklich nachgeben, sobald der Vogel sich verfangen hat. Die Schlingen sind aus Hirschsehnen

verfertigt, die wie starker Bindfaden zusammengedreht werden, zuweilen auch aus Riemchen von sogenanntem Hirschpergament, d. h. aus Hirschhaut, welche blos getrocknet und nicht loh- oder sämischgahr gegerbt worden ist. Die Herstellung der Zäune macht übrigens die meiste Mühe, denn bisweilen ist das geeignete Holz hierzu nicht leicht zu bekommen, und selbst wenn es in Menge vorhanden, ist es nicht leicht, die Gerten in den Grund einzutreiben und untereinander zu verflechten, während man in einem so schwankenden und zerbrechlichen Fahrzeug sitzt, wie ein Kahn aus Birkenrinde ist. Zuweilen ist gerade in denjenigen Flüssen, wo das Wassergeflügel am häufigsten, die Strömung sehr stark und steigert noch die Schwierigkeiten der Herstellung eines solchen Zaunes. Wo Seeen oder Flüsse seicht sind, da macht sich die Sache allerdings leichter, und ich habe kleine Seeen und Flüsse gesehen, welche auf diese Weise von einem Ufer zum andern eingefriedigt waren. Auf großen Seeen würde dies nicht nöthig sein, da die Mehrzahl des Wassergeflügels — wie Schwäne und Gänse und alle diejenigen Entenarten, welche nicht zu den eigentlichen Tauchern gehören — des Aesens wegen an's Ufer kommen, und daher mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, ihrer in der Nähe des Ufers als auf offenem Wasser habhaft zu werden.



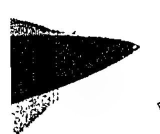
„Die Indianer fangen diese Vögel zuweilen auf dem Nest mit Schlingen und waschen stets ihre Hände, bevor sie eine Schlinge legen. Sie bilden sich nämlich ein — ob mit Recht oder irrthümlich, lasse ich ununtersucht — die Vögel wittern die Schlinge, wenn Derjenige, der sie stellt, nicht reine Hände habe, und sie scheuen sich alsdann hineinzugehen. Alle Vögel, welche auf dem Boden nisten, sollen ferner die Gewohnheit haben, stets nur von Einer Seite her in's Nest hinein- und auf der entgegengesetzten aus demselben herauszusteigen; daher pflegen die Indianer ihre Schlingen an derjenigen Seite anzubringen, wo der Vogel in's Nest steigt, weil er hier-

durch nicht nur sicherer, sondern auch um einige Stunden früher gefangen werden soll.

„Außer dem Fange mit Schlingen," fuhr Norman fort — „haben die Indianer für das Wassergeflügel auch noch den Fang mit Netzen und auch wohl mit Angeln, welche mit irgend einem Gegenstande beködert sind, den der Vogel gerne frißt. Sie schießen sie auch nach Art der weißen Jäger und unter Anwendung aller möglichen Listen; z. B. legt sich der indianische Schütze an irgend einer Stelle in den Hinterhalt, wo Enten gerne einfallen, und lockt sie durch einige hölzerne oder ausgestopfte Enten herbei, die er hier schwimmen läßt. Manchmal bestecken die Indianer ihren Kahn auch mit Laubwerk und rudern sachte an einen Flug Enten heran, wo dann eine um die andere mit Pfeil und Bogen weggeschossen wird. Zur Zeit der Mauser sucht man sie auch wohl im Geröhricht auf und schlägt sie mit Stöcken todt. Die Schwäne entkommen aber bei dieser Art von Verfolgung leicht; denn sie können vermittelst ihrer starken Schwingen und großen Schwimmfüße weit schneller über die Wasserfläche hinsegeln, als ein Kahn zu rudern vermag, und es ist überhaupt nicht rathsam, einem ausgewachsenen Schwan allzudicht auf den Leib zu rücken, da er dem unbesonnenen Verfolger mit seinem Flügel einen gefährlichen Schlag versetzen kann. Ich habe noch von manchen anderen Listen gehört, deren sich die Indianer von verschiedenen Stämmen bedienen sollen; allein ich habe nur diejenigen aus eigener Erfahrung kennen gelernt, die ich Euch so eben geschildert habe, und diejenige, welche wir vorhin selber mit ansahen."

Norman war ein einfacher, praktischer Bursche, der nicht gerne von Dingen sprach, mit denen er nicht vollkommen vertraut war. Lucian nahm nun die Unterhaltung wieder auf und gab noch einige weitere Belehrungen über die gemeinnützigsten unter den verschiedenen amerikanischen Entenarten.

„Eine der berühmtesten," sagte er, „ist die sogenannte Eider-Ente (Anas mollissima), deren Federn die bekannten und geschätzten Eiderdunen liefert. Dieser Flaum, womit man Kleider für die Reichen steppt und Betten füllt, ist so weich, elastisch und geschmeidig, daß man im Stande sein soll, eine Masse von drei Pfund Schwere auf die Größe einer Männerfaust zusammenzupressen, die man hernach nur wieder der Wärme auszusetzen braucht, um sie so auszudehnen, daß man damit ein Kissen von fünf Quadratfuß Raum ausfüllen kann. Man gewinnt den Flaum oder die Dunen gewöhnlich nur vom lebendigen Vogel, denn derjenige, welcher vom todten abgerupft wird, gilt für weit geringer und soll einen Theil seiner Elasticität verloren haben. Auch erhält man ihn dadurch, daß man ihn in Abwesenheit der Vögel aus ihrem Neste nimmt, denn das Weibchen füttert dieses stets mit dem Flaum aus, den es sich aus der eigenen Brust ausgerauft hat. Ist diese Auspolsterung des Nestes durch einen der Dunensammler gestohlen worden, so rupft sich das Weibchen von Neuem und setzt sein Nest wieder in den Stand. Wird auch diese zweite Portion geholt, so soll das Männchen sich die erforderliche Menge Dunen ausraufen, um das Nest wieder in Stand zu setzen. Falls aber auch dieser Vorrath wieder gestohlen wird, so sollen die Vögel das Nest gewöhnlich verlassen, um nie wieder zu demselben zurückzukehren. In jedem Nest findet man ungefähr soviel Eiderdunen, um damit einen Männerhut füllen zu können, und doch wiegt diese Menge kaum sechs Loth.



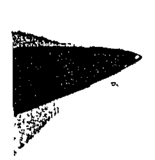
„Die Eiderente hat ungefähr die Größe des gewöhnlichen wilden Enterichs, ist unten am Leibe schwarz, auf dem Rücken, am Hals und an den Schultern aber gelblichweiß, Stirn und Krone des Kopfes sind grünlichschwarz. Sie gehört zu den Meerenten oder Fuliguläe, wie die Naturforscher sie nennen, und man trifft sie selten im süßen Wasser. Sie nährt sich vorzugsweise von den

Nacktschnecken und schaallosen Weichthieren, die in den Polarmeeren so häufig sind, und ihr Fleisch wird höchstens nur von den Grönländern mit Appetit verspeist. Bei allen Wasservögeln des Meeres, nämlich den Steißfüßen, Polartauchern, Sägegänsen und all jenen Entenarten, deren Schnäbel mehr in einer Spitze endigen, findet man, daß das Fleisch einen widerlichen thranigen und dumpfigen Geschmack hat und auch ziemlich unverdaulich ist; deshalb werden sie auch nur von armen Leuten verspeist. Die Heimath der Eider-Enten sind die hohen Breiten gegen die Pole hin und namentlich die felsigen Küsten; in strengen Wintern kommt sie aber bis in die gemäßigte Zone herab und wird sowohl in den Vereinigten Staaten als in Deutschland nicht selten erlegt. Man hat schon manchmal den Vorschlag gemacht, die Eiderente zu zähmen und zum Hausthier zu machen; aber wenn ich nicht irre, sind die damit in Norwegen angestellten Versuche erfolglos geblieben, und man muß die Eiderdunen noch immer mit Lebensgefahr und unter den größten Wagnissen sammeln. Uebrigens kennt man dieses Gewerbe nur im Norden von Europa; in Amerika dagegen befassen sich weder Weiße noch Indianer mit diesem Dunensammeln.

„Eine andere, in den höheren Breiten beider Continente ziemlich häufige Entenart ist die sogenannte Königseiderente (Anas spectabilis), die ihren Namen dem prächtigen Gefieder verdankt, welches sie trägt; sie hat beinahe dieselbe Lebensweise, wie die Eiderente und einen ebenso weichen und werthvollen Flaum, ist aber kleiner von Körper. Eine noch kleinere und wegen ihres schönen Gefieders bekannte Art ist die Harlekin-Ente (Anas histrionica), die den äußersten Norden der alten und neuen Welt bewohnt.

„Die schönste unter allen amerikanischen Arten — ja unter allen Enten der Welt, die chinesische Mandarinen-Ente ausgenommen — ist jedoch vielleicht die Brautente (Anas sponsa),

die bei den amerikanischen Jägern Wald- oder Sommerente heißt. Sie nistet in hohlen Baumstämmen und hockt bisweilen auf Aesten. Dabei ist sie eine Süßwasserente und gehört nicht dem hohen Norden, sondern mehr dem nördlichen Rande der gemäßigten Zone des nordamerikanischen Festlandes an, wo sie allein wild vorkommt. Da man sie aber sehr leicht zähmen kann und sie eine wahre Zierde jedes größeren Geflügelhofes ist, so sieht man sie auch häufig im zahmen Zustande in Europa, namentlich in den zoologischen Gärten. Ihr behendes Wesen und harmloses Betragen, ihr prächtiges Gefieder mit dem hübschen Federbusch am Hinterkopfe und ihre angenehme, klangvolle Stimme ziehen sogleich die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sie.



„Es würden sich noch mehrere andere amerikanische Entenarten anführen lassen, deren Schilderung interessant wäre; allein ich will Euch damit nicht ermüden, sondern nur einige wenige nennen, die sich durch wohlbekannte Eigenschaften auszeichnen. Da ist z. B. die Schellente, Anas clangula, so genannt von dem klingelnden Geräusche ihrer Schwingen beim Fluge; sodann die sogenannte Löffel-Ente, die ihren Namen von ihrem breiten Schnabel hat, und die Hexenente der Indianer, A. albeola, deren rasches und geschicktes Tauchen sie in der Schätzung der Rothhäute so hoch stellt, daß sie ihr einen gewissen Zauber beimessen, weil sie weder mit Bogen noch mit Feuergewehr leicht zu erlegen sei. Eine andere Ente, die schöne Eisente, A. glacialis, die lauteste und geschwätzigste unter dem ganzen Entengeschlecht, heißt bei den Indianern um ihres ewigen Schnatterns willen das „alte Weibchen," die „alte Squaw," bei den Pelzjägern und Voyageurs aber Caccawié, weil ihr Schrei diesen Sylben ähnelt; die Indianer vergleichen die letztere mit dem Schelten und Maulen eines ärgerlichen alten Weibes. Das Caccawié bildet bei den kanadischen Pelzhändlern den Rundreim

manchen hübschen Schifferliedes, das beim Rudern der Kähne die Echos der Wildniß weckt.

„Außer den aufgeführten Entenarten könnte ich noch mehrere Sippen anderer aufführen, welche in den Gewässern dieser Region theils Standvögel sind, theils nur auf dem Zuge vorkommen, z. B. die langschwänzige Ente, Harelda glacialis, die verschiedenen Reiherenten, die seltene und schöne Rothente, Anas rubida, die grauköpfige Ente der Hudsonsbay, die Sammetente und Trauer-Ente, die Tauchenten u. a. m.; allein die letzteren, welche im Wasser nur langsam schwimmen, trefflich tauchen und fliegen, jedoch sehr schlecht gehen und sich durch einen spitzen gezähnelten Schnabel auszeichnen, bilden eine eigene Gattung, die Sägetaucher, von denen vier verschiedene Arten in Nordamerika bekannt sind! Doch nun genug von diesem Gegenstande!“

„Basta!“ rief Franz; „mich dünkt es nun auch genug, denn es ist mir zuletzt beinahe langweilig geworden!“

„Der Tag geht schnell zu Ende,“ sagte Norman; „laßt uns nun an unser Nachtquartier denken!“

XIV.

Der Würger und die Kolibris.

Die malerische Landschaft am Elchflusse schien ein Lieblingsaufenthalt der gefiederten Waldbewohner. Unsere jungen Pelzjäger sahen hier viele Arten von Vögeln, — sowohl solche, welche nur während der Sommerszeit in die Pelzregion wandern, als auch solche, welche hier selbst in den kalten trüben Wintertagen ihre

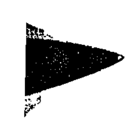
Heimath haben. Unter den ersteren bemerkten sie den schönen Blauvogel Wilson's (Sialia Wilsoni), der wegen seiner Harmlosigkeit in Nordamerika ebenso allbeliebt ist, wie bei uns das Rothkehlchen; auf dem Flusse sah man in raschem Fluge den schönen blauen Eisvogel und die purpurschillernde Mehlschwalbe (Hirundo urbica) sich in der Luft herumschwenken, während unter den grünen Blättern viele bunte Vögel sich tummelten: der virginische Kreuzschnabel oder Kardinal mit seinen hellscharlachrothen Flügeln, der geräuschvolle geschwätzige Blauhäher, Garrulus cristatus, der seltenere Kreuzschnabel, Loxia, mit seiner dunkel weinrothen Färbung und viele andere gleich schöne, welche entweder mit ihrer Stimme oder ihrem bunten Gefieder die Wälder belebten. Vor Allem aber bemerkten unsere jungen Jäger hier einen Vogel, der weder durch Schönheit des Gefieders noch durch eine angenehme Stimme sich auszeichnete, sondern der unsere jungen Freunde anderweitig höchlich interessirte. Sein Geschrei klang sogar unangenehm und eher wie das Kreischen einer rostigen Thürangel, als wie sonst irgend ein anderer denkbarer Laut. Der Vogel selbst hatte ungefähr die Größe einer Drossel und war oben hellgrau, unten weiß, auf den Flügeln schwärzlich gezeichnet. Sein Schnabel glich einigermaßen dem eines Habichts, seine Füße aber mehr denen des Spechts und die Zehen standen daran sozusagen übers Kreuz. Es waren weder die Farbe noch die Gestalt, noch der Gesang dieses Vogels, was unsere Reisenden interessirte, sondern vielmehr seine eigenthümlichen Gewohnheiten; sie hatten nämlich einmal an einer Stelle, wo sie während der heißen Mittagsstunden Rast machten, um sich etwas auszuruhen und zu erfrischen, eine treffliche Gelegenheit, jenen zu beobachten. Der Ort war ein kleines Eiland im Flusse, beinahe ganz mit Unterholz bedeckt, welches nur hier und da einige größere Bäume überragten. Das Gebüsch bestand aus verschiedenen Holzarten und Sträuchern; allein dicht an der Stelle, wo sie gelandet

hatten, befand sich ein großes Dickicht von Gaisblatt, das gerade in vollster Blüthe stand und die Luft mit seinem süßen Dufte schwängerte.

Während sie so dasaßen, entdeckte Franz mit seinem scharfen Auge die Anwesenheit einiger sehr kleinen Vögel, die unter den Blüthen herumflatterten. Die Anderen erkannten sie sogleich für Kolibris und zwar von jener niedlichen Art, welche der Naturforscher Rubinkehlchen (Trochilus colubris) nennt, weil die Männchen unter der Kehle einen Spiegel oder Fleck vom schönsten Weinroth haben, welcher in der Sonne im glorreichsten Feuer von Rubinen prangt. Der Rücken des Vögelchens ist von goldgrüner Farbe und dieses selbst der kleinste Zugvogel, welcher — mit einem seiner Verwandten, dem sogenannten Zimmt-Kolibri (Trochilus rufus) — bis in diese entlegene Region des Nordens heraufkommt. Der Zimmtkolibri wird jedoch nur auf der westlichen Seite des Felsengebirges so weit nach Norden getroffen und reicht dort sogar noch weiter, denn man hat ihn schon in den unwirthlichen und öden Geländen am Nootka-Sund (der Vancouver's-Insel, beinahe unter dem 50. Grad nördlicher Breite) getroffen. Eigentlich sind nur Mexico und die Tropenländer von Amerika der Lieblingsaufenthalt der Kolibris, und man glaubte lange, die Rubinkehlchen seien die einzigen von dieser winzigen Vogelgattung, die über das Gebiet von Mexico hinaus nach Norden zögen. Allein man hat neuerdings gefunden, daß außer diesem und dem Zimmtkolibri noch einige andere Kolibris alljährlich im Sommer ihren Ausflug nach den höheren Breiten des nordamerikanischen Festlandes machen.

Die Rubinkehlchen ziehen aber nicht nur bis in die Pelzregion, sondern brüten auch in Menge an den Ufern des Elchflusses, und gerade der Ort, wo unsere jungen Jäger jetzt lagerten, schien einer ihrer Lieblings-Brut- und Nistplätze, einer ihrer besuchtesten

Sommerstandorte zu sein. Während unsere Bekannten so dasaßen und diese kleinen Geschöpfe beobachteten, von welchen mehrere zwischen den Blüthen herumflatterten und sich vor denselben auf ihren Schwingen wiegten, wurde Aller Aufmerksamkeit auf die Bewegungen eines Vogels von ganz anderer Art hingelenkt. Es war derselbe Vogel, der seinem Aussehen nach zwischen einem Specht und einem Raubvogel mitten inne zu stehen schien. Er saß auf einem Baume unweit des Gaisblattgebüsches; aber je und je flog er von seinem Sitze auf, schoß vorwärts, schwirrte einige Augenblicke unter den Kolibris herum und flog dann wieder nach demselben Baume zurück.



Anfangs belauschten unsere jungen Freunde dieses Gebahren, ohne daß es ihre Neugierde erregte, denn es war ihnen nichts Neues, Vögel in dieser Weise geschäftig zu sehen. Häher, Elstern, verschiedene Vögel von der Gattung der Fliegenfänger (Muscicapae) haben ähnliche Gewohnheiten, und die Beschauer dachten anfänglich dabei an nichts Arges. Lucian hatte die Vögel jedoch aufmerksamer beobachtet und erklärte nun den Anderen, der größere Vogel jage den Kolibris nach, stoße auf sie und trage jedes Mal, wenn er in das Gaisblatt hinein fliege, einen der letzteren in seinen Fängen davon, und nur die Kleinheit der armen Opfer habe sie, die Jäger, vermuthlich seither gehindert, diese Thatsache wahrzunehmen. Unsere vier Reisenden achteten nun genauer auf den Vogel und mußten sich bald überzeugen, daß Lucian Recht habe, denn sie waren nun selbst Augenzeugen davon, wie der Vogel eines der Rubinkehlchen aus dem Blüthenkelche einer großen Blume herausholte. Darob gerieth denn Franz in eine lebhafte Entrüstung, griff sogleich nach seiner Doppelflinte und schlich sich nach dem Baume, wohin der Vogel, wie zuvor, sein Opfer getragen hatte. Dieser Baum war nicht allzuhoch und ein sogenannter Heuschreckenholz-Baum (Robinia pseud-acacia), welcher über und über mit

großen spitzen Dornen besetzt ist, wie wir es an der derselben Gattung angehörigen sogenannten Kugelakazie unserer Gärten sehen. Franz achtete aber hierauf nicht, sondern schlich sich, hinter das Unterholz geduckt, bis in die rechte Schußweite voran. Einen Augenblick zielte er, dann krachte der Schuß und warf den flatternden Vogel zum Tod getroffen herab. Franz sprang hinzu und hob seine Beute auf; an dem Vogel selbst war ihm wenig gelegen gewesen, aber Lucian wollte daran eine naturwissenschaftliche Untersuchung anstellen. Schon wollte Franz wieder nach dem Lager umkehren, als er durch Zufall einen Blick in den Akazienbaum hinauf warf und dort zu seinem nicht geringen Staunen einen für ihn ganz neuen Anblick hatte, der ihm einen Ausruf der Ueberraschung entlockte. Dieser lockte die Anderen herbei, und Franz zeigte ihnen nun einen einzelnen Zweig des Akazienbaumes, der überall in den Winkeln der Blattstiele mit starken Dornen besetzt war, und auf jedem dieser Dornen ein Rubinkehlchen, das hier gleichsam an die dornige Spitze angespießt war! Die armen Vögelchen waren natürlich todt, aber weder zerfetzt noch an ihrem Gefieder beschädigt; alle waren durch die Brust gespießt, den Rücken nach oben und so niedlich auf die Dornen gesteckt, als wäre es durch Menschenhand geschehen. Bei genauerer Untersuchung ergab sich sogar, daß auch noch andere kleine Geschöpfe außer den Kolibris, z. B. mehrere Heuschrecken, Spinnen und verschiedene Käfer und auf einem anderen Zweig zwei kleine Feldmäuse (Arvicolae) denselben grausamen Tod durch Anspießen hatten erleiden müssen.

Für Basil, Norman und Franz war die Sache ganz unerklärlich, allein Lucian begriff diese sonderbare Erscheinung wohl und wußte sie sich zu erklären. Er sagte den Anderen: alle diese Geschöpfe seien von dem Vogel, welchen Franz so eben geschossen, dort angesteckt worden, denn jener Vogel sei kein anderer, als der

sogenannte Würger oder Dorndreher, welcher gerade von jener seltsamen Gewohnheit seinen Namen hat. Dieser Vogel kommt in verschiedenen Arten über die ganze gemäßigte und einen Theil der kalten Zone auf der nördlichen Erdhalbkugel vor; bei uns in Deutschland ist er namentlich durch vier Arten vertreten, nämlich durch die sogenannte Kriekelster (Wächter, großer Würger, Lanius excubitor), den kleineren schwarzstirnigen (L. minor), den rothköpfigen (L. rufus) und den rothrückigen Würger (L. Collurio s. spinitorquus), welche sämmtlich dieselbe sonderbare Gewohnheit haben, ihren Fang anzuspießen, und Singvögel sind. In Amerika kommen in der Pelzregion ebenfalls verschiedene Arten vor, worunter jedoch der Schneewürger oder Fleischervogel (L. septentrionalis) und der Tyrann (L. tyrannus) die bekanntesten sind. Warum der muntere Vogel diese seltsame Gewohnheit hat, seine Beute in der Nähe seines Nestes anzuspießen, darüber sind die Naturkundigen noch sehr im Unklaren. Die Einen behaupten, er stecke die Spinnen und Käfer und andere Insekten nur in der Absicht an die Dornen, um damit die kleineren Vögel, die seine hauptsächliche Nahrung seien, näher zu sich heranzuziehen; allein dies kann unmöglich der Fall sein, denn der Würger frißt beinahe nur solche Vögel, welche keine Insektenfresser sind, außerdem verzehrt er selber die Heuschrecken, Heimchen und ähnliche Insekten sehr gerne und stellt selbst kleinen Eidechsen und anderen Reptilien nach. Da er nicht sonderlich flink fliegt, so ist eher anzunehmen, daß er bei Gelegenheit eines guten Fangs sich seine Beute nur anspießt, um immer eine gefüllte Speisekammer zu haben, und daß er besonders die kleinen Vögel nicht eher verzehrt, als bis sie in eine gewisse Stufe der Verwesung übergegangen sind, welche ihm vielleicht das Auswerfen ihrer Federn aus seinem Vormagen als sogenanntes Gewölle erleichtert; oder auch daß er durch dieses Anpfählen seine Beute vor den Angriffen von Erdameisen, Mäusen,

Ratten, Waschbären, Füchsen oder anderen Raubthieren sicher stellen will — gerade so wie ungefähr ein guter Koch sein Fleisch oder Wildpret in einem Speiseschrank aufhängt, damit es die Katzen nicht holen. Der dornige Akazienbaum wird auf diese Weise die Speisekammer des Würgers, worin er seinen überflüssigen Proviant für künftigen Gebrauch aufbewahrt, — gerade so wie wir es bei Krähen, Elstern, Hähern und anderen kleinen Raubvögeln bemerken, daß sie in Mauerritzen, hohlen Bäumen u. s. w. ihre geheimen Vorräthe von Proviant anlegen. Daß der Würger zuweilen seine Vorräthe im Stiche läßt, ohne zu ihnen zurückzukehren, ist kein Beweis gegen diese Theorie, denn dieselbe Gewohnheit kennen wir ja auch am Fuchs, am Hund und noch manchen anderen Raubthieren.

Sehr verwundert über die gemachte Beobachtung, kehrten die jungen Reisenden zu ihren Lagerfeuern zurück, brachen nach kurzer Zeit von ihrem Mittags-Rastort auf und schifften sich wieder in ihrem Kahne ein, um ihre Fahrt fortzusetzen.

XV.

Der Fischaar und sein Tyrann.

Einige Tage später begegnete unseren jungen Pelzjägern ein anderes Abenteuer, welches sie mit der Lebensweise eines sehr interessanten Vogels vertraut machte, nämlich des Fischaars, Falco halyaetos, den man in Nordamerika gewöhnlich Osprey nennt. Dieser Fischaar gehört zur Gattung der Falken und ist eine der größten Arten, denn er mißt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende zwei Fuß und klaftert mit ausgebreiteten Schwingen von einer Flügelspitze zur anderen die bedeutende Spanne von bei-

nahe sechs Fuß. Wie bei den meisten Falkenarten braun die Hauptfarbe des Gefieders ist, so ist auch der Fischaar auf dem Rücken dunkelbraun, an der Unterseite des Körpers grauweiß und hat am Schwanze sechs dunkle Querbinden. Die Wachshaut des Schnabels und der Füße ist graublau, die Iris der Augen orangegelb. Man findet ihn beinahe in allen nördlichen Ländern von Amerika und Europa, wo es nur immer fischreiche Gewässer giebt, denn seine ausschließliche Nahrung sind Fische. Uebrigens findet er sich häufiger an der Meeresküste, als im Binnenlande, obschon er auch die großen Seeen besucht, und in den centralen Theilen des Festlandes lebt, wann dort die Gewässer vom Eise frei sind. An schlammigen Flüssen findet man ihn nur selten, weil er hier weniger im Stande ist, seine Beute im Wasser zu erspähen. Als ein Zugvogel sucht er im Winter südlichere Gegenden und zumal die Küstenstriche des großen mexikanischen Meerbusens auf, wo man den Fischaar oft in großen Flügen fischen sieht. Im Frühjahr ziehen diese Vögel dann nordwärts und erscheinen längs der ganzen Küste des atlantischen Oceans, wo sie der Fischer willkommene Frühlingsboten sind und die bevorstehende Ankunft jener gewaltigen Züge von Häringen, Stockfischen, Elsen und anderen Fischen verkündigen, denen die Fischer mit Spannung entgegen sehen. Sie sind daher bei den Fischern so gerne gesehen, daß diese wissentlich und vorsätzlich nicht leicht einen Fischaar tödten, sondern denselben als eine Art Kollegen betrachten. Der Landmann dagegen zielt oft nach dem Fischaar, weil er ihn irrthümlich für den rothschwänzigen Busaar (Buteo borealis) oder einen anderen Falken hält, denn er gleicht mehreren von diesen aus einiger Entfernung. Sobald aber der Schütze seinen Irrthum wahrnimmt, so setzt er sogleich den Hahn seines Gewehrs in Ruhe und läßt den Fischaar ungekränkt entkommen, denn weit entfernt, dem Landmann zu schaden, nützt der Fischaar diesem noch dadurch, daß er alle kleineren Raubvögel, welche dem Hühnerhof



und Wassergeflügel des Landmannes gefährlich sind, aus dem ganzen Bereiche seines Standortes vertreibt, während er sich niemals am zahmen oder wilden Geflügel vergreift. Auf diese Art ist der Fischaar einer der sichersten und geschütztesten Vögel in ganz Amerika und kann während seiner Brütezeit unbelästigt auf den Bäumen über dem Häuschen des Fischers oder Landmannes horsten. Das Geschäft des Brütens wird von dem Weibchen allein besorgt, allein das Männchen versieht während dieser Zeit das Weibchen und die ausgeschlüpfte junge Brut reichlich mit Fischen. Bei solchem Schutze ist der Fischaar natürlich beinahe allenthalben so zahlreich, daß man an Oertlichkeiten, welche sein Fortkommen begünstigen, oft zwanzig bis dreißig Nester von ihm in einem kleinen Waldstriche bei einander sieht und in einzelnen Fällen schon deren dreihundert auf einer einzigen kleinen Insel gezählt hat. Der Fischaar baut sein Nest auf große Bäume und zwar nicht immer in die Gipfel, wie die Krähen, sondern oft in Astgabeln kaum zwanzig Fuß vom Boden. Das Nest besteht aus großen Stecken, Maisstengeln, Dorngestrüpp und Stücken feuchten Rasens, ist aber stets reichlich mit trockenem Seegras oder anderen passenden Gräsern gefüttert. Das ganze Nest ist so groß, daß es eine Karrenladung abgeben würde, an der ein tüchtiges Pferd zu ziehen hätte. Man kann es in lichten Wäldern auf eine weite Entfernung sehen und zwar um so leichter, als es meist auf abgestorbenen Bäumen steht, wo es also nicht durch das Laub verdeckt wird. Manche behaupten, der Fischaar wähle sich nur einen abständigen Baum für sein Nest; allein mich dünkt, das Absterben des Baumes ist meist nur die Folge davon, daß der Fischaar darauf horstet, denn ein Baum kann sowohl durch die Menge von Schutt und Abfall absterben, welche zu diesem Behufe auf ihm angehäuft wird, als auch durch die Beschaffenheit der Stoffe, mit welchen er dadurch in Berührung kommt, wie z. B. das Seegras, den Thran der Fische, den Auswurf

der Fischaare selbst und die todten Fische, welche der Vogel aus dem Neste fallen und auf den Wurzeln des Baumes verfaulen läßt; denn der Fischaar ist ein solch stolzer, verschwenderischer Geselle, daß wenn er, wie bisweilen geschieht, seine erbeuteten Fische fallen läßt, er sich nie dazu bequemt, sie wieder von der Erde aufzuheben, sondern lieber wieder zum Wasser fliegt, um andere zu holen. So offen aber auch das Nest des Fischaars daliegt, so möchte ich doch keinem muthwilligen Jungen rathen, aus demselben die drei oder vier weißen Eier mit rothbraunen Flecken, von der Größe von Enteneiern, zu holen, denn das Weibchen würde dem dreisten Räuber sicher die Augen aushacken oder ihn sonst übel genug zurichten. Es vertheidigt die Eier wie die junge Brut mit einer erbitterten, hartnäckigen Entschlossenheit, und man kennt Fälle genug, wo ein Mensch den Versuch, ein derartiges Nest auszunehmen, theuer bezahlen mußte.

Der Fischaar lebt, wie schon erwähnt, ausschließlich von Fischen und läßt sogar, wenn ihm seine gewohnte Nahrung fehlt (was bisweilen vorkommt, wenn Ströme und Seeen vorübergehend einige Tage lang mit Eis überlaufen sind), Vögel und Vierfüßler unbelästigt. Daher nisten denn fast immer noch andere Vögel, z. B. der purpurne Amselstaar (Graculus purpurea), zwischen den Stecken des Nestes des Fischaars und äsen hier ihre Jungen unbelästigt auf. Dies bedingt einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Fischaar und anderen Falkenarten. Er weist aber noch eine andere Eigenthümlichkeit im Bau seiner Fänge und Ständer (Beine) auf, welche mit der Natur seiner Nahrung und der Art und Weise zusammenhängt, wie er sich dieselbe verschafft. Seine Ständer sind unverhältnißmäßig lang und kräftig und beinahe bis zum Knie unbefiedert. Füße und Zehen sind sehr lang und an der Sohle mit dicken, harten, hornartigen Plättchen (wie Schuppen) versehen, die gleich den Zähnen einer Säge scharf sind und den Vogel in den

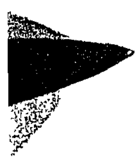
Stand setzen, seine schlüpfrige Beute sicher zu packen. Auch die Klauen sind sehr lang und halbkreisförmig gebogen, mit nadelscharfen Spitzen versehen, welche tief in die Beute einschlagen.

Ich habe oben eines Begegnisses gedacht, das unseren jungen Jägern Gelegenheit gab, einiges von der Lebensweise dieses interessanten Vogels zu beobachten. Es war am Nachmittag eines Sonnabends, nachdem sie sich bereits einen Ort zum Rastplatze für den bevorstehenden Sonntag gewählt hatten. Sie waren nämlich auf einer Landspitze gelandet, die in den Fluß hinauslief, und von wo aus sie eine schöne Aussicht über eine ziemliche Strecke des Flußbettes genossen. Ganz in der Nähe des Ortes, wo sie ihr Zelt aufgeschlagen, befand sich das Nest eines Fischaars in den Gabeln einer großen Pappel. Der Baum war wie gewöhnlich abgestorben, und die Jungen blickten kaum über den Rand des Nestes; sie schienen zwar ausgewachsen und flügge zu sein, allein es ist eine Eigenthümlichkeit des Fischaars, daß seine Jungen noch lange, nachdem man glauben möchte, sie könnten für sich selbst sorgen, im Neste bleiben und sich von den Alten füttern lassen; ja die Alten sollen sogar bisweilen die Geduld verlieren und die Jungen mit Flügelschlägen aus dem Neste treiben; jedenfalls aber füttern sie ihre Jungen noch so lange, bis diese selber gelernt haben, ihrer schwimmenden Beute behend und sicher habhaft zu werden.

Dies hatte Lucian seinen Brüdern als eine im Volksmunde lebende Annahme mitgetheilt, ohne jedoch für deren Richtigkeit einstehen zu wollen. Es dauerte jedoch nur kurze Zeit, so hatten er und seine Begleiter Gelegenheit, sich von der Wahrheit derselben durch eigene Beobachtung zu überzeugen.

Nachdem unsere Reisenden auf dieser Landspitze angelegt hatten, waren die alten Vögel noch eine Zeit lang in der Nähe des Nestes geblieben, auch von Zeit zu Zeit auf den Boden heruntergeflattert, wo die jungen Leute saßen, und hatten durch lautes Geschrei und

unwilligen rauschenden Flügelschlag ihr Vorurtheil gegen die Eindringlinge darzuthun gesucht. Als sie aber allmählich inne geworden waren, daß es den Fremden nicht einfiel, sie zu stören, gaben sie diese Demonstrationen auf und hockten eine geraume Zeit ruhig auf dem Rande ihres Nestes. Alsdann flog zuerst der eine, dann bald der andere Vogel des Paars auf, und Beide begannen in einer Höhe von ungefähr hundert Fuß über dem Wasser ruhig zu kreisen. Es war ein überaus anmuthiger Anblick, diese Vögel so leicht und zierlich auf ihren Schwingen sich wiegen zu sehen. Bald schwebten sie einen Augenblick ruhig in der Luft, dann drehten sie den Körper rasch wie um einen Zapfen und flogen in einer andern Richtung davon. Alle diese Bewegungen wurden mit der vollkommensten Leichtigkeit und Anmuth ausgeführt, als bedürften sie hierzu nicht der mindesten Hilfe von Seiten ihrer Flügel. Hierauf machten sie abermals Halt, erhielten sich durch leichten Flügelschlag gleichsam stehend frei in der Luft schweben und schienen gespannt nach irgend einem Gegenstande unter ihnen auszublicken; — wahrscheinlich war es ein Fisch; aber er mochte entweder zu groß sein oder nicht der gewünschten Art angehören oder vielleicht auch Etwas zu tief im Wasser stehen, als daß man ihn hätte leicht erreichen können. Nun flogen sie wieder herum; allein plötzlich hemmt der eine Vogel seinen Flug und stürzt auf's Wasser herab wie ein Stein, den man aus einer Schlinge geschleudert. Bevor er aber noch die Oberfläche des Wassers erreicht, hat der Fisch seinen nahenden Feind ebenfalls entdeckt, sich rasch in die dunkle Tiefe gesenkt und verborgen; der Fischaar entfaltet daher rasch wieder Schwingen und Schwanz, um seinem Sturze Einhalt zu thun, schwingt sich wieder in die Höhe und beginnt von Neuem seinen Flug in weiten Kreisbogen.



Nachdem dies einige Zeit gewährt, sah man Einen der Vögel — den größeren und darum das Weibchen — das Kreisen aufgeben und wieder nach dem Neste zurückkehren. Hier hockte der Fisch-

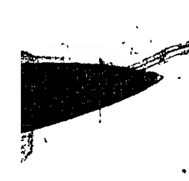
Aar sich aber nur einige Secunden lang nieder und begann dann, zum großen Erstaunen unserer jungen Freunde, mit den Flügeln auf seine Jungen hineinzuschlagen, als ob er sie zum Neste hinauswerfen wollte. Dies war auch offenbar seine Absicht; der letzte verunglückte Versuch, einen Fisch für sie zu fangen, mochte das Weibchen auf eine Reihe von Gedanken gebracht und in der Ansicht bestärkt haben, seine Jungen seien nun groß genug, um selber für ihr Fortkommen zu sorgen. Genug, in wenigen Augenblicken gelang es dem Weibchen des Fischaars, die beiden Jungen auf den Rand des Nestes zu treiben und sie halb durch Stoßen, halb durch Schlagen mit den Flügeln dahin zu bringen, daß sie ihre Schwingen entfalteten und weit auf das Wasser hinaus flogen.

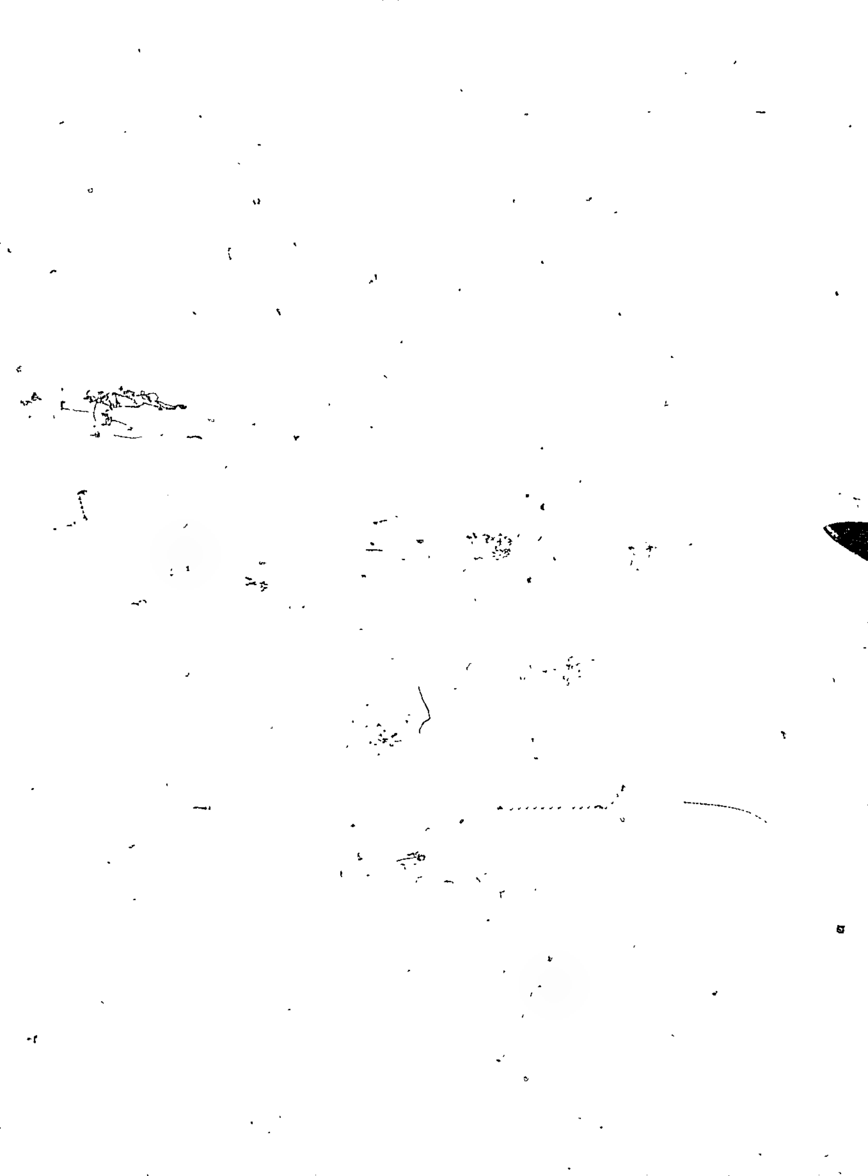
In diesem Augenblicke stieß das Männchen auf das Wasser herab, stieg dann wieder in die Luft und trug einen Fisch kopfüber in seinen Fängen. Es flog gerade auf eines seiner Jungen zu, begegnete ihm, wie es noch in der Luft schwebte, schwenkte plötzlich zu ihm herum und hielt ihm den Fisch hin. Das Junge umkrallte den Fisch so leicht und gewandt, als ob es schon seit Jahren damit vertraut wäre, flog dann abseits auf einen nahen Baum und begann den Fisch gemächlich zu verzehren. Dieses Gebahren war von dem anderen Jungen bemerkt worden, das ihm folgte, sich neben jenes auf denselben Ast setzte und offenbar die Absicht hatte, die Mahlzeit mit ihm zu theilen. In wenigen Minuten war der größte Theil des Fisches aufgezehrt; Beide erhoben sich von dem Ast und flogen nach ihrem Neste zurück, wo sie von den Eltern empfangen und mit einem lauten Kreischen bewillkommt wurden, welches sie wahrscheinlich über das Gelingen ihres ersten Fluges beloben sollte.

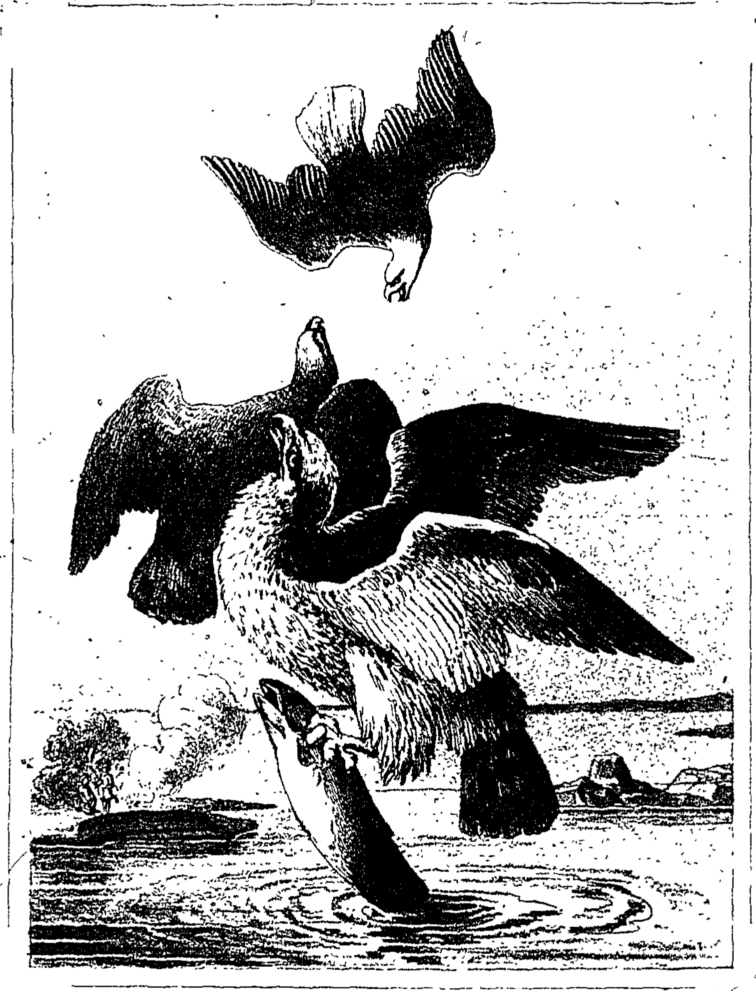
Das Männchen blieb nur kurze Zeit bei den Anderen im Neste, schien dann wieder auf den Fischfang ausgehen zu wollen, flog in dieser Absicht rasch vom Baume auf und kreiste von Neuem

über dem Wasser. Unsere jungen Freunde hatten gerade nichts Wichtigeres zu thun und blieben daher ruhig sitzen, um das Treiben dieses Vogels und seine leichten Bewegungen zu beobachten, während sie gemächlich sich von seiner Lebensweise und anderen Gegenständen aus der Naturkunde unterhielten. Lucian erzählte seinen Brüdern, daß der Fischaar sogar auch an den Küsten des Mittelländischen Meeres vorkomme und in mehreren Gegenden Italiens der „Bleiaar" genannt werde, weil man sein plötzliches Herunterfliegen auf das Wasser mit dem Fall eines Stückes Blei vergleiche.

Während die vier jungen Reisenden so mit einander plauderten, hatte man den Fischaar ein= oder zweimal beinahe bis zur Wasserfläche herabstoßen, dann aber sich plötzlich anhalten und wieder in die Höhe fliegen sehen. Dieses auffallende Gebahren rührte vermuthlich daher, daß die Fische, nach denen er stieß, plötzlich davongeschwommen waren. Höchst wahrscheinlich waren sie durch Erfahrung gewitzigt und erkannten im Fischaar ihren größten Feind. Allein sie vermochten ihm nicht jedesmal zu entgehen. Während unsere Bekannten nämlich den Vogel noch beobachteten, sahen sie, wie er einen Augenblick sich in der Luft wiegte, dann plötzlich die Schwingen zusammenlegte und senkrecht herunterschoß. Er kam so geschwind herab, daß das Auge ihn nur verfolgen konnte, wie einen Blitzstrahl. Es schwirrte ordentlich in der Luft, man hörte einen Platsch, dann sah man die glatte Wasserfläche gebrochen und den weißen Schaum einige Fuß hoch über den Wasserspiegel emporspritzen. Einen Augenblick war von dem Vogel keine Spur mehr zu sehen, denn er war unter dem Wasser, und ein Fleck Schaum bezeichnete den Ort, wo er untergetaucht war. Aber nur einen einzigen Moment blieb er den jungen Jägern aus dem Gesicht, dann tauchte er wieder auf, und wenige Schläge seiner breiten Schwingen trugen ihn wieder in die Lüfte, während man einen großen







Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Der Fischadler u. der weifsköpfige Adler.

Fisch in seinen Fängen zappeln sah. Wie unsere jungen Pelzjäger schon zuvor bemerkt hatten, ward der Fisch mit dem Kopf nach vorne getragen, was zu dem Schlusse führte, daß der Fischaar, wenn er seine Beute unter dem Wasser erhascht, ihr folgt und seinen Stoß von hinten führt.

Nachdem der Fischaar ein Stück weit in die Luft emporgestiegen, hielt er sich eine Weile schwebend und schüttelte sich tüchtig, gerade wie ein Hund, wenn er aus dem Wasser kommt. Alsdann richtete er den etwas langsam und schwerfällig gewordenen Flug gerade nach dem Neste. Als er aber den Baum erreichte, begegnete ihm ein kleines Mißgeschick. Der Fisch verfing sich nämlich unter den Zweigen, als der Fischaar zwischen diese hineinflog. Vielleicht hatte die Anwesenheit der Menschen seine Aufmerksamkeit getheilt und ihn minder behutsam gemacht — kurzum die Beute entschlüpfte seinen Fängen, polterte von Ast zu Ast herab und fiel endlich am Fuße des Baumes nieder.

Dies kam unseren Reisenden sehr gelegen, denn Franz hatte sich den ganzen Tag darüber geärgert, daß kein Fisch an seinen Angeln hatte anbeißen wollen, und ein Abendbrod von frischen Fischen war Allen höchst erwünscht. Franz und Basil waren daher Beide aufgesprungen und nach jener Pappel geeilt, um sich des Fisches zu bemächtigen, bevor der Fischaar darauf herunterstoßen und ihn wieder holen würde; allein Lucian versicherte ihnen, es habe damit gar keine Eile, denn der Vogel rühre einen solchen Fisch niemals wieder an, nachdem er ihn einmal habe fallen lassen. Als sie dies hörten, mäßigten sie ihre Schritte und näherten sich gemächlich dem Baume, wo sie den Fisch auch fanden. Sobald sie ihn aber aufgehoben, beeilten sie sich, vom Fuße des Baumes wieder wegzukommen, denn die Ausdünstung eines ganzen Haufens anderer Fische, die in halbverfaultem Zustande um denselben herumlagen, war für ihre Riechnerven etwas zu stark. Der Fisch, welchen sie sich auf solche mühe-

lose Weise verschafft hatten, war eine sehr schöne Lachsforelle und mindestens sechs Pfund schwer, und daher schwerer als der Vogel selbst. Die Fänge des Fischaars hatten tiefe Spuren im Fische zurückgelassen, und aus der Richtung, wie diese Wunden von den Klauen verliefen, ging deutlich hervor, daß der Fisch von hinten ergriffen worden war. Das alte Paar der Fischaare erhob ein beträchtliches Geschrei, als ihm der Fisch entführt wurde; allein sie gaben ihr Kreischen bald wieder auf, flogen noch einmal auf den Fluß hinaus und schwebten mit auf das Wasser gerichtetem Auge über dem Strombette.

„Welche Menge von Fischen muß durch diese Aare getödtet werden!" sagte Franz. „Sie scheinen gar keine Beschwerde damit zu haben und fangen offenbar mehr, als sie selber verzehren können! Seht nur, dort hat der Fischaar schon wieder Einen gestoßen!"

In der That war das Männchen dieser Vögel, während Franz noch sprach, wieder aus der Luft heruntergestoßen, wie zuvor, und schwang sich diesmal, obschon er kaum mit den Fängen das Wasser berührt zu haben schien, mit einem schönen Fisch zwischen den „Händen" in die Höhe.

„Diese Fischaare müssen auch bisweilen noch für Andere sorgen, als für sich selbst," sagte Lucian. „Sie werden gar manchmal um ihre redliche Beute bestohlen, namentlich von dem weißköpfigen Adler..."

In diesem Augenblicke ward Lucian in seiner Rede durch einen gackernden Schrei unterbrochen, den er sogleich für denjenigen des nämlichen Vogels erkannte, von welchem er so eben gesprochen hatte. Aller Augen wandten sich sogleich der Richtung zu, von wo aus der Schrei kam — nämlich dem jenseitigen Ufer, — und die jungen Jäger gewahrten nun dort den Hauptfeind des Fischaars, den weißköpfigen Adler selbst, der eben im Begriff war, sich vom Gipfel eines hohen Baumes aufzuschwingen.

„Nun giebt es eine Jagd!“ rief Franz; „dort kommt der große Räuber!“

Eine lebhafte, gespannte Aufregung bemächtigte sich der vier Gefährten, als sie so die Bewegungen dieser Vögel mit dem Auge verfolgten. Wenige Flügelschläge des Adlers brachten ihn in ihre Nähe, aber der Fischaar hatte bereits des Gegners Schrei erkannt, und da er wohl wußte, daß er seine Beute vergeblich nach seinem Neste flüchten würde, so wandte er demselben den Rücken und stieg in spiralförmigen Kreisen aufwärts, in der Hoffnung, seinem Feinde in dieser Richtung zu entkommen. Der Adler folgte ihm und schlug mit seinen gewaltigen Schwingen die Luft, wie er ihm so nachsegelte. Dicht hinter dem weißköpfigen Adler aber flog das Weibchen des Fischaars unter lautem Geschrei, schlug mit seinen Fittichen sogar den Adler auf den Schnabel und gab sich alle Mühe dessen Aufmerksamkeit von dem verfolgten Männchen abzulenken. Es half jedoch Alles nichts, denn der Adler war sich seines Zweckes nur allzu deutlich bewußt, verachtete daher des Weibchens machtlose Versuche und flog mit allem Eifer gemächlich hinter dem Männchen her. Dies währte so lange, bis die Vögel eine sehr bedeutende Höhe erreicht hatten, so daß die Fischaare wegen ihres geringern Körperumfangs kaum mehr zu sehen waren. Unsere Jäger konnten aber jetzt bemerken, daß der weißköpfige Adler auf dem Punkte war, den einen Fischaar einzuholen, welcher den Fisch trug. Auf einmal fiel ein hellglänzender Gegenstand vom Himmel herunter und stürzte mit einem lauten Platsch in's Wasser. Es war der Fisch! Beinahe im selben Augenblicke hörte man auch das laute Schwirren des Adlers, welcher hinter jenem her herunterschoß. Ehe er aber noch den Wasserspiegel erreichte, sah man den Adler seinen weißen Schwanz und Schwingen plötzlich ausbreiten, um seinem Falle Einhalt zu thun; alsdann flog er mit einem unwilligen ärgerlichen Schrei in wagerechter Richtung davon und ließ sich wieder

auf demselben Baume nieder, von welchem er zuvor weggeflogen war. Eine Minute später kamen auch die beiden Fischaare in schräger Richtung heruntergeflogen und eilten nach ihrem Neste; als sie daselbst angelangt waren, fand zwischen ihnen während einiger Zeit eine laute und anscheinend zornige Berathung statt, woran auch die Jungen mit großer Lebhaftigkeit Antheil nahmen.

„Mich wundert, daß der Adler den Fisch verfehlt hat,“ sagte Lucian; „das begegnet ihm nur selten. Der Stoß und Nachdruck, welchen er seinem Körper zu geben vermag, setzt ihn in den Stand, einen fallenden Körper zu überholen, bevor dieser die Erde erreichen kann. Vielleicht war ihm das Weibchen im Wege und hinderte ihn.“

„Warum aber hat er denn den Fisch nicht aus dem Wasser geholt?“ fragte Franz.

„Weil der Fisch untersank und er ihn nicht erreichen konnte — das liegt doch klar am Tage!“ bemerkte Basil sehr richtig.

„Es ist doch allzu schändlich,“ meinte Franz, „daß der Fischaar, der um die Hälfte kleiner ist als der weißköpfige Adler, diesen großen tyrannischen Räuber mit seinem eigenen Kunstfleiß unterhalten muß!“

„Er ist um kein Haar schlimmer, als es auch unter unserm Menschengeschlechte zugeht,“ versetzte Basil. „Sieh nur einmal, wie in unserm freien Amerika der weiße Mann den schwarzen zwingt, für ihn zu arbeiten. Da arbeiten Mehrere für Einen. In Europa aber und eigentlich auf dem ganzen Erdenrund, wo es nur Fürsten giebt, sieht man die Hunderttausende und die Millionen für die Wenigen arbeiten, die am Ruder des Staates sitzen! Und es ist, als ob dies eigentlich von der Natur so bestimmt wäre, denn wir sehen es ja auch in der Lebensweise der Bienen und anderer Thiere ....“

„Der Vergleich zwischen dem Menschen und dem weißköpfigen Adler hinkt übrigens ein wenig,“ fiel ihm Lucian in's Wort. „Man

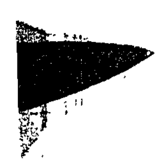
hat es diesen großen Raubvögeln allerdings schon oft zum herben Vorwurf gemacht, daß sie die Fischaare so mißhandeln; allein sie haben vielleicht, genau erwogen, ein größeres Recht, ihren Zehnten zu erheben, als es auf den ersten Blick erscheint. Man hat die Frage aufgeworfen: Warum fangen sie sich ihre Fische nicht selbst? Nun fürchte ich aber, daß diesem Beginnen sich ein sehr natürlicher Grund entgegenstellt. Wie Ihr gesehen habt, kann man die Fische nicht immer an der Oberfläche fangen; der Fischaar muß bei Verfolgung eines Fisches oft ziemlich tief untertauchen, und hierzu hat ihm die Natur die Befähigung verliehen, die sie aber — fürcht' ich — den Adlern versagt hat. Letztere sind daher in gewissem Grade gezwungen, von den Ersteren ihren Bedarf an Nahrungsmitteln zu erheben. Die Adler fangen jedoch ihre Fische bisweilen auch selber, wenn nämlich das Wasser hinlänglich seicht ist oder ihre Beute nahe genug an die Oberfläche kommt, daß sie sie erreichen können."

„Bringt denn der Adler den Fischaar um?" fragte Franz.

„Ich bezweifle es," gab Lucian zur Antwort; „dies hieße ja, wie in jenem Märchen, die Gans umbringen, welche die goldenen Eier legt! Der Adler kennt den Werth seiner Steuer-Zahlenden zu gut, um sie auf solche Weise aus dem Wege zu räumen. Man hat vielmehr schon oft beobachtet, daß an einem Orte, wo die Fischaare in größerer Anzahl vorhanden sind, ein Flug derselben sich zusammengethan und die Adler aus dem Felde geschlagen hat. Ein derartiger Aufstand scheint mir auch ebenso erlaubt als wünschenswerth, und man möchte ihm von vorne herein Erfolg wünschen!"

Hier ward die Unterhaltung abermals durch ein kleines Begegniß unterbrochen. Die Fischaare waren wieder auf den Fischfang ausgeflogen, und man sah in diesem Augenblicke einen derselben herunterstoßen und einen Fisch aus dem Wasser holen. Der Fisch war groß, und da der Fischaar schwer und mühsam in die Höhe

flog, so verließ der Adler abermals seinen Horst und machte auf den Andern Jagd. Diesmal ward der Fischaar eingeholt, bevor er sich noch zweihundert Ellen hoch in die Luft erhoben hatte; und da er nun sah, daß jeder Versuch, seine Beute in Sicherheit zu bringen, vergeblich sein würde, so öffnete er seine Fänge und ließ den Fisch fallen. Augenblicklich wandte sich der Adler, wiegte sich eine Secunde lang auf den Schwingen und stürzte dann hinter dem fallenden Fische her. Bevor letzterer noch den Wasserspiegel erreicht, hatte ihn der Adler eingeholt und mit seinen starken Fängen erfaßt. Dann that er durch plötzliches Ausbreiten seines Schwanzes dem weitern Fallen Einhalt, flog in aller Stille über den Fluß hinüber, und verschwand unter den Bäumen am jenseitigen Ufer. Der Fischaar machte nicht viel Aufhebens von diesem Falle, der ihm ein sehr gewöhnlicher zu sein schien, stieg wieder in die geeignete Höhe herunter und machte sich von Neuem an seine Arbeit — er tröstete sich vielleicht trotz eines gewissen Unmuths mit dem Gedanken: Was ich nicht ändern kann, nehm' ich geduldig an.

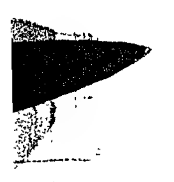


Bald darauf ereignete sich abermals Etwas, das unseren Reisenden nicht wenig auffiel. Diese sahen nämlich plötzlich das Weibchen des Fischaars, das seither nur wenig Glück und Geschick im Fischfang an den Tag gelegt hatte, mit einem gewaltigen Stoße herunterfahren und sich tief in's Wasser stürzen. Der Schaum stieg in einer kleinen Wolke über der Stelle auf, wo der Vogel verschwunden war, und Alle saßen mit gespannter Erwartung da und lauerten, was wohl der Stoßvogel gefangen haben möge. Wie groß war aber ihr Befremden, als manche Secunden vergingen, ohne daß der Fischaar wieder aus dem Wasser auftauchte! Minuten vergingen, und er kam noch immer nicht zum Vorschein, — ja er tauchte am Ende gar nicht wieder auf! Der Schaum, welchen der Vogel beim Hineinfallen in's Wasser gemacht hatte, trieb davon, — der Spiegel des Flusses ward wieder glatt wie

Glas — keine Welle kräuselte seine Oberfläche, keine Blasen stiegen darauf empor. Man hätte auf hundert Schritte rund um den Fleck, wo der Vogel verschwunden war, den kleinsten Gegenstand wahrnehmen können; es war daher unmöglich, daß der Vogel aufgetaucht wäre, ohne daß ihn unsere Jäger gesehen hätten. Wohin war er also gekommen? Dies fragten sich die Zuschauer vergeblich, und jemehr sie darüber nachdachten, desto räthselhafter erschien ihnen das Verschwinden des Vogels. Dieses bildete den ganzen Abend und noch am folgenden Tage den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung. Selbst Lucian war nicht im Stande, dieses Räthsel zu lösen, und es war eine ihm völlig unbekannte Seite in der Naturgeschichte des Fischaars! Hatte sich das Weibchen selbst ertränkt? Hatte irgend ein großer Fisch: ein Wels, ein Knochenhecht oder irgend ein ähnliches Geschöpf den Vogel verschlungen? Hatte er seinen Kopf gegen einen Felsen angestoßen oder seine Fänge in den Wasserpflanzen am Grunde des Flußbettes verwickelt?

Alle diese Fragen wurden aufgestellt und verschiedene Lösungen dieses Problems versucht, nur der eigentlichen Ursache kamen die Brüder nicht auf die Spur, bis sie ihnen durch einen Zufall eröffnet wurde. Der Vorfall mit dem Vogel fand an einem Sonnabend statt, und unsere Reisenden hielten natürlich am folgenden Tage ihren Rasttag an dieser Stelle. Sie hörten beinahe unausgesetzt den Schrei des beraubten Vogels, der vermuthlich das Ausbleiben seines Weibchens sich ebenso wenig zu erklären wußte, wie unsere jungen Freunde, und beinahe fortwährend weite Kreise über den Fluß und dessen Ufer zog und seinem vermißten Weibchen mit kreischendem Ruf lockte. Am Montag in aller Frühe schifften sich unsere Reisenden wieder ein und setzten ihre Fahrt stromabwärts fort. Sie waren jedoch kaum eine Meile weit gekommen, so ward ihre Aufmerksamkeit auf einen sonderbaren Gegenstand hingelenkt welcher auf dem Wasser trieb. Sie ruderten zu demselben hin und

sahen nun, daß es ein großer Stör war, der todt neben einem gleichfalls todten Vogel hinschwamm. Als die jungen Jäger die beiden Thiere umdrehten, entdeckten sie zu ihrem großen Erstaunen, daß die Fänge des Vogels fest in den Rücken des Fisches eingeschlagen waren, und erkannten in dem Vogel das Weibchen des Fischaars! Nun erklärte sich Alles: der Fischaar hatte auf einen Fisch gestoßen, der für seine Kraft zu schwer war, und da er nun seine Fänge nicht wieder loskriegen konnte, so war er von dem Stör unter das Wasser hinuntergezogen worden und mit seinem Opfer zu Grunde gegangen!



Eine nicht minder interessante Begegnung hatten unsere jungen Pelzjäger an einem der nächsten Abende. Als sie nämlich an einer kleinen Insel anlegen wollten und an dem Ufer entlang fuhren, um eine passende Oertlichkeit zum Nachtlager zu suchen, bemerkte Basil an einer abschüssigen Stelle der Uferböschung einen Fleck von ungefähr zwei Fuß Breite, der sich vom Wasserrande bis zum obern Ende der Böschung hinauf erstreckte, ganz frei von Gras war und so glatt und eben aussah, wie ein frischbereiteter Lehmboden in einer Scheunentenne.

„Was ist das?" rief er verwundert; „das sieht ja aus, wie von Menschenhand gemacht!"

„Nicht doch," versetzte Lucian; „es ist nur eine „Otterrutsche," wenn ich mich nicht irre. Was meinst Du, Norman? Dir muß ja dies aus der Erfahrung bekannter sein, als mir aus Büchern!"

„Du hast ganz Recht, es ist eine Otterrutsche!" sagte Norman; „seht, hier auf dem untersten Theile der Böschung am Wasserrande sieht man noch die Fährte von der Fischotter!"

„Fischotter?" rief Franz; „ach, das wäre ja prächtig, wenn wir ein solches Thier erlegen könnten! Ich habe mich schon lange darauf gefreut."

„Das wäre kein Ding der Unmöglichkeit," meinte Norman;

„es ist um die Neumondszeit, und wir haben ja eine Biberfalle bei uns. Laßt uns nur langsam und so nahe wie möglich am Ufer der Insel hinfahren; vielleicht bemerken wir den „Ausstieg“ des Thieres! Und vor Allem macht nur möglichst wenig Geräusch!“

Noch waren sie keine hundert Schritte weiter gefahren, als Norman winkte, man solle den Kahn beidrehen, und mit der Hand auf eine Stelle deutete, wo das Gras und Gesträuch des Ufers ganz weggefegt war. Das Wasser war hier ziemlich tief, das Ufer steil und nahe am Wasserrande stand ein großer Baum, von dessen Wurzeln das Frühlingshochwasser einmal fast alle Erde nach dem Flusse zu hinweggeschwemmt haben mochte.

„Hier ist der Ausstieg einer Otter!“ sagte Norman; „seht, hier sind deutliche Fährten ihrer nassen Tatzen in die Dammerde eingedrückt. Offenbar ist das Lager des Thieres hier in der Nähe in einer Uferhöhlung oder unter einer Baumwurzel. Brich einen Zweig von dieser Weide ab, Basil; wir wollen nachher hier unsere Biberfalle stellen!“

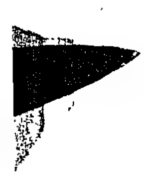
„Jetzt nur schnell eine passende Stelle zum Lager gesucht!“ sagte Basil, der in Louisiana schon Fischottern gejagt hatte; „wir wollen keine Zeit verlieren, so lange es noch Tag ist!“

Die Vorbereitungen zum Nachtlager waren seit lange nicht mehr so rasch getroffen worden, als an diesem Abende, nachdem man in einer kleinen Bucht der Insel eine passende Stelle gefunden hatte. Alle beeilten sich soviel wie möglich, das Essen zu bereiten und zu verzehren. Dann nahm Norman ein sogenanntes Tellereisen von gutem Stahl, wie man es zum Biberfang gebraucht, aus seinem Possiblesack und eine kleine Blase mit Bibergeil, und die vier jungen Leute ruderten langsam wieder stromaufwärts bis an die Stelle, wo Basil den Weidenzweig als Zeichen geknickt hatte. Norman und Basil landeten etwas unterhalb dieser Stelle und stiegen an's Land; Basil hatte sich von Franz die Doppelflinte entlehnt und mit Rehposten geladen, Norman seine Büchse mitgenommen.

Als sie am Lande waren, sagte Basil leise: „Nun kehrt ihr in das Lager zurück, Franz und Lucian, während wir beide auf die Ottern anstehen wollen! Wenn Ihr uns schießen höret, so werden wir bald kommen. Unterhaltet einstweilen nur ein tüchtiges Feuer; wir werden wohl noch vor Mitternacht bei Euch sein! — Komm', Marengo! à moi!"

Der Hund sprang an's Land und die beiden jüngeren Brüder ruderten wieder zu ihrem Lagerplatze zurück und legten sich zu dem frisch aufgeschürten Feuer.

„Was ist es denn mit diesen Otterrutschen und Ausstiegen, wovon Ihr vorhin gesprochen habt?" fragte Franz seinen gelehrten Bruder.



„Das will ich Dir sagen, lieber Franz! Du kennst die Fischotter noch nicht aus eigener Erfahrung, obschon Du dieses Thier daheim bei unserem seligen Vater schon ausgestopft gesehen hast; denn es ist in Louisiana ziemlich selten und nur zu gewissen Jahreszeiten in den Nebenwässern des Red-River zu treffen. In der kälteren Zone aber ist es nicht nur eines der geschätztesten Pelzthiere, sondern auch ein ziemlich schwer zu erlegendes. Die Otter hat einen breiten, abgestumpften, platten Kopf mit dicken Lippen, runden braunen Augen und abgerundeten kurzen Ohren; der walzenförmige, an den Bau der Eidechsen erinnernde Körper mit dem kurzen Halse ruht auf stämmigen kurzen Beinen, welche in einem breiten, zwischen den Zehen durch Schwimmhäute verbundenen Fuße endigen. Die Otter lebt beinahe nur von Fischen und Wasserthieren, taucht und schwimmt vorzüglich und mit besonderer Anmuth; sie bewohnt daher am liebsten die Ufer fischreicher Flüsse und Seeen und nimmt, ohne selbst eine Höhle zu graben, ihr Lager unter Baumwurzeln und dichtem Gebüsch oder in den natürlichen Höhlungen des Ufers. Eine besondere Merkwürdigkeit ist die Stellung der Augen, welche bei der Otter der Nase so nahe gerückt sind, wie bei keinem anderen

Thier, und die Bildung des Oberkiefers, welcher länger und breiter ist als der Unterkiefer. Die Haut bedeckt ein sammtweicher dichter Pelz, der aus langen Spitzhaaren und einem weichen Wollhaar darunter besteht; erstere sind an der Wurzel grau und nach der Spitze hin dunkelbraun, die Wollhaare dagegen sind an der Wurzel hellgrau, an der Spitze goldbraun. Der Pelz ist an der oberen Seite des Körpers schön braun, an Kehle, Bauch und den inneren Theilen der Läufe graulich, an den Füßen und dem dicken Schwanze, der über die Hälfte der Körperlänge beträgt, braun.

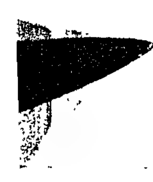
„Die Fischotter ist in vielen Arten über die ganze alte und neue Welt verbreitet, scheint aber in der alten häufiger zu sein als in der neuen. In Nordamerika kennt man zwei verschiedene Arten und eine dritte, die ich blos als Unterart gelten lassen möchte. Die eine Art ist diejenige, welche wir im Süden jagen und die mit der hier vorkommenden canadischen Otter, Lutra canadensis so ziemlich übereinstimmt, nur daß unsere Otter im Süden, die sogenannte carolinische, L. lataxina, größer sein und einen längeren Schwanz haben soll, als die canadische, deren Fährten Norman heute Abend gefunden hat.



„Die Otter ist kein geselliges Thier wie der ihr nahe verwandte Biber, sondern lebt meist einsam oder paarweise und sucht sich ihre Nahrung auf einem weiten Umkreise. Dabei hat sie die eigenthümliche Gewohnheit, zum Aussteigen aus dem Wasser immer nur gewisse Stellen zu benützen, wo sie aus tiefem Wasser schnell in dichtes Gebüsch treten kann, denn es ist als ob das Thier instinktmäßig wisse, daß es auf dem Lande nur mühsam sich fortbewege und daher leicht verfolgt werden könne, während es im Wasser lange der Verfolgung der besten Hunde spottet. Ja die Otter sucht sich sogar dieser Gegner dadurch zu entledigen, daß sie, wenn sich Hunde an ihr verbissen haben, mit denselben untertaucht, wo dieselben oft ersaufen müssen, da sie nicht so lange unter dem Wasser

bleiben können, wie die Otter. Diese „Wechsel" nun, wo die Otter aus dem Wasser steigt, sind die sogenannten Ausstiege und an diesen stellt der Jäger entweder seine Fallen oder legt sich in den Hinterhalt, oder thut beides zugleich, wie wir es nun von Norman und Basil sehen. In mondhellen Nächten hat der Jäger mehr Aussicht auf Erfolg mit dem Gewehr, in dunklen und zumal bei Neumondszeit, wo die Otter mit ihren kleinen seltsam gestellten Augen nur einen kleinen Gesichtskreis beherrscht, mehr Chancen mit der stählernen Falle, die ungefähr eine halbe Spanne tief unter das Wasser gesetzt und mit einer tüchtigen Kette befestigt wird."

„Aber die Rutschen, Bruder Lucian?" rief der aufmerksam zuhörende Franz.



„Gleich, Fränzchen! ich komme sogleich darauf," fuhr Lucian fort. „Wenn die Otter zu Wasser geht, so geschieht es gewöhnlich mit einem Sprung, worauf sie sich am liebsten eine Zeit lang am Ufer unter überhängenden Zweigen hält, dann untertaucht und in's tiefe Wasser hinausschwimmt. Um so auffallender ist, daß die Otter, die doch sonst so scheu ist, die Gewohnheit hat, zuweilen spielend im Schnee oder an lehmigen Böschungen des Ufers auf allen Vieren herunterzurutschen, wobei sie sich mit den Hinterbeinen einen Anstoß giebt. Die canadischen Jäger nennen dies „Schlittenfahren" und derartige Stellen „Otterrutschen" und stehen manchmal in der Nähe solcher Stellen an, um die Otter zu schießen. Welchen Zweck dieser Zeitvertreib eigentlich hat, weiß Niemand zu sagen; aber sicher ist, daß die Uferstelle unterhalb solcher Rutschen von den Jägern meist benützt wird, um Tellereisen halbfaußtief in's Wasser zu legen und gewöhnlich mit Erfolg. Außerdem aber verräth die Otter auch ihre Nähe durch die Leckerhaftigkeit, womit sie von den größeren Fischen, die sie nur am Lande verzehrt, blos den Kopf, die Eingeweide und das Fleisch des Rückens bis zur Rückenflosse verzehrt, das andere aber liegen läßt. Wenn dies nun

nicht zufällig von dem Nörz oder Sumpfmarder verzehrt wird, der wegen seiner Aehnlichkeit mit der Otter, deren verjüngtes Abbild er ist, bei den Naturforschern Mustela lutreola heißt, so findet der einsame Pelzjäger oder Fallensteller jene Ueberreste, erkennt daran die Nähe einer Otter und ruht nicht eher, bis er sie gefangen oder erlegt hat, um so mehr, als der Pelz der Otter zu jeder Jahreszeit gleich gut und brauchbar ist und in lohnendem Werthe steht.

„Die andere Art der in Nordamerika heimischen Ottern ist die wegen ihres schwarzen sammtweichen Pelzes so berühmte Seeotter, Enhydra lutris oder Lutra marina, welche beinahe doppelt so groß ist, als die canadische Otter und gleichsam den Uebergang vom Geschlecht der Ottern zu demjenigen der Robben oder Seehunde bildet. Sie unterscheidet sich von der gemeinen Otter nicht nur durch den weit schöneren und kostbareren Pelz, welcher oft einen Silberglanz zeigt, gleich dem des schwarzen Fuchses (Silberfuchses), sondern auch durch andere Zahnbildung und eigenthümliche Gestaltung der Füße. Die Hinterbeine sind nämlich unverhältnißmäßig kurz und beinahe verkümmert, wie bei der Robbe und an Vorder- und Hinterfüßen ist immer die äußerste Zehe die längste und äußerlich noch mit einer Haut versehen, wie die Zehe einer Gans. Trotz dieser theilweisen Verkümmerung der Hinterbeine läuft aber die Seeotter sehr rasch und schwimmt mit außerordentlicher Behendigkeit, sowohl auf dem Rücken und auf den Seiten, als auch bisweilen fast aufrecht stehend im Wasser. Sie bewohnt beinahe ausschließlich nur die Nordwestküsten von Amerika zwischen dem neunundvierzigsten und sechzigsten Grad nördlicher Breite, sowie die Küsten Kamschatka's und der benachbarten Inseln. Man jagt sie entweder in Booten oder stellt ihr Netze unter dem Seetang. Von der gewöhnlichen Fischotter unterscheidet sie sich auch dadurch, daß sie nicht wie diese vier bis fünf Junge, sondern nur ein einziges auf Einen Wurf setzt, dem sie die größte Aufmerksamkeit widmet, die

zärtlichste Fürsorge angedeihen läßt, mit dem sie auf die liebreichste Weise und unter steten Liebkosungen spielt, und in dessen Vertheidigung sie sogar das eigene Leben gering achtet. Der Lieblingsaufenthalt der Seeotter sind meerumspülte Felsen, wo sie meist im Wasser lebt und in der Brandung sich herumtummelt; man trifft sie aber bisweilen sogar fünfzehn bis zwanzig Meilen weit vom Lande in offenem Meere, — lauter Züge, welche die nahe Verwandtschaft dieses Thiers mit den Robben genügend darthun. Das Fleisch der jungen Seeotter soll eßbar sein und nicht übel schmecken; was dagegen den Wohlgeschmack des Fleisches der gewöhnlichen Fischotter anlangt, so kann ich aus eigener Erfahrung sagen, daß ich darin nicht den Geschmack der Mehrzahl Derer theile, die es als eine schmackhafte Kost preisen. Vielmehr habe ich gefunden, daß es wässerig und fade schmeckt und einen unangenehmen Geruch und Beischmack hat.

„Die Felle der Seeotter sind das geschätzteste Pelzwerk, die man im Handel kennt," fuhr Lucian fort; „unsere canadischen und nordamerikanischen Jäger und Fallensteller erhalten für ein schönes unzerstörtes Fell vierzehn bis fünfzehn Pfund Sterling (bis zu hundert Thalern preußisch Courant), für ein sogenanntes Silberfell, d. h. ein ganz sammetschwarzes mit Silberglanz, wohl auch noch einige Guineen mehr. Die Kamtschadalen dagegen, an deren Küsten die meisten Seeottern erlegt werden, verkaufen dieselben an die Russen, von welchen die Mehrzahl dieser Felle nach China ausgeführt wird, wo der beste Markt für diese Pelze und der Preis derselben fabelhaft hoch ist. Siebzig bis hundert Rubel Silber (à 1 Thaler 2 Silbergroschen) sollen für jedes Stück erlöst werden, und dieser hohe Preis sowohl, als die weite Entfernung machen, daß man dieses Pelzwerk nur sehr selten auf den europäischen Märkten sieht. Ein glaubwürdiger Gewährsmann, Sir George Simpson, versichert jedoch, daß die Russen seit dem Jahr 1814 aus

Californien allein die ungeheure Menge von mehr als achtzigtausend Stücken dieser Seeotterfelle ausgeführt und auf den Markt gebracht haben, wozu namentlich die freien Trapper oder Fallensteller ihren Hauptbeitrag geliefert haben mögen. — Aber halt! was ist dies?"

„Ein Schuß aus meiner Doppelflinte!" rief Franz, welcher gleich Lucian betroffen aufgesprungen war, als der Knall auf den Schwingen des Echos weit über Wasser und Wald hinscholl. „Wie es scheint, ist Basil eine Otter schußrecht angelaufen!"

„Das wäre ein glücklicher Zufall, denn die Dämmerung ist ziemlich dicht und rasch hernieder gesunken. Ich hätte bei solchem Zwielicht nicht mehr genug gesehen, um schießen zu können!"

„O, Bruder Basil hat Augen wie ein Luchs," meinte Franz, der sich hart an den Boden gelegt hatte, um besser hören zu können. „Sie kommen! sie kommen! ich höre schon Marengo durch die Büsche brechen!" damit stieß er mit einem Klotze in die prasselnde Gluth des Lagerfeuers, daß die Funken hoch aufstoben und ließ den Ruf der Nachtschwalbe hören, der sogleich aus der Ferne beantwortet wurde.

Gleich darauf traten Norman und Basil mit dem Hunde unter den Bäumen hervor zum Feuer. Basil trug ein kleines marderartiges Thier in der Hand, das einen hübschen, weichen, röthlichbraunen Pelz hatte und einen leichten bisamartigen Geruch verbreitete.

„Wie? Das ist aber doch keine Fischotter?" rief Franz.

„Nein, aber ein nicht minder merkwürdiges behendes Thier, nämlich eben jener Nörz oder Sumpfmarder, dessen ich vorhin erwähnte," gab ihm Lucian zur Antwort.

„Das hübsche flinke Thier heißt bei den canadischen Jägern auch Norne, Norka, Pecan und Fischer; letztere zwei Namen sind jedoch irrthümlich und gehören eigentlich einem anderen Thiere zu," sagte Norman; „wir nennen ihn, wie die Indianer, Sumpfotter, aber

erlegen ihn nur selten mit dem Gewehr, sondern meistens nur in Fallen!"

„Ich habe das Thier auch nur mitgebracht, um es unserem Naturforscher Lucian zu zeigen," sagte Basil. „Der Schuß fiel aus zu großer Nähe und die Rehposten haben das kleine Thier übel zugerichtet. Es lief mir auf der Otterrutsche an, wo es vermuthlich nach Ueberresten von Fischen suchte, und ich schoß es, ohne deutlich unterscheiden zu können, was für ein Thier es eigentlich war!"

Lucian betrachtete das Thier aufmerksam und zeigte seinen Gefährten die kleine Schwimmhaut, welche zwischen den Zehen des Thieres sich befindet und die große Aehnlichkeit in seinem ganzen Bau mit demjenigen der Fischotter, von welcher es sich nur durch den runden Schwanz und die Zähne unterscheidet. Aber Basil und Norman bedauerten nur, daß der Schuß nicht einer Otter gegolten habe, sondern diese vielmehr gerade dadurch verscheucht worden sein dürfte, und in ihrem Aerger legten sie sich auch bald schlafen, um am anderen Morgen mit Tagesanbruch ihre ausgesetzte Falle untersuchen zu können.

Die Falle zeigte am anderen Morgen eine schöne Otter, die sich darin hoch oben am Vorderlaufe verfangen hatte und nicht mehr im Stande gewesen war, sich loszumachen. Ein Schuß auf den Kopf tödtete sie, denn sie ließ Marengo nicht heran. Von da an suchten Norman und Franz beinahe jeden Abend in der Nähe ihrer Nachtquartiere nach Ausstiegen, Fährten oder Rutschen von Ottern, um ihre Falle stellen zu können und es gelang ihnen mehrfach, die vorsichtigen Thiere an ihren gewohnten Wechseln in der Falle zu fangen.

XVI.

Die Unterbrechungen der Reise.

Eine zehntägige rasche Fahrt den Elch- oder Atabasco-Fluß hinunter brachte unsere Reisenden in den Atabasco-See, der zuweilen auch der Hügel-See heißt. Er ist abermals einer von jenen großen Süßwasser-Seeen, welche zwischen dem Urgestein der sogenannten Barren-Grounds oder offenen Einöden und dem fruchtbareren Schwemmlande mit den Kalkniederschlägen im Westen liegt. Der Atabasco-See ist von Westen nach Osten ungefähr vierzig bis fünfundvierzig deutsche Meilen lang, dabei aber nur ungefähr drei deutsche Meilen breit und an manchen Stellen so schmal und so voll von Inseln und Eilanden, daß man ihn eher für einen breiten Fluß, als für einen See halten möchte. Seine Gestade und auch manche seiner Inseln sind dicht bewaldet, namentlich an seinem südlichen und westlichen Rande, und manches liebliche Landschaftsbild, manche Aussicht von seltener Schönheit stößt dem Reisenden im Vorüberfahren auf.

Unsere Reisenden jedoch hatten diesmal kein Auge für derartige Gegenstände. Sie waren sehr niedergeschlagen und in einer sehr gedrückten Stimmung, denn Einer von ihnen war krank geworden und litt an einem schmerzlichen und gefahrvollen Uebel — einem Wechselfieber. Lucian, der Liebling Aller, war daran erkrankt, denn seine zarte Gesundheit litt unter den kühlen feuchten Nebeln, die in dieser Gegend und zu solcher Jahreszeit so häufig waren, und an den Erkältungen, welchen man bei den beschränkten Behaglichkeiten einer solchen Reise nicht ausweichen konnte. Schon in den besten Tagen der Fahrt auf dem Elchflusse, während die jungen Reisenden noch die lieblichen Gegenden dieses Flußgebiets bewunderten, hatte Lucian über Unpäßlichkeit geklagt; das Uebel war aber

von Tage zu Tage schlimmer geworden, bis er nach der Ankunft auf dem See erklärte, er sei nun außer Stande, die Reise fortzusetzen. Man mußte daher dieselbe aufgeben, und die jungen Abenteurer suchten sich eine passende Stelle am Gestade auf, um hier so lange zu verweilen, bis Lucian gänzlich wieder hergestellt sein würde. Sie erbauten ein kleines Blockhaus für den Kranken und boten Alles auf, um es ihm so behaglich wie möglich zu machen. Aus den weichsten Fellen bereitete man ihm ein Lager, und aus Früchten, Wurzeln und Beeren wurden für ihn kühlende Getränke gebraut, deren Bereitung er den Anderen schon früher gelehrt hatte. Während Norman und Basil entweder abwechselnd den Kranken pflegten oder den Pelzthieren nachstellten, welche in der Umgebung vorkamen, namentlich den wegen ihres schönen Balges geschätzten Fischottern, den Mardern, den Biberratten und dem kostbaren Nörz (Mustela lutreola), ging Franz jeden Tag mit der Flinte auf die Pürsch und kehrte niemals ohne ein Paar junge Tauben, ein Waldhuhn (Haselhuhn) oder ein Paar Kragenhühner zurück, aus welchen alsdann für den Kranken kräftige Suppen bereitet wurden, wozu man jetzt mehr Zeit und mehr Ingredienzien hatte, da sich unsere jungen Freunde im letzten Fort Kochsalz, Pfeffer und andere Gewürze, so wie neue Kochgeschirre verschafft hatten. Auch einen kleinen Vorrath von Thee, echten chinesischen Thee, hatten sie; allein da derselbe natürlich nicht bedeutend war, so überwiesen sie ihn zu Lucian's alleinigem Gebrauch, und dieses aufregende Getränk that dem Kranken denn auch recht gut.

Allein trotz aller Pflege, welche Lucian von seinen Gefährten erhielt, dauerte sein Unwohlsein doch bereits gegen drei Wochen, ohne sich zum Bessern zu wenden. Vielmehr war der gute Lucian durch das anhaltende Fieber so sehr erschöpft, daß er nicht mehr aufrecht stehen konnte, und entsetzlich abgemagert. Er fühlte, daß er nun zu einem kräftigeren Mittel seine Zuflucht nehmen mußte.

„Weißt Du vielleicht, Norman, wie die Indianer ihre Dampfbäder verfertigen?“ fragte er Diesen eines Morgens.

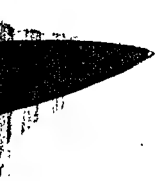
„Die Schwitzbäder? Ei natürlich weiß ich das,“ erwiderte Norman. „Das Schwitzbad ist ja die Radikalkur unserer Jäger und Bootsleute und Voyageurs, und es vergeht beinahe keine Reise, ohne daß sie sich auf derselben diesen Genuß verschaffen. Ich hätte Dir längst den Gebrauch eines solchen angerathen, wenn ich Dich nicht zu zärtlich dafür gehalten hätte!“

„Das war auch mein Bedenken dagegen,“ sagte Lucian; „aber ich fühle nun wohl, daß ich den Versuch machen muß — er kann mich jedenfalls nicht kränker machen. Wenn es möglich wäre, möchte ich noch heute ein solches Bad nehmen!“

„O, nichts leichter als dieses,“ sagte Norman; „in einigen Stunden wird die Vorrichtung dazu fertig dastehen, und dann kannst Du Bäder nehmen, so viel Du nur immer willst! Komm', Basil, wir wollen uns sogleich an die Arbeit machen, während Franz dürre Aeste zur Feuerung zusammensucht!“

Lucian's Brüder ließen sich dies nicht zweimal sagen. Basil machte sich sogleich daran, eine runde Grube von etwa drei Fuß Durchmesser und ebensoviel Tiefe auszugraben, während Norman große Kiesel und platte Steine aus dem See holte. Mit diesen wurden die Seiten und der Boden der Grube sorgfältig ausgelegt, und auf den Steinen alsdann ein tüchtiger Stoß von trockenem Holze aufgesetzt und angezündet. Während dieses Feuer nun herabbrannte, die Grube austrocknete und die Steine erhitzte, zimmerten Basil und Norman ein Gerüste in Gestalt eines stumpfen, abgestutzten Kegels aus jungen Bäumen, die sie mit Weidengeflecht umgaben, und woran sie in einer Höhe von ungefähr vier Fuß über dem Boden gitterförmige Querhölzer anbrachten. Das ganze Gerüste ward sodann über die Grube gestellt und hierauf mit losgeschälter Birkenrinde und zwei getrockneten Hirschdecken, sogenann-

ten Pergamenthäuten, dicht bekleidet, wovon die eine die Stelle einer Thüre an diesem improvisirten Badekabinet vertrat. Nachdem man in die hohe Gluth der Kohlen noch eine Anzahl trockener Steine hineingelegt, wurde Lucian entkleidet und nur mit einem Teppich angethan auf die gitterförmigen Querhölzer gesetzt. Hierauf band ihm Norman tüchtige Rindensohlen unter, und legte den Teppich so um seine Schultern und über die obere Oeffnung der kleinen Hütte, daß Lucian's Kopf frei blieb, und nur sein ganzer entkleideter Körper der Einwirkung der stark erhitzten Luft dieses Schwitzkastens preisgegeben war. Sodann wurde die Kohlengluth theils entfernt, theils durch Wasser ausgelöscht, das man auf die erhitzten Steine goß, und es erfolgte eine reichliche Dampfentwickelung, welche den ganzen innern Raum des Kastens füllte, und durch alle Ritzen der Rindenverkleidung zu Tage trat. Die Einwirkung der Wasserdämpfe auf die Haut war anfangs für unsern Kranken sehr unbehaglich, und als nun gar Norman ihn wie ein Wickelkind aus dem Kasten nahm und mit ihm in den See hineinsprang, glaubte Lucian ersticken zu müssen; allein Norman trug ihn wieder heraus und rieb ihn im Verein mit Basil am ganzen Körper mit Handschuhen aus der Haut von einer jungen Hirschkuh. Hierauf brachte er ihn wieder in den Schwitzkasten, wo übrigens jetzt keine so hohe Temperatur mehr herrschte, begoß ihn wieder mit kaltem Wasser und frottirte ihn abermals, daß ihm beinahe die Haut losging. Als dies beendet war, hüllte er Lucian in einen trockenen Teppich und in ein Bärenfell, gab ihm einen großen Becher Thee zu trinken und trug ihn in das kleine Blockhaus, wo der Gebadete bald vor Erschöpfung in einen tiefen Schlaf verfiel.



Franz hegte die Befürchtung, diese derbe Kur — er nannte sie eine wahre Pferdekur — könnte dem zarten Bruder geschadet haben; allein als Lucian am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich bedeutend erleichtert, und das Fieber war beinahe vollständig

gewichen. Dieses Schwitzbad hatte also doch geholfen. Am zweiten Tage ward der ganze Proceß noch einmal wiederholt und zwar mit entschieden günstigem Erfolge; Lucian fühlte sich nun vollkommen wiederhergestellt — bis auf die Schwäche, welche noch zurückgeblieben war. Nun machten sich Basil und Norman den Spaß, ebenfalls hier ein solches indianisches Dampfbad zu nehmen, und fühlten sich ebenso unbeschreiblich wohl und behaglich darauf, so daß auch Franz der Versuchung nicht widerstehen konnte und gleichfalls diese Kur probirte, während welcher der Patient und die Zuschauer viel zu lachen hatten.

Das Schwitzbad hatte auch bei den Gesunden noch den Appetit verschärft, und Norman sagte: „Wenn ich nur eine gewisse Art von Schnecken hier finden könnte, welche in der Dammerde am Gestade und an dem Saume der Wälder sehr häufig vorkommt, so wollte ich eine Kraftbrühe bereiten, welche unserm Lucian rasch wieder auf die Beine helfen sollte!"

„Was für eine Art Schnecken meinst Du denn?" fragte Lucian.

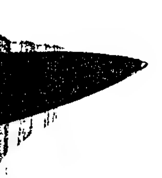
„Eine große Schnirkelschnecke (Helix) mit graubraunem Haus, welche wir Waldschnecke nennen," erwiderte Norman. „Sie hat sich zu dieser Jahreszeit bereits eingedeckelt und ist unter den Baumwurzeln und dem Rasen der Uferböschungen leicht aufzufinden. Die Indianer und Jäger suchen sie im Spätherbste auf und verzehren sie gekocht, aber sie liefert nur eine armselige Kost. Dagegen kann man daraus eine treffliche Kraftbrühe bereiten, welche in unseren Forts meist Denjenigen gereicht wird, die vom Fieber oder Skorbut genesen!

„Laßt uns einmal suchen!" sagte Franz. „Es steht ja geschrieben: suchet, so werdet ihr finden, und wenn wir nur erst Eine gefunden haben, so wird sich leicht ein Gericht zusammen bringen lassen!"

„Suchet nur getrost!" sagte Lucian; „die Schnirkelschnecke

kommt nur auf kalkhaltigem Boden vor, und diesen haben wir auf diesem Ufer des Sees noch unter den Füßen!"

So suchten denn Franz, Norman und Basil emsig, und es währte nicht lange, so hatte Franz ein derartiges verschlossenes Schneckenhaus von der Größe einer starken Wallnuß aufgefunden, welches von Norman als eines von der rechten Art erkannt wurde, und bald hatten sie an der Mittagsseite der Uferböschung eine ganze Tasche voll gefunden und brachten sie nach dem Lager zurück.

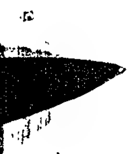


Norman suchte nun ein Schock von den schönsten und größten aus, warf sie in den Kessel und kochte sie, bis die Deckel der Schalen sich lösten; dann wurden die Weichthiere mit der Messerspitze aus den Schneckenhäusern herausgestochen, in einen Kessel mit frischem Wasser geworfen und hier mit dem Bug (der Vorderkeule) einer jungen Hirschkuh und mit einem Haselhuhn so lange gekocht, bis die Schnecken sich ganz aufgelöst hatten und das Fleisch zu bloßer Faser ausgekocht war; einige wohlriechende Kräuter und wilde Zwiebeln und etwas Salz gaben dieser Kraftbrühe einen lieblichen Geschmack, und Lucian stellte Norman's Kochkunst das Zeugniß aus, daß er etwas Treffliches und ungemein Nährendes aus diesen Schnecken zu bereiten verstanden habe. In der That hatte der Genuß dieser Kraftbrühe bei Lucian so guten Erfolg, daß er schon nach acht Tagen seine Kräfte wiederkehren fühlte und in den letzten Tagen selber im Stande war, mit den Uebrigen die Orte zu besuchen, wo Norman den Fischottern und Nörzen Fallen gestellt hatte, die beinahe jeden Morgen ihre Ausbeute lieferten.

Nachdem dann der Kahn noch einer genauen Untersuchung unterworfen und mit Watap und Harz frisch geflickt worden war, wurde er eines Morgens wieder in den See geschoben und befrachtet, und die Brüder setzten ihre Reise fort. Sie fuhren längs dem Gestade des Sees hin und liefen in den Großen Sklavenfluß ein, welcher den Atabasco- mit dem Großen Sklaven-See verbindet.

Auf dieser Fahrt erreichten sie bald die Mündung eines anderen großen Stromes, des Peace-River oder Friedensflusses, der sich in einer geringen Entfernung nordwärts vom Atabascosee in den Großen Sklavenfluß ergießt. Merkwürdigerweise liegen die Quellen des Friedensflusses auf der westlichen Seite der Felsengebirge, so daß dieser Fluß die ganze Kette dieses gewaltigen Gebirges durchströmt; dies geschieht in einer fortlaufenden Reihe tiefer Schluchten, welche furchtbar anzuschauen sind. Zu beiden Seiten des Strombettes erheben sich nämlich Felsenwände von schwindelnder Höhe und schneegekrönte Bergspitzen und Zacken Tausende von Fußen hoch über die felsige Sohle dieser Schluchten, und die Landschaft ist allenthalben öde und grausig kalt. Die Hauptarme dieses Flusses verschlingen sich mehrfach mit denjenigen von mehreren Strömen, welche nach dem Stillen Ocean ablaufen, so daß unsere jungen Jäger, wenn sie nur gewollt hätten, leicht im Stande gewesen wären, nach den Küsten des Stillen Oceans hinüberzufahren, ohne auf dem ganzen Wege ihren Kahn von Birkenrinde länger zu verlassen, als auf die Dauer einiger Trageplätze. Dies beabsichtigten sie aber jetzt nicht, daher fuhren sie an der Einmündung des Friedensflusses vorüber und steuerten nach dem Großen Sklavensee. Sie waren noch immer auf demselben Gewässer wie auf dem Elchflusse, denn der Große Sklavenfluß ist eigentlich nur ein anderer Name für jenen, nachdem er aus dem Atabascosee ausgetreten, oder für jene Fortsetzung des Elk-River, welche zwischen dem so eben genannten und dem Großen Sklavensee liegt. Durch den Einlauf des Friedensflusses vermehrt, war die Wassermasse des Flusses natürlich bedeutend größer geworden und sie fuhren auf dem Spiegel eines gewaltigen prachtvollen Stromes dahin, dessen Ufer die größte Abwechselung im Charakter der Landschaft darboten. Sie waren auf dieser Fahrt jedoch nicht so vergnügt, als da sie den Elchfluß hinunter fuhren, denn obschon die sie umgebende Natur

wunderschön war und ihre Gesundheit Nichts zu wünschen übrig ließ, so hatten sie doch nur trübe Aussichten vor sich, die sie mit ernsten Befürchtungen erfüllten. Lucian's Krankheit hatte sie beinahe über einen Monat aufgehalten und alle ihre Berechnungen zu Nichte gemacht. Es war gar keine Möglichkeit mehr vorhanden, in dem kurzen Reste dieses Sommer's ihre Reise vollends zurückzulegen und deren Ziel zu erreichen. Der Herbst ist in diesen hohen Breiten kaum bemerkbar; die ersten starken Fröste, welche eintreten, überziehen die Seeen und Flüsse mit Eis, und an eine Fortsetzung der Reise im Kahn war dann nicht mehr zu denken. Eine Fußreise aber ist in jenen Gegenden nicht nur ein sehr mühsames, sondern auch ein äußerst gefährliches Unternehmen. Der Fußreisende muß sich, zumal zu dieser Jahreszeit, durch eine warme Pelzkleidung gegen das Ungemach der Witterung schützen und vermag daher nur einen sehr kleinen Vorrath von Lebensmitteln mit sich zu führen. Die Aussicht auf ergiebige Jagd eßbarer Thiere ist zu dieser Jahreszeit ebenfalls höchst unsicher und schwankend, und es wäre Aberwitz von einem Reisenden, sich hierauf zu verlassen. Die meisten Vögel und sehr viele Säugethiere wandern um diese Jahreszeit nach den südlicheren Ländern, und die Wenigen, welche in dieser Region zurückbleiben, sind scheu und selten. Ueberdem herrschen je und je gewaltige Schneestürme, bei welchen der Fußwanderer Gefahr lauft, durch den mehrtägigen Schneefall oder durch heftige Schneewehen ganz vergraben zu werden. Der Boden ist mit einer tiefen Schneedecke überlagert, auf welcher das Wandern — wenigstens so lange sie noch weich — äußerst schwierig und zuweilen sogar ganz unmöglich ist. All' diese Umstände waren unseren jungen Pelzjägern und namentlich Norman wohlbekannt, und ihre Aussichten waren daher höchst unerquickliche, — ja weit trostloser als diejenigen glauben möchten, welche mit dem harten langen Winter dieser Regionen nicht genau bekannt sind.



Es war gegen Ende August, als sie den Großen Sklavensee unter dem zweiundsechzigsten Grade nördlicher Breite erreichten. Die Tage waren nun sehr kurz geworden, und mit diesen wurden auch ihre Tagereisen immer kürzer. So hatten bereits mehrere tüchtige Fröste Statt gehabt, wie sie in gemäßigteren Zonen nur im tiefen Winter vorkommen. Bei Nacht und namentlich gegen Morgen bildete sich eine Eiskruste von drei bis vier Fuß Breite und mehreren Linien Dicke am Ufer der Inseln oder am Gestade des Sees, während um Mittag die Sonne noch eine sommerliche Wärme verbreitete und oft sogar unerträglich heiß brannte. Dies machte aber nur die Nachtfröste um so empfindlicher, und unsere jungen Reisenden mußten sich nicht nur mit den Füßen dicht an's Feuer legen, sondern oft auch alle ihre Pelze, Teppiche und Felle über sich breiten, um nur warm zu werden. Der Brauch, die Füße in die Nähe des Feuers zu legen, ist ein auf Erfahrung und Beobachtung gegründeter, denn wenn der am Boden Liegende keine warmen Füße und Beine hat, so kann er weder schlafen, noch am übrigen Körper behaglich warm werden; das hatten unsere jungen Jäger schon auf ihrem früheren Ausfluge in die Prairieen und namentlich auf den hohen Tafelländern des Llano Estacado erfahren. —

Der Große Sklavensee ist wie der Atabasco sehr lang und sehr schmal. Er erstreckt sich mehr als fünfzig deutsche Meilen lang von Osten nach Westen, ist aber nie über sechs deutsche Meilen breit und an manchen Stellen sogar kaum eine einzige deutsche Meile. Jenseit seines nördlichen Gestades ziehen sich die sogenannten Barren Grounds oder offenen Einöden hin, und dort begegnet dem Auge Nichts als öde kahle Hügel von Urgestein. Seine nördlichen Ufer sind von wohlbeholzten Hügeln umgeben, welche nach Nordosten hin immer höher werden, aber gegen den See hin in hohen steilen Felsenwänden abfallen, welche vorzugsweise aus Gneiß und Glimmerschiefer, zum Theil auch aus basaltischem

Gestein bestehen. Die Südseite des Großen Sklavensees dagegen zeigt einen ganz anderen geognostischen Charakter. Hier herrscht nämlich die Kalksteinformation vor, und man kann weit gehen, bis man eine Erhöhung antrifft, welche auch nur den Namen eines Hügels verdiente. Auch hier findet man einen schönen Baumschlag und ausgedehnte Wälder, namentlich von Pappeln, Föhren und Birken. Der ganze See ist mit Inseln und Eilanden besäet, von welchen viele ganz oder zum Theil mit Hochwald von den genannten Bäumen bestockt sind und noch mehrere Gehölz von Weiden zeigen. Die Gewässer des Großen Sklavensees wimmeln von Fischen, zumal an den tieferen Stellen, wo das Senkblei oft mit sechzig Klaftern noch keinen Grund findet, und auf einigen der Inseln, sowie in den Wäldern des Gestades giebt es im Sommer Wild die Fülle. Dieses ist sogar im Winter nicht selten, aber alsdann des tiefen Schnees wegen sehr schwierig zu verfolgen. Auch liegen manche der hier heimischen Thiere in der strengen Jahreszeit in ihrem Winterschlafe und haben sich zu diesem Behufe in hohlen Bäumen und Erdhöhlen und sogar im Schnee selbst verkrochen, wo sie Niemand aufzufinden vermag. Allein trotzdem begriffen unsere jungen Pelzjäger wohl, daß hier der beste Ort zu einem Winterquartiere für sie sein würde. Es lag ja klar am Tage, daß sie noch vor Eintritt der eigentlichen Winterszeit ihr Reiseziel nicht mehr erreichen könnten, denn wenn es selbst noch um einen ganzen Monat früher gewesen wäre, hätten sie vielleicht kaum unter den größten Schwierigkeiten den Rest des Weges zurückzulegen vermocht. Binnen wenigen Tagen mußte der Winter über sie hereinbrechen, wo sie alsdann doch irgendwo anzuhalten genöthigt waren. Allein unter allen Umständen war vielleicht keine Oertlichkeit zu einem längeren Aufenthalte geeigneter als das Gestade des Sees oder eine seiner Inseln, denn hier fanden sie wenigstens Ein unentbehrliches Lebensbedürfniß, das Holz, in reicherem Maaße als



irgendwo, und dies war ein gewichtiger Beweggrund, der für diese Stelle sprach. Nachdem sie daher den Entschluß gefaßt hatten, an irgend einem Orte auf längere Zeit zu lagern, setzten sie inzwischen ihre Fahrt nach dem westlichen Ende des Sees fort, ohne indeß zu unterlassen, sich dabei nach einer Oertlichkeit umzusehen, welche ihnen hierzu besonders passend erschien. Bis jetzt hatten sie noch keine Stelle gefunden, welche allen ihren Ansprüchen genügte, und da der See in der Nähe seines westlichen Endes sich in schiefer Richtung etwas nach Süden zieht, so machte Norman den Vorschlag, nun nicht mehr länger dem Gestade des Sees zu folgen, sondern quer über denselben nach einem Vorgebirge auf dem nördlichen Gestade des Sees hinüberzufahren, das unter dem Namen der „Sklavenspitze" bekannt ist. Dieses Vorgebirge gehört noch der Kalkstein-Formation an, ist ganz bewaldet und sollte, wie Norman gehört hatte, sehr reich an Wild sein. Die Wälder sollten von Hirschen wimmeln und in den benachbarten Niederungen sogar Büffel nicht selten sein. Es ist in der That dieses Vorgebirge der weiteste Punkt nach Nordost, wo diese Thiere noch vorkommen, und diese Thatsache führt uns auf eine andere nicht minder merkwürdige. Es ist dies der äußerste Punkt, bis wohin sich die kalkhaltigen Niederschläge einer früheren Periode der Geschichte unserer Erde erstrecken. Jenseit dieses Punktes nach Norden und Osten liegt nur das Urgestein der Barren Grounds zu Tage, wohin sich die Büffel niemals wagen. Hieraus ersehen wir also die Bezüge, welche zwischen der Thierwelt eines Landes und seinem geognostischen Charakter existiren, und sehen, daß der Verbreitungsbezirk des Büffels in Nordamerika sich nur über das kalksteinhaltige Flötzland erstreckt.

Norman's Vorschlag fand natürlich allseitige Zustimmung. Der Kahn ward in die offenen Gewässer des Sees hineingesteuert, und nach einem harten Tagewerk unausgesetzten Ruderns gegen den

Wind landeten unsere Reisenden todmüde auf einer kleinen bewaldeten Insel ungefähr in halber Breite des Sees, wo sie zu übernachten gedachten, um am folgenden Tage über die andere Hälfte des Sees vollends hinüberzurudern. Die Nächte waren mittlerweile schon so kühl geworden, daß man nicht mehr im Freien schlafen konnte, sondern jeden Abend ein Schutzdach von Baumrinde und Fichtenzweigen nach der Windseite hin errichten mußte, unter welchem das Feuer angezündet und die Lagerstatt angebracht wurde.

Als unsere jungen Jäger aber am anderen Morgen erwachten, gewahrten sie zu ihrem größten Erstaunen, daß der ganze See zugefroren war! Sie hatten beinahe etwas Derartiges gefürchtet, denn die Nacht war eine der kältesten gewesen, welche die drei Brüder aus dem Süden jemals erlebt hatten, — so kalt nämlich, daß sie insgesammt nur sehr wenig und unruhig geschlafen hatten. Bis jetzt war das Eis zwar nur dünn, allein dies war um so unangenehmer. Es war dick genug, um sie am Gebrauch ihres Kahns zu hindern; allein noch zu dünn, um ihr eigenes Gewicht zu tragen, und sie sahen nun ein, daß sie, vom Eise eingeschlossen, Gefangene auf dieser Insel waren!

Diese Wahrnehmung erfüllte sie mit einigem Unbehagen, ja mit einiger Angst; doch milderten sich ihre Befürchtungen bei der Erwägung, daß wenn sie nur auf der Insel bleiben könnten, bis das Eis entweder aufgethaut oder stark genug geworden war, um sie zu tragen, sie dann ohne Mühe und Gefahr vollends auf das nördliche Seeufer übersetzen könnten. Mit diesem Trost machten sie sich alsbald daran, ihr zeitweiliges Lager auf der Insel so behaglich zu machen, als die Umstände es gestatten würden. Die früheren Befürchtungen stellten sich jedoch bald wieder ein, als mehrere Tage vergingen, ohne daß das Eis dünner oder dicker wurde, sondern völligen Stillstand machen zu wollen schien. Am frühen

Morgen war es beinahe stark genug, einen Erwachsenen zu tragen; aber im Verlauf des Tages schmolz die Sonne es, bis es eigentlich nur noch eine Haut über das Wasser her bildete. Die Furcht unserer jungen Freunde wuchs, denn ihre Mundvorräthe waren beinahe erschöpft, es gab kein Wild auf der Insel, keinen Schwanz, keine Feder, denn sie hatten jedes Gebüsch schon mehrmals abgetrieben und Nichts gefunden. Zwei oder drei Male hatten sie sich versucht gefühlt, ihren Kahn wieder in's Wasser zu schieben und einen Weg für denselben durch das Eis zu brechen. Allein sie wußten, daß dieser Versuch mit eben so viel Arbeit als Gefahr verbunden sein würde. Das Eiland, worauf sie waren, lag zwei volle deutsche Meilen vom nördlichen Ufer des Sees entfernt und überdem war es weder leicht noch gefahrlos, aufrecht in einem Kahn zu stehen, so daß man arbeiten konnte. Man hätte dies nicht thun können, ohne das Gleichgewicht des Bootes zu gefährden oder gar dieses selbst zum Umschlagen zu bringen. Es ist ja schon ein gefährliches Unternehmen, sich in einem solchen Fahrzeug nur vorn über den Bug zu beugen. Unter so bewandten Umständen und Erwägungen ward der Gedanke, ein Fahrwasser für den Kahn im Eise zu eröffnen, aufgegeben. Allein ihre Lebensmittel waren am Ende, ganz aufgezehrt, und was sollten sie nun beginnen? Das Eis war noch immer zu schwach, um sie zu tragen. In der Nähe des Ufers wäre es vielleicht schon stark genug gewesen, allein weiter in den See hinein drohte wirklich Gefahr, — dort war es, wie sie wohl wußten, bedeutend dünner, denn es war dort erst später zugefroren. Es wäre Tollheit gewesen, sich jetzt dorthin zu wagen. Andererseits freilich waren sie vom Hunger, ja vielleicht sogar vom Hungertode bedroht, wenn sie länger blieben, wo sie waren. Es fand sich auch nicht der mindeste genießbare Gegenstand auf der Insel. Was war also zu machen? Daß der See auch hier fischreich war, daran konnten sie nicht zweifeln; es fragte sich nur, wie sie diese Fische fangen

sollten? Sie hatten es bereits mit Angel und Leine vergebens versucht und durch ein Loch im Eise Grundangeln hinunter gelassen; allein zu solch später Jahreszeit beißen die Fische an keinem Köder mehr an, und obschon sie fortwährend mehrere Grundangeln ausgeworfen ließen und nach denselben emsig sahen, so ward damit doch auch nicht das kleinste Fischlein gefangen.

Schon hatten sie einen Tag lang gehungert und waren im Begriffe, das tollkühne und verzweifelte Wagniß zu unternehmen und sich durch das Eis hindurch zu schlagen, als Norman plötzlich auf den Einfall kam: wenn sich die Fische nicht mehr mit Köder und Angel fangen ließen, so könne man ihrer vielleicht besser und gegen ihren Willen mittelst eines Netzes habhaft werden. Der Einfall wäre gar nicht übel gewesen, wenn sie nur ein Netz gehabt hätten; allein dies war natürlich auf der ganzen Insel und vielleicht auf zwölf Meilen in der Runde nicht zu finden. Der Mangel eines Netzes möchte nun vielleicht für solche Leute ein Hinderniß gewesen sein, welche gar leicht in Entmuthigung und Verzweiflung verfallen; allein so sanken unsere vier muthigen wackeren Jungen nicht. Sie hatten ja noch zwei sogenannte Pergamenthäute von jüngst erlegten Caribous oder Rennthieren, und Norman machte sich anheischig, aus diesen ein Netz anzufertigen. Dies sollte bald geschehen sein, meinte er, wenn nur die Anderen mit ihm Hand an's Werk legen und die ungegerbten enthaarten Hirschhäute in feine dünne Riemchen schneiden wollten, dünn genug, um sie anstatt Bindfaden verwenden zu können. Basil und Lucian nahmen daher sogleich ihre Messer zu Hand und machten sich emsig an die Arbeit, während Franz seinem Vetter Norman behülflich war, die Riemchen zusammen zu drehen und sie ihm nachher zu halten, während dieser sie in Maschen verwob und knüpfte. In wenigen Stunden waren beide Häute in feine Streifchen geschnitten und verarbeitet, und aus diesen entstand nun unter Norman's geschickter Hand ein



Netz, das ungefähr acht Ellen lang und drei Ellen breit war. Es sah zwar roh genug aus, aber es leistete vielleicht ebensogute Dienste, als wenn es aus Seide gestrickt gewesen wäre. Jedenfalls verlohnte es der Mühe, einen Versuch damit anzustellen, als es fertig war, und kaum waren daher die Senklothe daran befestigt, so ward es an den Wasserrand getragen.

Die drei Brüder aus dem Süden hatten noch nie ein Netz unter dem Eis werfen sehen, denn in ihrem Vaterlande ist Eis überhaupt schon eine große Seltenheit, und es gefriert niemals so dick, daß es das Gewicht eines Mannes tragen könnte; sie wären daher überaus begierig, zu sehen, wie dieser Versuch angestellt werde. Sie konnten sich gar keine Vorstellung davon machen, wie das Netz unter dem Eise ausgeworfen werden sollte, so daß man darin Fische fangen konnte. Norman aber wußte recht gut, wie dies anzustellen sei; er hatte es den Indianern abgelernt und selbst schon manches Mal probirt; es war ihm also nichts Neues, und er machte sich sogleich an die Arbeit.

Zuerst kroch er auf dem Eise in den See hinaus, bis er ungefähr dreißig Schritte vom Ufer entfernt war. Er wagte sich nur mit größter Behutsamkeit vorwärts, da das Eis unter ihm knackte. Als er an der Stelle angekommen war, wo er das Netz aussetzen wollte, kniete er nieder und bohrte mit seinem Messer mehrere Löcher in's Eis, die sämmtlich etwa sechs Fuß von einander entfernt und in Einer Linie angebracht waren. Er hatte sich bereits im Voraus mit einer geraden Stange von mehr als sechs Fuß Länge aus einem jungen Stämmchen versehen, an deren einem Ende er einen Strick angebunden hatte. Das andere Ende dieses Stricks war an das Netz an einer seiner Ecken angebunden. Er schob nun die biegsame Stange durch das erste Loch, das er gemacht hatte, und leitete sie so, daß sie gerade unter das zweite zu liegen kam. Bei diesem Loche erfaßte er die Stange von Neuem und schob sie nach

dem nächsten Loche hin, und so ging es fort bis zum letzten, wo er die Stange wieder herauszog und mit ihr natürlich auch den Strick. Das Netz ward nun in das erste Loch hineingezogen, und mittelst des bereits ausgespannten Strickes nach seiner vollen Länge ausgedehnt. Die Senklothe versanken nun natürlich im Wasser und gaben dem Netze eine senkrechte Lage. An seinen beiden oberen Enden wurde das Netz über dem Eise befestigt, und es war nun „ausgeworfen.“ Begreiflicherweise konnte jetzt nicht eher wieder Etwas mit demselben geschehen, als bis die Fische aus freiem Antrieb in dasselbe hineingeriethen, wo man es alsdann mittels des daran befestigten Strickes wieder auf's Eis herausziehen konnte. In ähnlicher Weise konnte es natürlich ohne große Mühe wieder an seine Stelle zurückgebracht und von Neuem ausgesetzt werden.

Sobald das Netz zum ersten Mal gestellt war, kehrten unsere jungen Jäger insgesammt wieder zu ihrem Feuer zurück, setzten sich mit hungrigen Blicken um dasselbe herum und warteten den Erfolg ab. Sie waren entschlossen, wenn kein Fisch gefangen werden sollte, ihren Kahn wieder zu besteigen und den Versuch zu machen, sich durch das Eis einen Weg nach dem nördlichen Ufer des Sees zu bahnen. Es kostete zwar Mühe, den Erfolg ihres Fischfangs ruhig abzuwarten, aber mit Aufbietung aller Geduld blieben sie doch zwei volle Stunden an dem Feuer sitzen, ohne nach dem Netze zu sehen. Dann gingen Basil und Norman auf's Eis hinaus, um zu untersuchen, was das Glück ihnen bescheert hätte. Unter erwartungsvollem Herzklopfen nestelten sie das Netz vom Stricke los und begannen es herauszuziehen.

„Es fühlt sich wirklich schwer an,“ sagte Basil, während das Netz gezogen wurde. „Hurrah!“ rief er; „da zappelt Etwas!“ und mit einem zweiten Hurrah wurde ein schöner Fisch herausgezo=

gen und auf dem Eis gelandet. Lucian und Basil, welche aus Furcht, daß das Eis nicht so Viele zugleich tragen könne, zurückgeblieben waren, antworteten vom Ufer aus ebenfalls mit einem Hurrah. Als das Netz noch um eine Armslänge weiter gezogen war, kam ein zweiter, noch weit größerer Fisch zum Vorschein und ward mit einem allgemeinen Hurrah begrüßt. Diese beiden Fische bildeten den ganzen Fang dieses ersten Zugs, und das Netz ward daher alsbald wieder behutsam ausgesetzt. Basil und Norman kehrten an's Ufer zurück, und Letzterer ward von seinen Gefährten mit Glückwünschen und Lobsprüchen überhäuft. Die Fische, von denen der größere ungefähr fünf Pfund wiegen mochte, ergaben sich als Forellen, und da sie sogleich zubereitet wurden, so waren unsere jungen Freunde bald im Stande, zu erklären, daß sie in ihrem ganzen Leben noch nie so köstliche Forellen verspeist hätten — eine Versicherung, die man sehr leicht glauben durfte, wenn man erwägt, daß ihr bedeutender Hunger dieser Kost noch eine besondere Würze verleihen mochte.

Der drängende Magen war zwar nun zufrieden gestellt, allein darum doch noch nicht alle Befürchtungen wegen der Zukunft beseitigt. Gelang es ihnen nämlich nicht, noch mehr Fische zu fangen, — und hierüber hatten sie ja noch gar keine Gewißheit — so waren sie nicht besser daran als zuvor, und ihre Verlegenheit schien noch verlängert. Ihre Bangigkeit schwand jedoch bald, denn ihr zweiter Fischzug erwies sich noch ergiebiger als der erste, und sie zogen nicht weniger als fünf Fische, die zusammen über zwanzig Pfund wiegen mochten, mit dem Netze heraus.

„Nun hat es keine Gefahr,“ sagte Norman; „ich hätte kaum erwartet, diesen Theil des Sees so fischreich zu finden. Jeder Zug wird uns nun eine Ausbeute liefern!“

„Die Forellen scheinen hier am häufigsten vorzukommen,“ meinte

Lucian; „ich glaube, wir könnten nun noch eine andere Art des Fangs versuchen, nämlich die mit Fackeln. Hast Du schon Forellen angespießt, Norman?"

„O ja, aber mit Pfeil und Bogen, wie die Indianer," gab Dieser zur Antwort.

„Wie wird denn dies angestellt?" fragte Franz.

„Die Indianer bringen vorn am Bug ihres Canoes an einer Stange ein Bündel Birkenruthen und Birkenrinde an, welches sie anzünden," sagte Norman; „wenn dann die Birkenrinde ihr röthliches Feuer auf das Wasser wirft, fahren die Rothhäute in den See hinein und liegen an einem Orte stille, wo das Wasser sieben bis acht Mannslängen tief ist. Der Schein, welcher auf das Wasser fällt, lockt die großen Seeforellen aus der Tiefe empor, und die Indianer schießen sie nun mit Pfeilen oder spießen sie mit einem Speere, dessen Spitze mit einem Widerhaken versehen ist."



„Das ist allerliebst!" rief Franz; „das wollen wir auch probiren!"

„Ich fürchte nur, es wird zu spät im Jahre sein," sagte Norman; „die Fische kommen schwerlich herauf."

„Mit nichten," versetzte Lucian; „ich erinnere mich mit Bestimmtheit, in einer Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß die Indianer einmal im Winter auf dem Eise eines Sees in solcher Weise fischten."

„Wohlan, so laß uns den Versuch machen!" sagte Basil. „Nur schade, daß Du diesen Einfall nicht schon vorgestern gehabt hast, dann hätten wir gestern nicht nöthig gehabt zu hungern."

„Kommt die Forelle nicht herauf, so kommt vielleicht ein anderer Fisch!" sagte Lucian; „ich denke, wir schlagen Löcher in's Eis, die ungefähr sieben bis acht Fuß breit und ziemlich rund sind; an jungen geraden Stämmen fehlt es nicht, um Lanzen zu machen, deren

Spitzen wir im Feuer härten, und überdies haben wir ja die Eisen von zwei Lachsharpunen bei uns. Richtet Euch nur Stangen zu den Feuerzeichen und zu den Speerschäften zu!"

Dies geschah denn auch, und am andern Abend war Alles so wohlgerichtet und das Eis in der Nähe des Ufers auch hinlänglich stark genug, um das Gewicht eines Mannes tragen zu können. Sobald die Nacht ganz eingebrochen war, zündeten die Brüder zwei Fackeln an, und Lucian und Norman einerseits, und Franz mit Basil andererseits gingen an die beiden Löcher hinaus, die sie vor Einbruch der Dämmerung im Eise angebracht hatten. Der Fang gelang über alle Maßen gut. Als der Lichtschein der Fackeln kaum einige Minuten auf das Wasser gefallen war, wo man ihn wie einen hellen umgekehrten Kegel bis zu einer ziemlichen Strecke in die Tiefe verfolgen konnte, stiegen einige Fische bis zur Wasserfläche herauf und glotzten in den Fackelschein über ihnen. Norman und Basil, als Speermänner, hatten es besonders auf die großen Weißfische abgesehen, welche bei den Indianern Attihawmeg, bei den Naturforschern aber Coregonus albus heißen, bis zu vier Pfund schwer werden und ein nahrhaftes treffliches Fleisch haben. Hiervon fingen sie an dem einen Abende so viel, daß sie daran für mehrere Tage zu essen hatten.

Die jungen Reisenden brauchten jetzt nicht lange mehr auf der Insel zu bleiben. Um die Vollmondszeit wurden die Nächte und Morgen so kalt, daß schon nach zwei solchen starken Nachtfrösten das Eis auf dem See beinahe einen Fuß tief wurde, und sie nicht länger mehr die Befürchtung zu hegen brauchten, es werde unter ihrer Last brechen. Sie setzten daher ihren Kahn mit all ihren Habseligkeiten auf zwei Schlittenläufe, die sie aus geschälten jungen Fichtenstämmen verfertigt hatten, schoben ihn so auf das Eis und zogen ihn an ihren Lassos und Stricken über dasselbe. In

wenigen Stunden hatten sie das nördliche Ufer des Sees, ganz in der Nähe des schon erwähnten Vorgebirges, erreicht, wo sie sich einstweilen eine zum Nachtlager passende Stelle aussuchten und ihr Bivouak aufschlugen.

XVII.

Im Winterquartier.

Nachdem sich unsere jungen Pelzjäger am anderen Tage eine geeignete Oertlichkeit zu einem längeren Standquartiere ausgesucht hatten, ging ihre nächste Sorge dahin, sich ein kleines Blockhaus zu erbauen. Da sie Alle halbe Hinterwäldler und in Handhabung der Axt sehr erfahren waren, so war dies eine Kleinigkeit für sie. An jungen Fichten- und Pappelbäumen war hier herum kein Mangel; dieselben waren bald gefällt und in Stücke von entsprechender Länge getheilt, dann mit Kerben versehen und an zwei Seiten des Stammes Etwas „lagerhaft" beschlagen, worauf dann das kleine Häuschen in derselben Weise aufgebaut wurde, wie sich unsere Knaben auf dem Lande im Winter aus Holzstäbchen einen sogenannten „Meisenschläg" oder „Meisenkasten" zu verfertigen pflegen. Ein Blockhaus ist im Grunde nichts Anderes, als ein solcher Meisenkasten in größerem Maaßstabe, aus Hölzern von fünf bis sechs Zoll Durchmesser und sechszehn bis achtzehn Fuß Länge aufgebaut. Das Dach bestand aus „Spältern," d. h. aus rohen Bohlen, die man mit Axt und Keil aus Lärchen- und Fichtenstämmen gespalten hatte. Die Thüre wurde mit der Säge eingeschnitten, die sie aus dem Fort mitgenommen hatten. Den Kamin und Schornstein erbauten sie aus losen Steinen, die sie in Menge am Seeufer fanden. Es war zwar ein sehr roher Bau, aber er hatte einen trefflichen



Zug. Eigentlich hätten unsere jungen Freunde jetzt noch etwas Lehm haben sollen, um die Ritzen und Fugen am Kamin und zwischen den Baumstämmen zu verstopfen; allein daran war nun nicht zu denken, da der Boden fest gefroren und es rein unmöglich war, den Schlamm aus dem See zu verwenden. Die Kälte war so bedeutend, daß selbst heißes Wasser sich im Freien binnen Kurzem in Eis verwandelte. Dies gab dem Blockhause einen wesentlichen Mangel, denn in einem solchen kalten Klima macht sogar das kleinste Loch in den Wänden ein Haus sehr unbehaglich, und sie mußten alles Ernstes daran denken, einen anderen weichen Stoff aufzutreiben, um die Fugen luftdicht zu verstopfen. Dazu schienen Gras und Moos am besten dienlich und Lucian machte sich sogleich auf, solches aufzusuchen. Nach kurzer Frist kehrte er mit einem Armvoll halbdürren Grases und frischen Mooses zurück, und es ergab sich, daß es zu dem beabsichtigten Zweck die besten Dienste leistete. Darauf machten sich nun Alle daran, einen hinreichenden Vorrath von solchem Gras und Moos zu sammeln, welche glücklicherweise ganz in der Nähe wuchsen, und nun begannen sie, damit die Ritzen und Fugen zwischen den Stämmen und zwischen den Steinen des Kamins zu verstopfen. Während sie damit beschäftigt waren, fanden sie, daß das Gras einen ziemlich starken Geruch aushauchte, beinahe wie Thymian oder Krausemünze. Wenn man eine Handvoll davon in's Feuer warf, erfüllte es die ganze Hütte mit einem angenehmen Dufte, wie von irgend einer köstlichen Essenz. Es war das sogenannte „wohlriechende Gras," welches in manchen Gegenden des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie in großen Mengen vorkommt, und aus welchem sich die Indianer nicht nur ihre Betten machen, sondern auch als Räucherungsmittel im Feuer verbrennen.

Während der ersten Tage ihres Aufenthaltes in diesem Blockhause hatten unsere Reisenden ausschließlich nur von Fischen gelebt.

Sie hatten ihr Netz von der Insel mit herübergebracht und es in der Nähe des Ufers ausgesetzt, wie wir es schon oben beschrieben. Der Fang war ergiebig gewesen, und sie hatten bei einem einzigen Zug nicht weniger als fünferlei verschiedene Arten von Fischen im Netze gefunden. Namentlich der schon erwähnte Weißfisch (Coregonus albus), der „Tittameg" der Pelzhändler, kam hier in Menge vor, denn dieser Fisch findet sich beinahe in allen Seeen und Flüssen des Gebiets der Hudsonsbay, und wird von den Indianern und Weißen wegen des Wohlgeschmacks seines Fleisches sehr geschätzt. Er bildet auf manchen Handelsposten oft wochenlang die einzige und ausschließliche thierische Kost, welche sich die Bewohner derselben verschaffen können, und diese wünschen sich oft noch Glück, wenn sie ihn nur in genügender Menge haben. Es ist übrigens kein großer Fisch; man fängt ihn meistens nur in Exemplaren, welche vier bis sechs Pfund schwer sind, und Stücke von mehr als acht Pfund Gewicht werden nie gefunden.



Außer diesem fingen unsere Jäger noch einen andern Fisch von derselben Gattung, aber geringerem Umfange, welchen die Pelzjäger und Reisediener seiner Farbe wegen den poisson bleu oder b l a u e n F i s ch nennen. Bei den Naturforschern heißt er Coregonus signifer. Er hält sich am liebsten in starker Strömung oder an kleinen Wasserfällen auf, wo man ihn oft wie eine Forelle aus dem Wasser hüpfen sieht. Auch leben im Großen Sclavensee verschiedene Arten Forellen und Lachsforellen, von denen einige das bedeutende Gewicht von achtzig Pfund erreichen. Eine Lachsart, Salmo Mackenzii, welche Sommers aus dem Eismeere bis in den Sclavensee heraufkommt, war natürlich jetzt nicht zu treffen; dagegen fingen unsere jungen Freunde andere Salmenarten, jedoch nicht von so bedeutendem Umfang. Auch Hechte fingen sich bisweilen in dem Netz, und namentlich eine Art Aalraupe, Gadus lota, einer der gefräßigsten Raubfische, dessen Fleisch eine nicht eben treffliche

Kost liefert. Dieser Raubfisch frißt alle möglichen im Wasser lebenden Geschöpfe, und eine Art desselben verschlingt oft so ungeheuer viele Krebse, daß sein Magen davon ganz ausgedehnt wird und seinem Körper eine ganz andere Gestalt giebt. So oft unsere jungen Abenteurer einen Fisch dieser Art fingen, warfen sie ihn verächtlich bei Seite, weil sie wußten, daß sein Fleisch äußerst widerlich schmecke. Marengo dagegen war nicht so wählerisch, sondern fiel immer alsbald über einen derartigen Fang her und labte sich daran weidlich.

So schmackhaft und lecker aber auch hier und da ein Gericht Fische ist, so wenig befriedigt auf die Dauer eine unausschließliche Fischkost einen civilisirten Magen. Das empfanden auch unsere Reisenden, und Basil nahm daher eines Morgens seine Büchse auf die Schulter, und zog in die Wälder der Umgebung auf die Pürsch, während die Anderen daheim blieben und an dem Blockhause arbeiteten, welches noch nicht ganz fertig war.

Basil schritt eine Weile in östlicher Richtung am Rande des Sees hin, und mochte kaum tausend Schritte weit gekommen sein, als er einen Hügel von Kiesgeschiebe erreichte, welcher dicht mit einer Nadelholzart bestockt war, die unseren Kiefern glich. Die Bäume dieser Art waren nicht über vierzig Fuß hoch, mit sehr dicken Stämmen und langen biegsamen Aesten. Ringsum wuchs gar kein anderer Baum, denn es ist eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Fichtenart — der sogenannten Grauföhre, Pinus Banksiana, — daß sie überall ihren Standort allein behauptet und alle anderen Hochstämme abtreibt. Basil bemerkte im Vorübergehen, daß viele von den Bäumen vollständig geschält waren, namentlich an den Aesten, und rings um den Fuß der Stämme her kleine Stückchen Rinde am Boden lagen, die gerade aussahen, als ob sie durch irgend ein Thier abgeschält und abgenagt worden wären. Er ging aber ruhig weiter und überdachte bei sich, was für ein Geschöpf wohl eine derartige Beschädigung angerichtet haben möge,

bis er an eine Stelle kam, wo der Boden mit feinem Sand und Staub bedeckt war. In diesem erblickte er unversehens Fährten, welche den Spuren eines menschlichen Fußes auffallend ähnlich waren; sie hatten jedoch nicht die Größe eines Mannsfußes, sondern waren um mehr als die Hälfte kleiner, ungefähr wie der Eindruck vom Fuße eines vierjährigen Kindes. Schon wollte er sich darnach herunterbücken, um sie näher zu untersuchen, als ihm eine Stimme an's Ohr schlug, die gerade wie das Weinen eines kleinen Kindes klang. Dies machte ihn so stutzig, daß er plötzlich wieder in die Höhe fuhr und sich allenthalben nach dem Geschöpfe umsah, von dem diese Töne herrühren mochten. Er konnte aber nirgends die Spur von einem erwachsenen Menschen oder einem Kinde entdecken, obschon er auf mehrere hundert Schritte in die Runde deutlich durch die Baumstämme hindurch zu sehen vermochte. Er lauschte gespannt, denn die Neugier, welche ihn überkam, hatte eine ziemliche Beimischung von Angst und Unruhe. Als er aber Nichts vernahm, trat er wieder einige Schritte vorwärts, und wollte sich eben abermals zu einer solchen Fährte herunterbücken, um sie näher zu untersuchen, als derselbe seltsame Schrei ihn wiederum erschreckte. Diesmal klang er noch lauter als zuvor, und schien aus größerer Nähe zu kommen; allein Basil bemerkte auch deutlich, daß er in der Höhe erschollen war. Das Geschöpf, von welchem der Schrei ausging, war sicherlich nicht auf dem Boden, sondern hoch oben zwischen den Baumästen. Er blickte hinauf und siehe da! dort oben in der Gabel einer dieser Föhren regte sich ein seltsames, häßlich aussehendes Thier, wie es ihm nie zuvor zu Gesicht gekommen war. Es hatte eine braune Farbe, beiläufig die Größe eines Dachshundes, dickes, struppiges Haar, und hatte sich in der Astgabel jenes Baumes so zusammengeduckt oder gekugelt, daß sein Kopf und seine Füße kaum zu unterscheiden waren. Sein fremdartiges Aussehen und der sonderbare Schrei, den es ausgestoßen, würden Manchen



erschreckt haben, der weniger muthig gewesen wäre als Basil. Gestand ja dieser doch selber, daß es ihm anfangs auch etwas „schwabbelnd" um's Herz gewesen sei. Allein ein kurzes Nachdenken brachte ihn auf die Vermuthung, was für ein Thier es eigentlich sein werde, — nämlich eines der harmlosesten Geschöpfe Gottes: das canadische Stachelschwein. Dieses Nagethier hatte all' diese Grauföhren an den Aesten geschält, denn die Rinde derselben ist seine Lieblingskost, und seine Fährte, die in der That ziemlich viel Aehnlichkeit mit der Fußspur eines Kindes hat, war es, welche Basil im Sande gesehen hatte.

Des jungen Jägers erste Regung war, die Büchse anzuschlagen und dem häßlichen Thiere Eins auf den Pelz zu brennen, welches gar keine Anstalt zur Flucht machte, sondern ganz regungslos hocken blieb und von Zeit zu Zeit seinen Schrei, wie das Weinen und Wehklagen eines Kindes, ausstieß. Dann aber fiel es Basil plötzlich ein, daß der Knall seiner Büchse jedes größere Wild vertreiben würde, welches möglicherweise hier in der Nähe wäre; und da das kleine Stachelschwein kaum eines Schusses werth war, so beschloß er bei reiflicher Erwägung, es lieber ungeschoren zu lassen. Er wußte aus Lucian's Schilderungen, daß er das Stachelschwein jederzeit hier wieder finden könne, denn diese Thiere wechseln nur selten ihren Standort, und bleiben oft einen ganzen Winter hindurch in demselben Gehölze. Er war daher entschlossen, falls ihm kein anderes Wildpret aufstoße, hierher zurückzukehren und auf das Stachelschwein anzustehen. Einstweilen aber warf er seine Büchse wieder über die Schulter und setzte seine Wanderung durch den Wald fort.

Je weiter er vorwärts schritt, desto lichter ward der Hochwald. Der Grauföhrenschlag ging in ein Pappelwäldchen über, das hier und da ein dichtes Unterholz von Weiden hatte. Die Hochstämme standen weit auseinander, und die Weiden wuchsen nur in Grup-

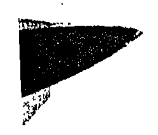
pen oder Büschen, so daß man auf mehrere hundert Schritte Entfernung das Gehölz überschauen konnte. Basil schritt mit aller Schweigsamkeit und Vorsicht eines echten Stilljägers dahin, denn ein derartiger Pürschgang ohne Hund heißt bei den Hinterwäldlern stille Jagd. Er bestieg einen niedrigen Hügel, hielt sich hinter einen Baum geduckt, der gerade vor ihm stand, und blickte behutsam durch dessen Krone. Vor ihm zog sich am Fuße des Hügels eine Ebene von ziemlicher Ausdehnung hin, die einerseits durch den Rand des Sees, auf den übrigen Seiten aber durch ziemlich lichten Hochwald begrenzt wurde, wie Derjenige war, durch welchen Basil schon seit einiger Zeit hingeschritten. Auf der Ebene selbst standen einige Bäume einzeln und weit auseinander, die nach keiner Richtung hin die Aussicht auf die Entfernung einer halben Wegstunde verdeckten. Der Boden war ganz frei von Unterholz, und nur am Rande des Sees lief ein Dickicht von Weiden wie eine lange Hecke hin.

Wie nun Basil vom Hügel hinunterblickte, gewahrte er ganz in der Nähe des innern Saums dieser Weiden eine Gruppe Thiere, — von einer Gattung, wie er deren noch nie zuvor gesehen hatte, und doch war es ihm ein leichtes, sie zu erkennen. Das schaufelförmige, weitklafternde Geweih mit den vielen Enden, welches sich auf dem Kopfe eines dieser Thiere erhob, zeigte, daß sie zur Gattung der Hirsche gehörten, und die ungeheure Größe dieses einen Geschöpfs, sowie seine ungeschlachte Körperform, seine hohen Beine, seine langen Eselsohren, der gewaltige Kopf mit der schlaffen Schnauze, der kurze Hals mit der emporgesträubten Mähne, vor Allem aber die breiten Schaufeln des Geweihs selbst — ließen Basil nicht den geringsten Zweifel mehr, daß die Thiere da unten Musethiere waren, — nämlich die größte, und wohl auch die ungeschlachteste und scheueste Art vom ganzen Geschlecht der Cerviden oder hirschartigen Thiere. Der mit dem großen Geweih war der Hirsch oder

Bock, oder, wie die canadischen Jäger sagen: der Bulle des Musethiers; die anderen waren die Hirschkuh und ihre beiden Kälber vom vorigen Jahr. Letztere waren erst halbwüchsig und hatten nicht „aufgesetzt,“ d. h. sie entbehrten gleich ihrer Mutter des breiten Schaufelgeweihs, welches den Kopf des Bullen schmückte. Sie waren Alle von dunkelbrauner Farbe, die in der Entfernung schwärzlich erschien; der Bulle aber war dunkler, als die übrigen.

Basil's Herz schlug laut; er hatte schon so viel von dem gewaltigen Musethier erzählen hören, und nun bekam er es zum ersten Mal zu Gesicht. In seiner eigenen Heimath kommt dieses Thier nicht vor, denn es ist nur den nördlichen Ländern eigen, und sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich nach Süden nicht über die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten hinaus, wo es aber bereits so selten ist, daß man es nur noch in den fast jungfräulichen Wäldern des Staates Maine und in einigen Gegenden der westlichen Gebiete findet. Nach Norden hin kommt es aber noch so weit vor, als die Hochwälder sich erstrecken, und einzeln trifft man es auch wohl noch über die Baumgrenze hinaus bis an die Küsten des Polarmeeres. Die Naturforscher sind noch nicht darüber einig, ob das amerikanische Musethier und das europäische Elenn (Cervus alces) dasselbe Thier sei; jedenfalls aber sind die beiden nicht wesentlich von einander verschieden. In Deutschland, wo es vor Zeiten ziemlich häufig war, kommt es nur noch in einigen Gegenden Ostpreußens (in der Nähe von Polangen und an der russischen Grenze) vor, und heißt in der Jägersprache Elch, Elchwild. Was man aber in Amerika mit diesem Namen bezeichnet, ist eine ganz andere Hirschart von geringerm Körperumfang, nämlich der sogenannte Wapiti, Cervus canadensis. Musthier heißt es nach seinem indianischen Namen musoa, zu Deutsch: Holzfresser, und diese Benennung ist eine ganz treffende, wie beinahe alle Namen, die den bilderreichen Sprachen jener Naturvölker entlehnt sind, denn

das amerikanische Elenn nährt sich hauptsächlich nur von Laub und den saftigen Zweigen der Bäume. Sein Körperbau ist auch, wie bei der Giraffe, ganz so beschaffen, daß es nur mit größter Mühe Gras oder irgend ein anderes Bodengewächs erreichen könnte, außer etwa wo solche Gewächse eine bedeutende Höhe erreichen oder an den Seiten eines sehr steilen Abhangs wachsen. Wenn das Musthier Gras fressen will, sucht es daher auch meistens solche Oertlichkeiten auf, und man sieht es häufig an der Seite eines steilen Hügels hinaufäsen, wobei es die beiden Vorderbeine weit vom Körper hinweg auseinander stellt. Sein Lieblingsfutter aber, welches in einer weit bequemern Höhe findet, besteht in den jungen Schossen verschiedener Baumarten; es giebt der Pappel, der Birke, den Weiden und namentlich Einer Weidenart, der sogenannten Rothweide, den Vorzug. Auch der gestreifte Ahorn (Acer striatum) liefert ihm in seinem Laub und jungen Gezweig eine so beliebte Kost, daß ihm die Pelzjäger den Namen Musthierholz gegeben haben. Auch den Blättern der Wasserrosen oder Nymphäen ist es sehr gewogen, und man sieht das Musthier daher zur Sommerszeit gern in die See hineinwaten, um die saftigen Blätter jener Wasserpflanze zu schmausen. Uebrigens geht es auch zu anderen Zwecken in's Wasser, nämlich um sich abzukühlen und mehrere Arten von Stechfliegen, Bremsen, Zecken und anderen Schmarotzerinsecten los zu werden, welche es in dieser Jahreszeit ausnehmend quälen und ihm ihre Eier auf die Haut legen. Bei diesen Gelegenheiten ist es leichter zu beschleichen als sonst, und die Indianer jagen es dann in Kähnen und erlegen es im Wasser, sowohl mit Speeren als mit Pfeilen. Man trifft das Musthier jedoch beinahe nie in großer Anzahl beisammen, denn es liebt die Einsamkeit, paart sich nur zu Einer Zeit des Jahres und lebt zu einer andern familienweise, wie Basil es getroffen hatte. Im Winter stellen ihm die Indianer im Schnee nach und jagen es auf Schnee-

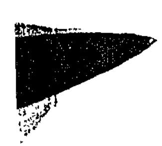


schuhen, welche dem Jäger den Vortheil gewähren, daß er nur an der Oberfläche des Schnees bleibt, während das Musthier mit seinen langen Beinen in die tiefen Schneewehen einsinkt, und daher ebenso sehr an der Flucht gehindert, als bald ermüdet wird. Trotzdem entkommt es doch häufig dem Jäger noch nach einer mehrtägigen Jagd. Wenn bisweilen ein sehr tiefer Schnee gefallen ist, so findet man wohl ein ganzes Dutzend dieser Thiere an Orten beisammen, wo sie sich zufällig zusammengesellt haben; sie treten hier alsdann den Schnee nieder, daß ein solcher Ort wie mit einer Mauer eingehegt erscheint. Einen solchen Ort nennen die Jäger ein „Musthier-Gehege." Findet man sie an einer solchen Stelle beisammen, so lassen sich diese Thiere leicht beschleichen und umstellen, und die weißen oder indianischen Jäger stellen dann ein Treibjagen auf sie an, worin wenige oder gar keins von dem umstellten Wilde zu entweichen vermag.

Wie schon erwähnt, schlug Basil's Herz beim Anblick dieses Wildes beinahe laut. Es gelüstete ihn sehr, eines der Musthiere zu erlegen, sowohl weil ihm diese Jagd noch etwas Neues war, als auch weil seine Gefährten und er im Lager sich sehr nach einer bessern Kost sehnten. Musthierfleisch aber ist ein berühmter Leckerbissen, und Basil wußte wohl, daß wenn er nur mit einigen Stücken solchen Fleisches an seiner Büchse zu den Andern zurückkehrte, sie ihn doppelt willkommen heißen würden. Zudem lieferte ein solches Thier einen Vorrath an Fleisch, von dem man schon einige Wochen zehren konnte. Dies Alles wußte Basil, dem schon mancher alte Jäger den köstlichen Wohlgeschmack und die saftige Textur eines Musbratens und die Trefflichkeit der Schnauze, die für einen königlichen Leckerbissen galt, gerühmt hatte. Auch die schöne Haut des Thieres war nicht zu verachten, sondern eine werthvolle Bereicherung ihrer Vorräthe, denn sie liefert die besten und dauerhaftesten Mocassinen unter allem Hirschleder, sowie Schneeschuhe, deren sie

bald sehr benöthigt sein würden, und eine warme Decke für das Bett. Alle diese Gründe zusammen machten es Basil höchst wünschenswerth, eines der Musthiere zu erlegen.

Er wußte wohl, daß dieses Wild schwer zu beschleichen ist, denn man hatte es ihm als das scheueste Rothwild geschildert; und überdies sollten sie gerade zu dieser Jahreszeit, zu Anfange des Winters, am scheuesten sein, was auch wirklich der Fall ist. Keinem Thiere kommt man zu dieser Jahreszeit so schwer auf Schußweite nahe, als dem Musthiere. Im Sommer ist dies ganz anders, weil alsdann die Stechfliegen diese Thiere in solchem Maße plagen, daß sie auf andere Feinde weniger Acht haben, und weil alsdann der Schütze sich weit leichter zu ihnen hinschleichen kann. Im Winter sind diese Thiere immer munterer und wachsamer. Ihr Geruch- und Gesichtssinn sind ungemein scharf, und sie selbst sind sehr schlau und verschlagen. Sie wittern einen Feind schon aus beträchtlicher Entfernung, namentlich wenn der Wind ihnen günstig ist, und das

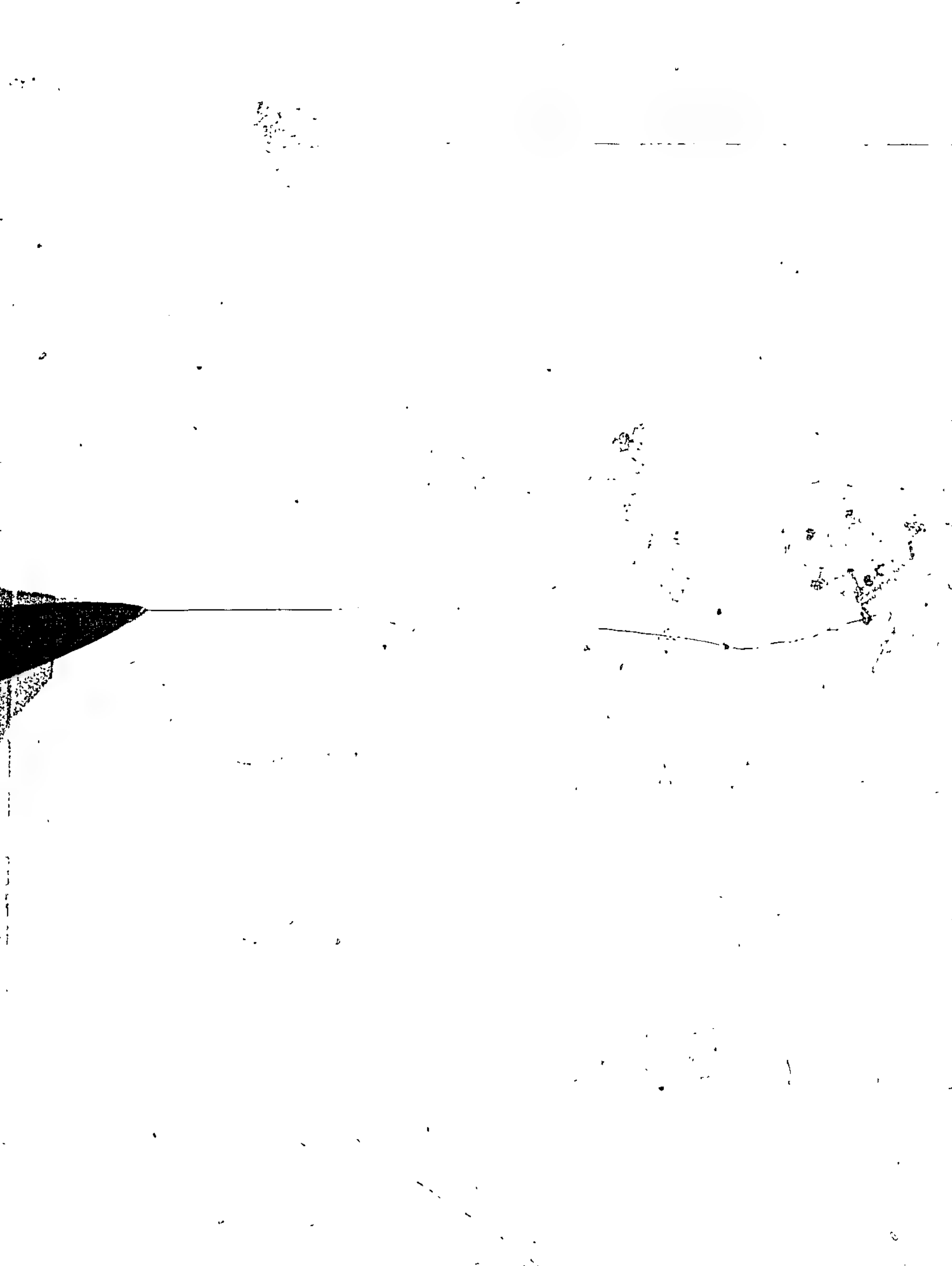


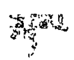
Knistern eines Zweiges, das geringste Rauschen eines Astes reichen hin, um sie in die Flucht zu jagen. Wenn sie durch den Schnee ziehen und sich ausruhen wollen, so schlagen sie gewissermaßen einen Haken, wie die Hasen, d. h. sie kehren um und thun sich in der Nähe der Fährte nieder, auf welcher sie bereits passirt sind. Dadurch bekommen sie Gelegenheit, jeden Feind zu hören, der ihrer Fährte folgt, und können seitwärts entfliehen, während der Verfolger sein Augenmerk immer geradeaus vor sich hin richtet, wo er sie vermuthet.

Basil hatte von allen diesen Listen und Kunstgriffen des Musthiers gehört, denn mancher alte Jäger hatte ihn von seinen Abenteuern auf der Jagd dieses edlen Wildes unterhalten. Er beschloß daher, dieser Musthierfamilie sich mit der größten Behutsamkeit zu nähern. Zunächst fuhr er mit der Hand in seine Jagdtasche, und suchte darin nach einer Flaumfeder, die sich vielleicht darin finden



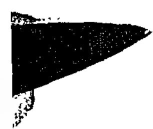
Das erlegte Elennthier



möchte. Als er eine solche gefunden, setzte er sie auf die Mündung seiner Büchse, hob diese sachte über seinen Kopf und beobachtete die Feder. Nach einer Weile trug der Wind sie davon, und Basil merkte sich die Richtung, welche sie einschlug. Dies nennt man in der Jägersprache das „Federwerfen," und versichert sich durch diesen einfachen Proceß genau der Richtung des augenblicklich herrschenden Windes, was für die Beschleichung jedes größeren Wildes von scharfem Geruchssinne sehr wesentlich ist. — Basil bemerkte zu seiner Befriedigung, daß der Wind vom See herunter wehte und beinahe gerade auf ihn zu blies. Er war also, wie die Seeleute sagen würden, fast leewärts von dem Musthiere; noch günstiger  aber war für ihn, daß der Wind sehr frisch ging, wie er am Wehen der Weiden sah, in deren Nähe sein Wild äste. Er wußte nun, daß er sich leicht unter die Weiden hinschleichen konnte, denn da sie noch einiges Laub hatten und überdies hohes Riedgras zwischen ihnen wuchs, so mußten sie nicht nur seine Annäherung verdecken, sondern auch durch ihr Säuseln im Winde das etwaige Geräusch seiner Schritte unhörbar machen. Er wandte sich daher ungesäumt den Weiden zu, ließ diese zwischen sich und dem Wilde, und begann sich nun längs dem Seeufer heranzuschleichen.

Es erforderte eine volle halbe Stunde, wobei er bald auf Händen und Füßen vorwärts kriechen, bald auf dem Bauche wie ein riesiges Reptil heranrutschen mußte, und nur dann und wann, an günstigen Stellen, in gebückter Haltung gehen konnte. Seine Geduld und Ausdauer wurden dabei auf eine harte Probe gestellt, bevor er sein Wild gehörig schußrecht bekam; aber Basil war ein echter Waidmann, der Schmerz und Ungemach zu ertragen und Geduld zu üben wußte, da diese Vorzüge sowohl im Waidwerk als beinahe in jeder andern Beschäftigung allein den Erfolg bedingen und ihre Belohnung finden. Endlich erhob er sich vorsichtig, bog die Zweige der Weiden behutsam auseinander, und sah ungefähr fünfzig

Schritte seitwärts von sich die hohen Schultern des Mus = Bullen und die breiten Schaufeln seines Geweihs über die Spitzen eines Weidengebüsches ragen, zwischen dessen Blättern die Schnauze des Thieres begraben war. Auch der übrigen Musthiere ward er noch in sicherer Schußweite ansichtig; allein er dachte nur an den Bullen, und richtete daher auch nur auf diesen sein Augenmerk. Wäre es Basil um die bessere Qualität des Fleisches zu thun gewesen, so hätte er sich entweder die Kuh (Hinde) oder eines der beiden Kälber zur Beute ausersehen. Bei Büffeln würde er dies gewiß gethan haben; allein weil er noch nie ein Musthier erlegt hatte, war er fest entschlossen, es nur auf den Leitbullen dieses „Triebs" abzusehen. Die übrigen Stücke Muswild standen ihm jetzt auch nicht so nahe wie der Bulle, und er sah nur von Zeit zu Zeit ihr Widerrist oder einen ihrer Köpfe über die Weiden ragen. Der Bulle bot ihm jetzt ebenfalls noch kein ganz sicheres Ziel: er kehrte dem Schützen gerade die Vorderseite mit der Stirn und dem „Stich" zu, und da Basil die Brust nicht sehen konnte, so schloß er, ein Schuß auf das Stirnbein würde beim Elenn ebenso wenig tödlich sein, als bei einem Büffel. Es bot sich ihm nur Eine andere Stelle dar, auf welche er mit einiger Aussicht auf Erfolg zielen konnte, nämlich das sogenannte „Blatt" oder die Vorderschulter; und nachdem er eine Weile gewartet hatte, bis das Wild ihm Gelegenheit zu einem sichern Schusse bot, zielte er hinter das Blatt und gab Feuer. Er hörte das laute Klappern der Hufe, als sich die Kuh und die Kälber davon machten, sah aber, daß der Bulle ihnen nicht folgte. Dieser hatte sich hinter den Weiden niedergelassen, und Basil hoffte schon, ihn verendet zu finden.

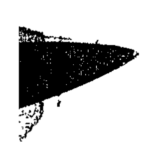


In seiner Begierde und Aufregung vergaß Basil, was ihm selten geschah, seine Büchse wieder zu laden, sondern brach ohne Weiteres durch die Büsche, und eilte auf die Lichtung hinaus und zu seinem Wilde hin. Wie erstaunte er aber, als er das Musthier

nicht todt, ja nicht einmal am Boden liegend, sondern nur auf den Vorderläufen knieend, natürlich aber verwundet fand. Die Kugel hatte den Hirsch nur längs dem Halse gestreift, wie Basil beim Näherkommen erkannte. Das Thier gönnte ihm jedoch nicht lange Zeit, es zu betrachten, denn kaum ward der Musbulle seines Verfolgers ansichtig, so richtete er sich mit wuthfunkelnden Augen zu seiner vollen Höhe auf, senkte das Geweih zum Schlag vorwärts und drang auf den Schützen ein. Basil sprang bei Seite und vermied auf diese Weise den Stoß; dem ersten Anprall war er glücklich ausgewichen, aber der Mushirsch drehte sich rasch um, rannte zum zweiten Male gegen seinen Gegner an und schlug mit den Vorderläufen hoch in die Luft, um jenen mit seinen schweren, langgespitzten Hufen zu treffen. Basil versuchte sich mit seiner Büchse zu vertheidigen, aber das Gewehr war ihm im Nu aus der Hand geschlagen. Noch ein einziges Mal wich der junge Schütze dem Anprall des wüthenden Thieres aus, dann aber sah er sich nach irgend einem Gegenstande um, der ihn retten könnte. Zunächst fiel ihm ein Baum in's Auge, dem er aus Leibeskräften zueilte. Das Musthier folgte ihm dicht auf den Fersen und er hatte kaum noch Zeit, den Baum zu erreichen und sich hinter den Stamm zu ducken, als der Hirsch vorüberprallte und mit seinem Schaufelgeweih Rindenstücke herunterriß. Basil hielt sich nun fortwährend hinter den Stamm geduckt, so daß der Musehirsch bei jeglichem Angriff denselben zwischen sich und seinem Opfer sah. Bald aber kam das Thier ganz wüthend dicht zu dem Stamme heran, und stieß mit den Augensprießeln (den untersten Zacken seines Geweihs) wider den Stamm, schlug mit den Vorderhufen rechts und links hinter denselben, und ließ ein lautes zorniges Schnauben und von Zeit zu Zeit auch ein gellendes Pfeifen hören, welches unserem jungen Schützen durch Mark und Bein drang. Der Aerger des Thieres über die Behendigkeit, womit Basil auf diese Weise seinem Angriffe

entging, schien seine Wuth noch gesteigert zu haben, und es ließ nun seinen Grimm an dem Baume aus, bis der Stamm auf eine Höhe von sechs Fuß ganz von Rinde entblößt war. Während dieses Vorgangs blieb Basil hinter den Stamm geduckt und „voltirte" immer nur ein wenig seitwärts um den Stamm herum, so daß er diesen stets zwischen sich und dem erzürnten Thiere hatte. Gern hätte er den Baum erklettert, um sich zwischen dessen Zweigen besser zu sichern; allein es war eine Pappel, die sich erst in ziemlicher Höhe vom Boden in Aeste theilte und zu großen Stammumfang hatte, um rasch und leicht erstiegen werden zu können. Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als sich auf diese Weise hinter dem Stamm zu decken.

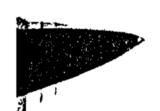
Dies währte beinahe eine Stunde, denn der Hirsch ruhte immer nur einige Minuten aus und griff dann mit ungeminderter Wuth seinen Feind von Neuem an. Sein Grimm schien unversöhnlich und seine Rachbegierde so hartnäckig wie beim Tiger oder irgend einem andern reißenden Thier. Wahrscheinlich war die Wunde, die ihm Basil's Kugel zugefügt hatte, schmerzlich, und ließ den Zorn sich nicht abkühlen. Unglücklicherweise ging dieselbe aber nicht einmal so tief, daß Basil hoffen durfte, der Hirsch werde sich daran verbluten; die Kugel hatte auf's „Blatt" getroffen, ohne den Knochen zu verletzen, und war dann unter der Haut weiter geglitten und in einem langen Streifen durch das dichte Muskelfleisch an Schulter und Hals verlaufen; auf diese Weise war das Thier nicht einmal gelähmt. Basil begann jetzt ernstliche Befürchtungen zu hegen, denn er war sowohl von Hunger als von Müdigkeit schwach geworden, und wußte ebenso gewiß, daß er diese Aufregung nicht mehr lange aushalten konnte, als er darüber im Zweifel war, ob und wann der Hirsch seine Verfolgung aufgeben werde. Er hatte gehört, daß schon öfters Jäger von angeschossenen Musthieren getödtet worden waren, daß diese Thiere mehrere Tage lang einem



Manne auflauerten, den sie auf einen Baum getrieben hatten. Er fühlte wohl, daß er es nicht einen einzigen Tag auf einem Baume aushalten konnte; er mußte entweder vor Ermüdung oder vor Frost von einem solchen herunterfallen, und der Hirsch würde ihn dann jedenfalls mit Geweih und Hufen angegriffen und getödtet haben. Ueberdem würden ihn seine Gefährten wohl kaum vor Einbruch der Nacht vermißt und aufgesucht haben, und waren dann wegen der Dunkelheit nicht mehr im Stande ihn ausfindig zu machen, geschweige denn ihm auf der Fährte zu folgen, da der Boden steinhart gefroren war und sein Fuß nicht die mindeste Spur darauf zurückgelassen hatte. Marengo allein hätte ihn vielleicht aufgefunden, diesen hatte er aber im Lager zurückgelassen, weil er pürschen wollte. Bis zum Abend und noch mehr bis zum andern Morgen mußte aber seine Fährte kalt sein, und von dem Hunde nicht mehr gefunden oder nicht mehr angenommen werden. Auch konnten Hirsche oder andere Thiere seine Fährte inzwischen gekreuzt haben, und den Hund schon jetzt irre machen. — Kurzum, Basil mochte sich seine Lage überdenken, wie er wollte, — er fand immer, daß die Befürchtungen seine Hoffnungen weit überwogen. Am meisten aber fürchtete er die mit dem Abend eintretende Kälte, gegen welche er gar nicht geschützt war und die ihn auf einem Baume, wo ihm jede Bewegung versagt war, um so rascher erstarren mußte. Basil hegte nun, wie gesagt, die ernstesten Besorgnisse, allein er verzweifelte darum noch nicht — er war nicht der Mann dazu. Seine jetzige Lage brachte es ihm nur um so mehr zum Bewußtsein, daß er rasch und entscheidend handeln müsse. Er sah sich aufmerksam um und suchte nach einem Mittel zur Flucht. Seine Büchse lag hundert Schritte von ihm entfernt; konnte er nur des Gewehrs sich bemächtigen, und wohlbehalten wieder hinter einen Baum oder auf einen solchen sich flüchten, so war die Büchse bald wieder geladen und der Verfolgung ein Ende gemacht. Allein es

war unmöglich, zu dem Gewehre zu gelangen — der Hirsch wäre ihm unfehlbar nachgeeilt und hätte ihn eingeholt. Basil mußte daher den Gedanken aufgeben, sein Gewehr zu holen.

Gerade in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen, wo die Büchse lag, bemerkte Basil mehrere andere Bäume, wovon der nächste kaum ein Dutzend Schritte von ihm entfernt war. Ungefähr ebenso weit von diesem stand ein anderer, und an diesen reihten sich in gleichen Zwischenräumen noch einige weitere. Basil nahm sich nun vor, zunächst diesen ersten Baum zu erreichen, und sich von hier aus von Baum zu Baum durchzuschlagen, bis er in dichtes Unterholz oder in den „rauhen" Wald gelangen würde, wo er dem Musthiere leichter entkommen zu können hoffte. Konnte er sich ja doch vielleicht auf diese Weise von einem Baumstamme zum andern fortschleichen bis in die Nähe des Lagers. Allein auch dieser Fluchtversuch war nicht ohne die größte Gefahr; wenn sein Fuß ein einziges Mal ausglitt, so mußte ihn der Hirsch einholen, und ihm drohte dann sicherer Tod.



Basil wußte dies, allein er ließ sich dadurch in seinem Vorhaben nicht irre machen. Er wartete nur, bis das Thier zwischen ihm und dem Baume stand, nach welchem er hinspringen wollte. Ihr wundert Euch vielleicht, daß er es nicht vorzog, das Thier auf der anderen Seite zu haben; allein er hatte seine gute Absicht dabei: hätte nämlich das Musthier so gestanden, daß es hinter ihm gewesen wäre, sobald er sprang, so konnte es ihm ja mit den ersten Sätzen nacheilen; stand aber der Kopf des Hirsches nach der andern Seite, so hoffte Basil dicht an ihm vorüber kommen zu können, weil das ungeschlachte Thier, wenn es auf diese Weise überrascht würde, jedenfalls einiger Zeit bedurfte, bis es sich umwandte, um ihm selber nachzusehen.

Die Gelegenheit hierzu zeigte sich endlich; unser Jäger bot alle

seine Kraft auf, sprang an dem Thiere so dicht vorüber, daß er dessen Schaufeln streifte, und lief aus Leibeskräften, ohne anzuhalten oder sich umzusehen, bis er den Baum erreicht und sich hinter dem Stamme desselben versteckt hatte. Der Hirsch folgte ihm und erreichte kaum eine Secunde nach ihm unter wüthendem Pfeifen und Schnauben den Baum. Ganz außer sich über die gelungene List seines Opfers griff das Musethier auch diesen Baum mit Huf und Hörnern an, wie den vorigen, und Basil schützte sich wiederum wie zuvor.

Nachdem er sich einige Minuten ausgeruht, flüchtete Basil ganz in gleicher Weise nach dem nächsten Baume und erreichte nicht nur diesen, sondern auch noch den fünften und sechsten wohbehalten. Nun aber sah er sich plötzlich die weitere Flucht abgeschnitten durch eine weite offene Fläche, die ihn vom dichten Walde trennte, und auf welcher nur da und dort in weiten Zwischenräumen einige kleinere Bäume standen, hinter deren Stämmen er keinerlei Schutz vor dem Thiere gefunden haben würde. Diese offene Fläche war mindestens zweihundert Schritte breit und erstreckte sich längs dem ganzen Rande des dichten Waldes. Basil durfte es nicht wagen, über diese Lichtung hin zu laufen, denn der Hirsch, welcher immer dicht hinter ihm her war, hätte ihn leicht einzuholen vermocht, ehe er noch die halbe Entfernung zurückgelegt, und er mußte daher jeden Gedanken an einen derartigen Versuch aufgeben.

Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als sich zwischen die Aeste dieses letzten Baumes hinaufzuschwingen, und dies war glücklicherweise sehr leicht, da einige der untersten Aeste nahe genug am Boden abzweigten, um mit einem tüchtigen Hochsprung erreicht werden zu können. Nachdem er daher eine Weile ausgeruht und das Thier mehrmals durch Neckereien gereizt hatte, seine Wuth an dem Stamme dieses Baumes auszulassen, sprang er plötzlich in die

Höhe, erfaßte mit beiden Händen einen Ast und schwang sich auf denselben hinauf, wonach er unverweilt höher kletterte, bis er zwischen einer der höheren Astgabeln saß.

Das Musethier schien nun wüthender als jemals; es rannte um den Baum herum, stieß mit seinem Geweih dagegen, erhob sich auf den Hinterläufen und schlug mit seinen Vorderhufen gegen den Stamm. Bisweilen reichte es mit seiner Schnauze bis an Basil's Füße, so daß dieser anfangs mit denselben nach dem Thiere stieß und dann sein Jagdmesser zog, um einige Stöße nach der Kehle des Hirsches zu führen.

Diese letzteren Versuche brachten ihn aber plötzlich auf einen andern Einfall, welchen Basil sogleich auszuführen beschloß. Er verließ die Astgabel, in welcher er gesessen, und kletterte höher hinauf; hierauf suchte er sich einen der längsten und geradesten Zweige aus und schnitt denselben hart am Stamme ab. Dies war bald geschehen; dann säuberte Basil ihn von allen Zweigen und der elastischen Spitze, bis der Ast zu einem geraden Pfahle wurde und einem Speerschaft glich. An das eine Ende dieser Stange legte er den Griff seines geöffneten Messers an, band dasselbe mit Riemchen, die er aus seiner Jagdtasche geschnitten hatte, ganz fest und sah sich nun im Besitz einer sehr wirksamen speerartigen Waffe, denn das Messer war ein sogenanntes Bowiemesser, mit einer fußlangen, starken, scharfen und ganz spitz zulaufenden Klinge, deren Heft halb so lang als diese selbst ist und in dieselbe eingeschlagen werden kann. Nun säumte er aber auch keinen Augenblick länger, von seiner Waffe den gehörigen Gebrauch zu machen, sondern stieg auf die untersten Zweige herab und reizte das Thier durch Neckereien, sich wieder auf die Hinterläufe zu stellen und nach ihm heraufzuschlagen. Sobald das Thier die Brust frei ließ, führte er aus Leibeskräften einen Stoß auf den sogenannten Stich und gleich darauf einen zweiten wirksamern nach der Seite des Halses, der dem

Hirsch die Halspulsader durchschnitt. Das Blut brach alsbald in einem dicken Strom heraus; das gewaltige Thier prallte zurück, stand eine Weile still und wankte auf den Beinen, und ehe zwei Minuten vergangen waren, brachen die Kniee unter ihm ein, und es stürzte mit schwerem dumpfem Fall zur Erde. Nach wenigen weiteren Minuten hatte Basil die Genugthuung, es verendet zu sehen.

Jetzt ließ er sich von dem Baume herunter und eilte nach seiner Büchse, die er sogleich lud. Hierauf kehrte er zu dem Wilde zurück und sperrte demselben das Maul mit einem Hölzchen weit auf, band sein Messer los und schnitt die ganze Schnauze sammt der Zunge und dem Halsbraten heraus. Schon hatte er diese in seine Jagdtasche gesteckt und mit dem Gewehr auf der Schulter sich zum Gehen angeschickt, als ihm ein anderer Einfall kam, der ihn veranlaßte, Halt zu machen und sein Gewehr nocheinmal abzulegen. Er zog sein Messer wieder, trat zu dem Wilde, vor dem er niederkniete, um einen Einschnitt unten am Bauche zu machen, worauf er in denselben hineingriff und etwas herausholte, das wie ein Theil der Eingeweide aussah. Es war die Blase. Diese leerte er aus, holte einen dürren Schilfstengel herbei und schnitt aus demselben ein Röhrchen, das er in die Oeffnung der Blase hineinsteckte. Hiermit wurde nun die Blase zu ihrem vollen Umfang aufgeblasen und mit einem Stück Hirschsehne am Halse wieder zugebunden. Das andere Ende der Hirschsehne ward an einem der darüberhängenden Aeste befestigt, so daß die Blase wenige Fuß über dem Körper des Musethieres baumelte und bei dem leisesten Lüftchen sich bewegte und herumtanzte. All' diese Vorsichtsmaßregeln hatte Basil nur getroffen, um die Wölfe von seinem erlegten Wilde abzuhalten, denn es war seine Absicht, so rasch wie möglich wieder zu dem Musethier zurückzukehren und es zu „zerwirken," d. h. ihm die Haut abzustreifen und das Fleisch zu zerlegen. Nachdem er die Blase in der

gehörigen Weise aufgehangen hatte, steckte er sein Messer wieder ein, schulterte seine Büchse und machte sich auf den Heimweg.

Bald hatte er das Lager erreicht, wo sogleich die Zunge gekocht ward, und nachdem unsere vier jungen Pelzjäger hiervon eine köstliche Mahlzeit gehalten hatten, zogen sie sogleich aus, um das Fleisch und die Haut des erlegten Musehirsches zu holen. Sie fanden ihr Wild noch ganz unverletzt; ohne die ausgehängte Blase würden sie aber vermuthlich nicht mehr viel davon gefunden haben, denn mindestens drei Dutzend großer hungriger Wölfe schwärmten in der Nähe herum, welche mit dem Hirsche trotz seines Umfangs binnen Kurzem fertig geworden wären. Die Blase hatte sie aber abgehalten, denn seltsamer Weise lassen sich diese Raubthiere, die es mit dem Fuchs an Schlauheit aufnehmen und in keinerlei Falle gefangen werden können, durch eine solch einfache und harmlose Vorrichtung einschüchtern.

Es ergab sich, daß das Musethier eines der größten seiner Art war; es hatte ungefähr die Größe eines Pferdes, und sein breites Schaufelgeweih mochte seine sechszig Pfund schwer sein. Der ganze Körper wog sicherlich seine fünfzehn Centner, und unsere Jäger mußten zwei Mal den Weg machen, um das Fleisch nach dem Lager zu bringen, und trotzdem verblieb den Wölfen noch manch schönes Stück an den Knochen. Auf dem Heimweg von dem zweiten Gange schoß Franz das Stachelschwein noch von demselben Baume herunter, auf welchem Basil es verlassen hatte.



XIX.

Das Leben in einem Blockhause.

Das Blockhaus war am 1. September fertig geworden, und nicht um einen einzigen Tag zu früh, denn gerade an diesem selbi=

gen Tage trat der Winter in seiner vollen Strenge ein. Ueber Nacht war nämlich ein tiefer Schnee gefallen, und am andern Morgen, als unsere jungen Reisenden sich vor dem Blockhause umsahen, war nicht nur der Boden ringsum einen Fuß hoch oder darüber mit Schnee bedeckt, sondern auch das Eis auf dem See ganz weiß überzogen. Tiefe Schneewehen lagen da und dort, und das Wandern über dieselben war mit großen Schwierigkeiten verbunden; es mußte also jetzt alles Ernstes an die Anfertigung von Schneeschuhen gedacht werden.

Diese Schneeschuhe sind eine indianische Erfindung und in dem Winter der Polarregion von Amerika ein beinahe ebenso unumgänglich nothwendiges Bedürfniß, als die Kleidung selbst. Ohne Schneeschuhe wäre eine Reise zu Fuß ganz unmöglich. In jenen Gegenden liegt, wie schon erwähnt, der Schnee oft mehrere Fuß hoch auf dem Boden und bleibt ohne eine beträchtliche Verminderung sechs und in manchen Jahren sogar acht bis neun Monate lang liegen. Zu Zeiten ist der Schnee hart genug gefroren, um einen Mann ohne Schneeschuhe an seiner Oberfläche zu tragen; allein häufiger wird er durch das öftere Aufthauen und frische Schneefälle ganz weich, und zu solchen Zeiten ist das Reisen auf dem Schnee sowohl schwierig als gefährlich. Um nun der Schwierigkeit wie der Gefahr zu begegnen, bedienen sich die Indianer der ganz eigenthümlichen Fußbekleidung, welche die Engländer Schneeschuhe, die Canadier raquets nennen. Sie sind unter sämmtlichen Indianerstämmen des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie im Gebrauche, und ohne dieselben wären diese Menschen Monate lang außer Stande, ihre Wohnorte zu verlassen, geschweige denn dem Hirsch oder irgend einem andern Wilde nachzustellen. Da nämlich beinahe alle Wilden sehr leichtfertig sind und alle Fürsorge in den Wind schlagen — und zwar gar keine in solch hohem Grade wie die Indianer Nordamerika's, — so müßten ganze Stämme von

ihnen vor Hunger sterben, wenn sie während einer gewissen Jahreszeit verhindert wären, auf die Jagd zu gehen. In der That sterben jetzt schon viele Individuen von ihnen vor Hunger, und das Leben all dieser Indianer ist im Grunde wenig mehr als ein einziger fortgesetzter Kampf, um genug Nahrung zu ihrem Lebensunterhalte aufzutreiben. Zur Sommerszeit leben sie oft im größten Ueberfluß, metzeln Hirsche und Büffel zu Hunderten hin, nehmen von denselben nur die Zungen und überlassen alles übrige Fleisch ruchloser und thörichter Weise den Wölfen; im Winter dagegen sieht man diese selben Indianer bisweilen ohne ein Pfund Fleisch in ihrem Lager liegen; ihr eigenes Leben und dasjenige ihrer Familien hängt gänzlich von dem Erfolge des Waidmannsheiles eines einzigen Tages ab.

Um jedoch nicht unnütz abzuschweifen, wollen wir wieder auf unsere Schneeschuhe zurückkommen. Ich will zunächst sie beschreiben und ihre Verfertigung schildern. Jeder meiner jungen Leser hat ohne Zweifel schon die Raketten in der Hand gehabt, womit man die Federbälle schlägt. Denke man sich nun eine derartige Vorrichtung in Gestalt (), drei bis vier Fuß lang, in der Mitte, d. h. am breitesten Theile, einen Fuß breit, und von hier aus nach beiden Enden hin sich zuspitzend. Der Rahmen dieser Vorrichtung ist ein Reif von leichtem zähem Holze, das sorgsam gebogen und mit dem Messer geglättet ist. Man hält die dünneren Aeste der sogenannten Grauföhre oder Besenfichte, Pinus Banksiana, für vorzüglich geeignet zu diesem Zwecke, da dieses Holz leicht, biegsam und von außerordentlich zäher Textur ist. Diese ist überhaupt einer der gemeinnützigsten Bäume, den die Indianer überall, wo er vorkommt, mit besonderer Freude begrüßen, denn sie machen aus seinem Holz am liebsten ihre Zeltstangen, das Zimmerwerk ihrer Kähne und andere Geräthschaften, namentlich aber ihre Pfeile,

weshalb die canadischen Pelzhändler und Reisediener ihm den Namen Pfeilholz (bois de flèche) gegeben haben.

Wenn der Rahmenreif der Schneeschuhe in seine geeignete Gestalt gebogen ist, so werden daran in der Mitte zwei Querhölzer so angebracht, daß sie einige Zolle weit auseinander stehen. Auf diesen soll nicht nur der Fuß ruhen, sondern sie müssen auch der ganzen Vorrichtung Stärke und Dauer geben. Sind die Querhölzer fest angemacht, so wird über den ganzen Reif her ein solides Netzwerk aus Hirschsehnen oder dünnen Riemchen von sogenannter Pergamenthaut geflochten und nur eine kleine Stelle vor dem vordersten Querholze da freigelassen, wo der Ballen des Fußes ruhen soll. Man überflicht diesen Raum des Schneeschuhes deshalb nicht, damit die Zehen beim Gehen freies Spiel haben sollen. Zuweilen nimmt man statt der Hirschsehnen oder Riemchen auch Eingeweide, welche zu einer Art roher Darmsaite zusammengedreht sind, und dieses Netzwerk gleicht dann auffallend demjenigen unserer Raketten beim Federballspiel.

Der fertige Schneeschuh wird nur mittels eines Riemchens oder einer Schleife von Sehnen am Fuße befestigt, und ein Paar so getragener Schuhe bietet dem Schnee eine Widerstandsfläche von nahezu sechs Quadratfuß, oder bei größeren Schneeschuhen sogar eine noch bedeutendere Fläche, — jedenfalls aber soviel als hinreicht, den schwersten Mann auf dem weichsten Schnee zu tragen, und ein so beschuhter Indianer eilt über den Schnee beinahe so leicht hinweg ein Schlittschuhläufer.

Die Schuhe der verschiedenen Indianerstämme sind nicht alle von gleicher Gestalt, sondern hierin machen sich alle möglichen Moden und Launen geltend. Bei einzelnen Stämmen, z. B. den Chippewäh's, ist die eine Seite des Schneeschuhs beinahe gerade, und der Schuh paßt daher nicht für beide Füße gleichermaßen, son-

dern nur für den linken oder den rechten; meist ist der Schneeschuh jedoch so eingerichtet, daß er für beide Füße gleichermaßen taugt.

Da die Schneeschuhe nun ein unabweisbares Bedürfniß für sie geworden waren, so machten sich unsere Reisenden sogleich an die Verfertigung von vier Paaren derselben, damit alle gleichzeitig damit versehen seien. Norman wußte trefflich mit der Herstellung derselben umzugehen und machte daher den Schuhmacher; er konnte die Reifen spalten, biegen und binden und das Netzwerk hineinflechten, so daß er in diesen Künsten manche indianische Squaw beschämt haben würde. Die Anderen legten natürlich ebenfalls mit Hand an. Lucian schnitt die Haut des Musethiers in regelmäßige schmale Streifen; Basil watete durch den Schnee hinaus und holte die zu den Rahmhölzern und Reifen geeigneten Aeste der Besenfichte aus jenem Gehölze, worin er jüngst das Stachelschwein getroffen hatte; alsdann schälten er und Franz diese Aeste, richteten sie mit dem Messer zu und krümmten sie in der heißen Asche, bis sie trocken und für die Hand des Flechters geeignet waren.

Diese Arbeit nahm sie mehrere Tage in Anspruch, dann aber hatte jeder ein zu seiner Größe und Schwere passendes Paar Schneeschuhe.

Die zweite nächste Sorge der vier jungen Jäger ging nun dahin, sich einen Vorrath von Lebensmitteln für den Winter anzulegen. Vorerst hatten sie an dem Fleische des Musethieres Proviant genug für den augenblicklichen Gebrauch; allein sie wußten wohl, daß dieser Vorrath nicht allzu lange vorhalten würde, da sie weder Brod noch andere vegetabilische oder thierische Kost hatten. Leute in ihrer Lage aber bedürfen eine große Menge Fleisch zu ihrem Unterhalt, — weit mehr als Diejenigen, welche in großen Städten leben und eine große Abwechselung in ihren Nahrungsmitteln und Getränken haben. Der gesunde Jäger, Reisende oder Pelzhändler erfreut sich stets eines tüchtigen Appetits, und das Fleisch an und für sich ist

ein Nahrungsmittel, das sich schnell verdaut und einer neuen Mahlzeit Platz macht. Ueberdies ist es Thatsache, daß eine einzige Speise, selbst von sehr bedeutendem Gehalt an Nahrungsstoffen, nicht so sättigend und nährend wirkt, wie zweierlei Speisen (von denen die eine weit weniger nährend sein kann) die zusammen genossen werden. Jedenfalls genügt bei einer aus mehreren Nahrungsstoffen zusammengesetzten Kost eine weit geringere Menge, als von einem einzigen Nahrungsstoffe. — Man wird daher staunen, wenn man erfährt, daß die tägliche Ration, die gewöhnlich einem der Angestellten der Pelzcompagnieen auf der Reise ausgesetzt ist, so bedeutend ist, daß man bei uns eine ganze Familie davon ernähren könnte: in einigen Theilen des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie erhält nämlich der Jäger oder Reisediener täglich seine acht Pfund Büffelfleisch, welches nicht nur gänzlich von ihm aufgezehrt wird, sondern öfters nicht einmal zu seiner vollständigen Sättigung hinreicht. Ein einzelner Hirsch und sogar ein Büffel reicht daher für eine Gesellschaft Pelzhändler oder Jäger nur sehr kurze Zeit, namentlich wenn dieselben keine andere Beikost an Brod, Zwieback u. dergl. haben.

Aus diesen Gründen war es daher für unsere Reisenden ein ernstes Anliegen, all ihren Witz und alle Mühe aufzuwenden, um noch einen bedeutenden Vorrath von gedörrtem Fleisch herbeizuschaffen, bevor der Winter so strenge ward, daß die Jagd aufhören mußte. Außerdem trieb sie hierzu noch ein anderes Anliegen: das Bedürfniß geeigneter Kleidung. Alle waren zwar mit Kleidern versehen, wie sie für die seitherige mildere Jahreszeit und ein gelinderes Klima gepaßt hatten; allein sie wußten recht gut, daß jene für einen Winter am Großen Sclavensee nicht hinreichten. Sie mußten noch manchen Hirsch erlegen und manche Hirschhaut gerben und zurichten, bevor sie mit den erforderlichen Winterkleidern und den ebenso nothwendigen Decken von Hirschhaut versehen waren.

Mit den fertig gewordenen Schneeschuhen gingen nun Basil und Norman jeden Morgen auf weite Jagdzüge und Streifereien, von welchen sie selten vor Einbruch der Nacht zurückkehrten; zuweilen brachten sie einen Hirsch oder vielmehr ein Rennthier von jener Unterart des Caribou mit, welches bei den Jägern das Waldrennthier heißt und in jener Gegend ziemlich häufig ist. Uebrigens nahmen sie von jedem erlegten Thiere dieser Art nur die besten Stücke mit, da das Fleisch des Waldrennthiers nicht sehr geschätzt wird. Das Waldrennthier ist zwar weit größer, als das auf den sogenannten Barren Grounds heimische Caribou, und wiegt ungefähr anderthalb Centner; allein sowohl die Haut als das Wildpret stehen an Güte hinter dem Caribou der offenen Einöden zurück*). Manchmal erlegten sie auch kleineres Wild; aber es kam auch vor, daß sie nach Hause zurückkehrten, ohne einen einzigen Schuß gethan zu haben. Einmal hatten sie das besondere Glück, ein ganzes Rudel Musethiere zu erlegen, welches aus fünf Individuen bestand, nämlich dem alten Hirsch oder Bullen, einem Spießer — d. h. einem jungen Hirsch, an dessen Geweih die „Stangen" noch keine Schaufeln und Enden angesetzt hatten — der Kuh und zwei Kälbern. Diese hatten sie auf der Fährte ausgemacht und eine weite Strecke verfolgt, bis es ihnen gelungen war, sie endlich in ein Thal zu treiben, wo der Schnee besonders tief lag und das Musewild bedeutend einsank. Tags zuvor war ein leichter Regenschauer gefallen, welcher die Oberfläche des Schnees geschmolzen hatte; diese war

*) Eine ähnliche Erscheinung bietet sich auch bei der Gemse unserer Alpen dar, die man auch in Waldthier und Gratthier unterscheidet. Das Waldthier kommt in den mittlern Regionen des Gebirges innerhalb der Baumgrenze vor, und ist größer und feister als das über der Baumgrenze zwischen den unwirthlichen Felsen lebende Gratthier, in dessen Standort nur sogenanntes Knieholz (Legeforchen, Latschen) vorkommt. Dennoch sollen Haut und Wildpret des behenderen Gratthiers besser sein, als bei der besser genährten Waldgemse.

dann wieder zu einer leichten Eiskruste zusammengefroren, durch die die Musethiere bei jedem Schritte einbrachen und sich die Fußknöchel und Fesseln zerrissen, so daß sie eine ganz blutige Fährte zurückließen. Unter diesen Umständen waren sie leicht „auszumachen,“ und Basil und Norman holten sie mittels ihrer Schneeschuhe bald ein und schossen ein Stück um das andere nieder, bis das ganze Rudel im Thale hingestreckt lag. Hierauf wurde das erlegte Wild sogleich abgestreift und zerwirkt, und die Häute und Viertel an hohen Baumästen aufgehangen, um sie vor Wölfen zu sichern. Von Bären und Wolverenen (Fjällfraß, Gulo arcticus) wären sie auf den Bäumen freilich nicht sicher gewesen, da diese beiden Raubthiere gute Kletterer sind; aber glücklicherweise waren keine solchen in der Nähe. Als das Wild zerwirkt war, sah der ganze Ort aus wie ein großer Schlächterhof. Die beiden Jäger beluden sich sodann mit den besten Stücken, namentlich den Zungen, Schnauzen, Halsbraten und Lebern der Musethiere, und wanderten nach ihrem Blockhause zurück, wo die Kunde von diesem außerordentlichen Waidmannsglück große Freude verursachte, und diesem Tage ein besonders freundliches und dankbares Andenken gewidmet wurde.

Am andern Morgen verfertigten Lucian und Norman einen rohen Schlitten, mit welchem Basil und Norman nach jenem Thale zurückkehrten und auf mehrern Wanderungen das Fleisch und die Häute des erlegten Wildes heimholten. Häute wie Fleisch waren über Nacht steinhart gefroren, und als Lucian von dem Fleische die ersten Stücke mit der Axt herunterhieb, die er zur Bereitung des Mittagbrods bedurfte, konnte sich Franz eines lauten Lachens nicht erwehren.

„Es sieht doch fürwahr recht komisch aus, Lucian, wie Du da die Rippen herunterhaust, als ob Du Holz hacktest!“ rief er seinem Bruder zu; „meiner Treu, wenn ich eines der Kälber geschossen hätte, so würde ich ihm Pfähle an die Läufe gebunden und es auf

allen Vieren haben gefrieren lassen. Es müßte recht possierlich ausgesehen haben!"

Nun aber wurden vor dem Blockhause große Feuer angezündet, und an diesen waren die Brüder mehrere Tage lang unausgesetzt beschäftigt, das Fleisch zu zertheilen und zu trocknen. Hätten die Brüder mit Bestimmtheit gewußt, daß der Frost den ganzen Winter hindurch anhielt, so hätten unsere jungen Freunde sich die Mühe des Dörrens dieses Fleisches ersparen können, denn das bereits ziegelhart gefrorene Fleisch wäre während des ganzen Frostes frisch geblieben; allein sie hatten gehört, daß das gefrorene Fleisch beim ersten Thauwetter in Fäulniß übergehe, und Norman prophezeite ihnen, daß sie noch vor Weihnachten ein mehrere Wochen anhaltendes besseres Wetter haben würden. Da wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, einen Theil ihrer werthvollen Lebensmittel aus Mangel an sorgfältiger Behandlung einzubüßen, und da sie hier einen Ueberfluß an gutem Brennholz und an Muße hatten, so scheuten sie die kleine Mühe der Bereitung von getrocknetem und geräuchertem Fleische nicht.

Der Vorrath von Lebensmitteln oder vielmehr Fleisch, den sie nun beisammen hatten, versprach für mehrere Monate auszureichen; die Jagd war daher fortan mehr Zeitvertreib, als Sache der Nothwendigkeit für sie, obschon sie zugleich frisches Fleisch lieferte, welches unsere jungen Freunde natürlich dem gedörrten vorzogen. Vor Allem aber that ihnen die körperliche Bewegung und das Vergnügen noth, die ihnen das Waidwerk bereitete, denn es giebt nichts Peinlicheres und Verzehrenderes, als in ihrer Lage müssig und unthätig zu bleiben. Krankheit und Langeweile sind die nothwendigen Folgen einer derartigen Unthätigkeit. An Langerweile fehlte es ihnen ohnedem nicht, so sehr sie sich auch anstrengten, derselben entgegenzuarbeiten. Allein man denke sich diese vier Jünglinge ohne Bücher, ohne Spiele oder musikalische Instrumente, lediglich nur auf

sich selbst beschränkt, hier mitten in der Wildniß in einer einsamen Blockhütte beisammen, in den immer kürzer werdenden Wintertagen, und umgeben von all der Unbill und dem Ungemach und der Strenge eines hochnordischen Winters. Nicht nur, daß die Abende sehr lang waren — oft war auch Tagelang die Kälte so furchtbar, daß die jungen Leute kaum die Nasen zur Thüre hinausstecken konnten, obschon Jeder von ihnen nun mit der vollständigen Winterkleidung aus zubereiteten Hirschdecken versehen war, welche Lucian, der Schneider der Reisegesellschaft, verfertigt hatte. An solchen Tagen mußten sie alsdann von früh bis spät in ihrem Blockhause eingesperrt bleiben und wußten sich kaum die Zeit zu vertreiben, obschon sie ihre Gewehre reinigten, ihr Netz erweiterten, ihre Kleider flickten und sich ähnliche Beschäftigungen machten. An geistigen Genüssen fehlte es ihnen aber auch an diesen Tagen nicht, denn Lucian unterhielt seine Gefährten von der Natur, die sie umgab, aus dem vielseitigen und reichen Schatze seiner Kenntnisse, die er den Anderen mit Vergnügen mittheilte. Norman gab seine praktischen Erfahrungen über das Leben hier oben in der Pelzregion, seine eigenen Jagd- und Reise-Abenteuer unter den Pelzjägern und Pelzhändlern und die vielerlei Geschichten zum Besten, die er von jenen früheren Gefährten am Lagerfeuer hatte preisgeben hören; und wenn Franz seine besondere Gabe, lustige Geschichten, Anekdoten und Scherze gut zu erzählen, recht zu verwerthen wußte, so machte Basil dafür ein anderes Talent geltend, welches in einer guten Unterhaltung nicht minder wesentlich ist, nämlich sein Talent zum Zuhören! Auf diese Weise that unser Quartett von Reisenden wenigstens sein Möglichstes, um aller Langeweile entgegenzuarbeiten.

Dies Alles ließ sich eine Zeit lang wohl ertragen, und unsere jungen Freunde ergaben sich auch fünf oder sechs Wochen lang ziemlich heiter und gefaßt darein; allein die Aussicht, daß diese

Lebensweise noch beinahe sechs Monate lang dauern sollte, begann ihnen bei reiferer Erwägung doch ein wahres Grausen einzuflößen. Auch die Jagdabenteuer, welche ihnen zu anderen Zeiten großes Interesse bereitet haben würden, gingen nun vorüber, ohne irgend eine Aufregung zu verursachen, und der ganze Verlauf ihrer Beschäftigungen erschien ihnen namenlos eintönig. Beinahe alle Viere waren Jünglinge vom rührigsten, erregtesten Charakter, und die Meisten von ihnen alt genug, um über den Werth der Zeit nachzudenken. Daher begann je länger desto mehr der Gedanke an eine so lange Absperrung von allem civilisirten Leben, und vor Allem die an die Unmöglichkeit jeder gemeinnützigen und nutzenbringenden Beschäftigung allmählich mit Centnerlast auf ihr Gemüth zu drücken. Sie Alle, außer Franz, konnten sich für einen längern Zeitraum nicht zu einem solchen eintönigen und unthätigen Leben bequemen, und sie sehnten sich daher Alle schmerzlich nach einer Veränderung.

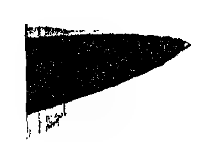
Als sie eines Tages über diesen Gegenstand sprachen, platzte Basil plötzlich mit dem dreisten Vorschlag heraus, sie wollten aufbrechen und ihre Reise fortsetzen. Dieser Vorschlag gewann die Anderen beinahe schon durch die Ueberraschung, die er ihnen bereitete, und es bedurfte nur eines geringen Zuredens, damit sich auch die Anderen dafür entschieden. Es ward eine lange Berathschlagung über diesen Gegenstand gehalten, in deren Folge Franz sogleich zustimmte. Lucian erhob mit seiner angeborenen Behutsamkeit und Vorsicht gerade keinen Widerstand dagegen, sondern wies nur auf gewichtige Gegengründe und überhaupt auf das Gefahrvolle dieser Unternehmung hin. Das Hauptgewicht für die Entscheidung lag nun in Norman's Hand, auf deren Abstimmung die Anderen sehr gespannt waren, da er vermöge seiner Erfahrung wenigstens in dieser Sache am besten zu rathen vermochte und jedenfalls den Ausschlag geben konnte.

Norman räumte all' die Gefahren ein, auf welche Lucian auf-

merksam gemacht hatte, war aber der Ansicht, man könne sie mit einiger Vorsicht alle überwinden. Im Allgemeinen billigte er Basil's Vorschlag, und so ward derselbe endlich angenommen. Auf Norman's sonstige angeborene und gewohnte Vorsicht hatte bei dieser Gelegenheit vielleicht der sehr natürliche Wunsch Einfluß, den er hegte, in seine Heimath zurückzukehren, von welcher er seit beinahe zwei Jahren entfernt war. Er hatte ein geheimes Heimweh nach seinem Vater und seinen früheren Gefährten und Gespielen im Fort. Aber außerdem stachelte beinahe alle vier Jünglinge noch ein anderes, nicht minder mächtiges Gefühl: der Ehrgeiz. Sie wußten, daß es für eine besonders kühne That gelten würde, eine solche Reise zu Fuße und bei solcher Jahreszeit gemacht zu haben, und sie wollten sich den Ruhm erringen, dieses Kraftstück vollbracht zu haben. Auf Gemüther, wie dasjenige Basil's, übt selbst die Gefahr einen gewissen Reiz aus. So ward denn beschlossen, sogleich die nöthigen Vorbereitungen zum Aufbruch zu treffen, und sodann die Reise fortzusetzen. — Die meisten für eine derartige Wanderung erforderlichen Gegenstände besaßen sie schon, — z. B. Winterkleider, Schneeschuhe, Pelzdecken und Pelzhandschuhe. Selbst Schneebrillen hatten sie sich verfertigt, die aus zwei Stücken dünner Spähne von Ceder (Wachholder)-Holz bestanden, die durch Riemen von Hirschhaut unter einander verbunden und an den Kopf befestigt waren. Jeder dieser Spähne, welcher das Auge ganz bedeckte, war mit einem länglichen Spalt versehen, durch welchen das Auge hindurchblicken konnte, ohne vom Schneeglanze geblendet zu werden. Ohne diese oder eine ähnliche Vorrichtung ist das Reisen in den Polarregionen mit großen Schmerzen für die Augen und sogar mit der Gefahr verbunden, das Augenlicht einzubüßen. In der That sind Blindheit und Augenentzündung die gewöhnlichsten und verbreitetsten Krankheiten unter den Indianern und Eskimos, weil der Reflex der Sonnenstrahlen von den Eiskrystallen des gefrorenen

Schnees dem unbewaffneten Auge beinahe unerträglich ist. Norman wußte dies aus Erfahrung und hatte daher die Schneebrillen angefertigt, um die Anderen gegen die Gefahr des Erblindens zu schützens. — Aus ihren überflüssigen Häuten und Hirschdecken hatten sie ein kleines Zelt verfertigt, welches Marengo auf einem leichten Schlitten ziehen sollte. Dieser Schlitten war längst fertig, und der Hund zum Ziehen desselben dressirt worden. Es blieb nun nichts Anderes mehr übrig, als ihre Lebensmittel auf einen möglichst geringen Umfang zusammen zu drücken und zu packen, und dies konnte am leichtesten dadurch geschehen, daß sie nach der landesüblichen Weise daraus Pemmican bereiteten.

Zu diesem Behufe wird das getrocknete Fleisch erst fein gestoßen, dann mit dem geschmolzenen Fett eines Büffels oder Hirsches oder Musethieres vermischt und in kleine Säcke von Thierhaut oder Blase eingeschlagen, in welchen man es erkalten läßt. Es ist hierauf zum Verbrauch fertig und hält sich sehr lange Zeit, ohne zu verderben. Das Fleisch vom Hinterviertel eines Büffels oder Musethieres, oder irgend eines andern erlegten Wildes, auf diese Weise zubereitet, heißt nun Pemmican und ist in dieser Gestalt weit leichter fortzuschaffen, als in jeder andern. Da er noch überdies nöthigen Falls keiner weitern Zubereitung durch Kochen bedarf, — was auf diesen unabsehbaren öden Prairieen und offenen Landstrichen, wo man sich selten Brennholz verschaffen kann, ohne es auf große Entfernungen hin bei sich zu tragen, besondere Berücksichtigung verdient, — so ist der Pemmican das wichtigste und beinahe einzige Nahrungsmittel für den Reisenden in dieser Region. Neunzig Pfund dieser Mischung, in eine Thierhaut eingeschlagen, bildeten einen Sack oder, wie die canadischen Reisediener sagen, einen taureau Pemmican. Er wird entweder ohne oder mit etwas Wasser vermischt und gekocht genossen; für solche Magen aber, welche an eine so substantielle Nahrung nicht gewöhnt sind, ist ein Zusatz



von Wasser und Mehl sehr rathsam, und zwei Pfund von demselben auf diese Weise zu einer Suppe gekocht reichen auch für den täglichen Bedarf eines schwer arbeitenden Mannes aus. Die Reisediener und Pelzjäger genießen aber davon noch weit mehr, bisweilen sogar, wenn sie reichliche Vorräthe haben, sechs bis acht Pfund täglich, wogegen sie in anderen Fällen sich auch mit sehr kleinen Portionen begnügen müssen.

Norman leitete auch die Verfertigung des Pemmicans und hatte bei dieser Gelegenheit einen ausgezeichneten Artikel geliefert, indem er dem zerstoßenen Fleische und geschmolzenen Fett noch ein anderes Ingredienz zugesetzt hatte, das den Pemmican weit schmackhafter und verdaulicher machte. Dieses dritte Ingredienz war eine kleine purpurfarbige Beere, deren wir schon einmal gedacht haben, — der Heidelbeere nicht unähnlich, jedoch süßer und von feinerem Wohlgeschmack. Sie kommt über die ganze nördliche Region von Amerika hin vor, und in manchen Gegenden, z. B. am Red-River und am Elchflusse, tragen die Büsche eine unglaubliche Menge derselben. Zur Blüthenzeit sind die Büsche so über und über mit ihren Blüthen bedeckt, daß sie ganz weiß erscheinen. Die Blätter sind klein und meist von eirunder Gestalt, doch giebt es verschiedene Arten von diesem Gesträuch, von welchen mehrere den Umfang und die Gestalt von Bäumen und eine Höhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß haben. Die Beeren haben in verschiedenen Theilen von Amerika auch verschiedene Namen; am häufigsten hört man sie jedoch als Dienstbeeren, service-berries, und von den canadischen Reisedienern als la poire, die Birne, bezeichnen. Selbst bei den Botanikern haben sie eine Menge Namen, wie pyrus, mespilus, aronia, crataegus und amelanchier. Soviel ist aber gewiß, daß diese Beeren, gleichviel, wie man sie auch nennen mag, sowohl in frischem Zustande gut schmecken, als auch gedörrt in Puddings oder im Pemmican diesen einen feinen Geschmack verleihen.

Unsere jungen Jäger hatten schon lange vor dem Eintritt des Winters unterwegs an den Ufern des Elchflusses einen großen Sack voll dieser Beeren gepflückt, getrocknet und mitgenommen, da sie erwarten mußten, daß sie derselben zu diesem Zwecke bedürfen würden. Diese verwendeten sie nun zu ihrem Pemmican, welcher dadurch um so trefflicher wurde. Dieser Pemmican ward in fünf Säcke vertheilt, jeder etwa dreißig Pfund schwer. Einer derselben wurde sammt dem Zelt, der Axt und dem Kochgeschirr, nebst etlichen anderen Artikeln auf den Schlitten gelegt, um von Marengo gezogen zu werden. Die übrigen Säcke wurden so vertheilt, daß jeder der vier Jünglinge einen zu tragen hatte, was im Verein mit ihren Winterkleidern, Gewehren und der übrigen Ausrüstung Last genug war.

Sobald alle Vorkehrungen zur Reise getroffen waren, sagten unsere vier jungen Pelzjäger ihrem Blockhause Lebewohl, warfen noch einen Scheideblick auf ihren Kahn, welcher immer noch vor der Thüre lag, hingen dann ihre Gewehre und Pemmicansäcke über die Schulter und traten ihre Wanderung über den gefrorenen Schnee hin an.

XIX.

Eine Wanderung auf Schneeschuhen über die Barren Grounds.

Vor dem Aufbruche hatten sich unsere jungen Reisenden natürlich noch über den Weg verständigt, den sie einschlagen wollten, waren aber über diesen erst nach vielem Wortwechsel einig geworden. Lucian hatte nämlich die Ansicht vertreten, man solle dem Gestade des Sees bis an die Ausmündung des Mackenzieflusses folgen, der

natürlich jetzt gefroren sein mußte. Lucian bewies ihnen, daß der Wasserlauf dieses Flusses sie wenigstens leiten könne, und daß sie, wenn ihre Lebensmittel auf die Neige gingen, dort in den Umgebungen des Stromes am leichtesten Aussicht haben würden, hier und da ein Stück Wild zu erlegen, da die Ufer dieses Stromes bis zum Meere hinab bewaldet sind, weil die Hauptgewässer desselben in südlicheren Breiten entspringen und darum gleichsam ein wärmeres Klima mit sich führen.

Lucian's Rath war ganz annehmbar und auf reifliche Ueberlegung gegründet. Allein Norman widersprach ihm und rieth gerade zum Gegentheil. Er behauptete, sie würden eine bedeutende Strecke weit westwärts reisen müssen, bevor sie die Stelle erreichten, wo der Mackenziefluß aus dem See fließt; zudem wußte er aus eigener Anschauung, daß dieser Strom einen sehr gekrümmten Lauf verfolge, so daß einzelne Krümmungen desselben sich beinahe mit ihren Enden berührten. Norman war der Ansicht, wenn sie dem Ufer des Flusses folgen wollten, würde ihre Reise beinahe die doppelte Strecke zurückzulegen haben. Seiner Meinung nach würde man einen weit nähern Weg bekommen, wenn man in nordwestlicher Richtung quer durch das Land reiste, um den Mackenzie in der Nähe des Punktes zu erreichen, wo ein andrer bedeutender Fluß, der sogen. River of the Mountains*), sich von Westen her in denselben ergießt. Dies würde nicht nur eine Abkürzung des gesammten Weges sein, sondern auch die Krümmungen des Mackenzie vermeiden.

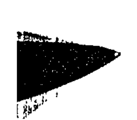
Norman's Ansicht gewann die Oberhand, weil Basil und Franz alsbald seinem Vorschlage beipflichteten, und endlich gab auch Lucian, wiewohl nicht ohne Widerstreben, seine Zustimmung hierzu. Norman kannte nämlich nicht das mindeste Nähere von der

---

*) Er heißt auch Turn-again-River (Kehr-wieder-um-Fluß), Rivière aux Liards.

Route, welche einzuschlagen er ihnen empfohlen hatte. Seine früheren Reisen den Mackenzie auf und ab waren im Sommer gemacht worden und zwar im Kahne, in Gesellschaft verschiedener Pelzhändler, Jäger und Reisediener. Er wußte nur, daß der nähere Weg dadurch sich ergäbe, wenn man quer durch das Land hin wanderte. Allein mit Recht sagt das Sprichwort: der kürzeste Weg ist nicht immer der nächste; und obschon Lucian dieses klugen Grundsatzes eingedenk war, so würdigten die Anderen denselben doch keiner Beachtung. Sie erhielten aber noch vor dem Ende ihrer Reise eine praktische Belehrung über die Weisheit dieses Spruchs, und zwar eine solch empfindliche Lehre, daß sie sie gewiß lebenslang nicht vergaßen.

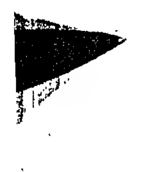
Da unsere jungen Freunde von Muth und gesunder Kraft strotzten und nicht wußten, was vor ihnen lag, so traten sie ihre Reise in der heitersten Laune und mit bestem Muthe an. Die drei oder vier ersten Tagereisen vergingen auch ohne irgend ein erwähnenswerthes Ereigniß. Sie legten jeden Tag eine Strecke von vollen vier deutschen Meilen zurück, was bei den kurzen Tagen viel heißen will. Die jungen Südländer hatten sich der Schneeschuhe ganz gewandt bedienen gelernt und legten auf der eisigen Kruste ihre drei Viertelmeilen in der Stunde zurück. Marengo und sein Schlitten machten ihnen wenig Mühe; der Schlitten war zwar mit einer Last von mindestens 200 Pfund beschwert, allein dies war für den starken Hund eine wahre Kleinigkeit, und er zog sie ohne sichtliche Anstrengung. Das Geschirr des Hundes war hübsch aus Murmelthierfell verfertigt und bestand in einem Kummet mit Brust- und Schwanzriemen und Zugsträngen. Letztere trafen dann an ihrem Ende zusammen und waren am Vordertheile des Schlittens angebunden. Ein Zaumwerk war nicht nöthig, da man Marengo weder zu führen noch zu leiten brauchte. Der Schlitten bestand aus zwei leichten Bohlen von glattem Holze, welche der Länge nach parallel liefen und durch mehrere Querhölzer verbunden waren.



Vorn ragten die Läufe des Schlittens in einer leicht geschwungenen Kurve etwas in die Höhe, damit sie den Schnee nicht „pflügten," und oben an diesem gekrümmten Theil waren die Zugstränge befestigt. Die Ladung war natürlich sorgsam verpackt und festgebunden, so daß sie selbst bei etwaigem Umfallen des Schlittens keinen Schaden nahm und der Schlitten leicht wieder aufgerichtet werden konnte. Marengo bedurfte keiner Aufsicht und Führung, denn er folgte geduldig der Spur der Schneeschuhe und wich auf diese Weise Bäumen, Felsen und anderen Unebenheiten aus. Wenn ein Kaninchen oder irgend ein anderes Geschöpf aufstand, war Marengo zu wohlgezogen, um ihm nachzusetzen; er fühlte, daß er wichtigere Dinge zu thun habe, als seine Zeit an eine Kaninchenhetze zu verschwenden. Jeden Abend ward eine Stelle zum Lagern in der Nähe eines Flusses oder eines Sees ausgewählt, wo man Brennholz zum Lagerfeuer fand. Dann ward ein Loch in's Eis geschlagen, um Wasser zu schöpfen, und das kleine Zelt wurde an irgend einer geschützten Oertlichkeit aufgerichtet.

Am fünften Tage nach dem Aufbruche vom Blockhause begannen die Wälder lichter zu werden und weiter aus einander zu liegen, und gegen Abend desselben Tages durchwanderten die jungen Jäger eine Gegend, worin man nur hier und da vereinzelte Gruppen von Bäumen sah und diese Bäume selbst klein und verkrüppelt waren. Am nächsten Tage sahen sie unterwegs noch weniger Baumschlag und Hochwald, und als Abends die Zeit zum Aufschlagen des Lagers kam, mußten sie an einem Orte Halt machen, wo sie sich nur Weidenholz zur Feuerung verschaffen konnten. Sie waren nämlich nun in der That auf dem Saume jener gewaltigen Wildniß angelangt, die sich in ihrer ganzen grausigen Oede längs der nördlichen Hälfte des amerikanischen Festlandes hinzieht, nämlich vom großen Sklavensee nordwärts bis zu den Küsten des Eismeeres und ostwärts bis zu denen der Hudsonsbay. Dieser unfruchtbare

Erdstrich führt einen ganz passenden Namen, den der Barren Grounds oder offenen Einöden nämlich; denn es giebt vielleicht auf der ganzen Erdoberfläche, selbst die Wüste Sahara in Afrika nicht ausgenommen, keinen ödern oder unwirthlichern Landstrich. Beide sind Wüsten von ungeheurer Ausdehnung, gleich schwierig zu bereisen und gleich gefährlich für den Reisenden. Auf beiden kommt der Wanderer häufig um, aber aus verschiedenen Ursachen. In der Sahara erliegt er dem Durste; dagegen rafft den Wanderer auf den Barren Grounds weit häufiger der Hunger dahin, und Wassermangel ist hier gar nicht zu fürchten, da es in Menge vorhanden ist, oder wo man es gerade nicht findet, es durch den Schnee leicht ersetzt werden kann. Hier folgt übrigens ein Wasserlauf dem andern, denn es wechseln fortwährend Hügel und Thal, allein sämmtlich öde, felsig, unfruchtbar und nackt; überall stehen Granit, Gneiß oder anderes Urgestein zu Tage. Die steilen Abhänge der Hügel sind mit keinem andern Pflanzenwuchse bekleidet, als mit den Flechten und Moosen an den Felsen, einigen Weiden am Ufer der Bäche und Flüsse und da und dort mit der Zwergbirke (Betula nana) und etlichen Besenfichten, welche letzteren jedoch hier keine Bäume mehr bilden, sondern nur als Knieholz vorkommen, d. h. sich höchstens spannenhoch vom Boden erheben und ihre Aeste hart am Boden ausbreiten wie Schlinggewächse. Jedem Hügel entspricht sein Thal, und jedes Thal hat seinen See, ein tiefes, dunkles, schweigendes, unheimliches Wasser, welches im Winter freilich unter dem schneebedeckten Eise kaum wahrzunehmen ist. Die Aussicht beschränkt sich nach allen Seiten hin auf eine Abwechselung von steilen Felsen mit kahlen Hügeln, welche halb mit Schnee bedeckt sind. Der Reisende sieht sich vergebens nach irgend einer Spur von Leben um, vergebens lauscht er auf irgend einen Ton, — die Erde scheint hier ausgestorben und in ein kaltes Bahrtuch von Schnee eingeschlagen!



Inmitten einer solchen Umgebung sahen sich unsere Reisenden am siebenten Tage nach ihrem Abzug vom See. Sie hatten zwar fürchterliche Schilderungen von diesen offenen Einöden und von den Leiden von Reisenden gehört, welche dieselben zu überschreiten versucht hatten; allein die Beschreibungen blieben weit hinter der Wirklichkeit zurück, die ihnen hier begegnete. Keiner von ihnen hatte an die zu bewältigenden Schwierigkeiten und an die Oede und Nacktheit der Landschaft, die sie nun vor Augen hatten, eher glauben wollen, als bis sie sich inmitten derselben befanden. Und als sie erst ihre Reise weiter fortsetzten und sich immer mehr von der Waldregion entfernten, wurden ihre Befürchtungen, welche bereits das wilde Aussehen der Gegend wachgerufen hatte, immer stärker und beängstigender. Jetzt erst begannen sie wirkliche Furcht wegen ihrer eigenen Sicherheit zu hegen, denn sie wußten nicht, wie weit sich diese Einöden noch auf ihrem Wege erstreckten. Sie überschlugen sich nun den Vorrath ihrer Lebensmittel und fanden, daß derselbe etwa für einen Monat hinreichen würde. Dies stellte zwar ihr Vertrauen einigermaßen wieder her; allein selbst jetzt noch beschlichen sie sehr ernste Gedanken. Wie leicht konnte es geschehen, daß sie sich auf der Wanderung durch diese öden Hügelstriche verirrten oder durch andere Hindernisse so aufgehalten wurden, daß mehr als Monatsfrist verging, bevor sie wieder eine Oertlichkeit erreichten, wo Wild zu treffen war. Jeden weitern Tag ihres Vordringens fanden sie die Gegend bergiger und schwieriger. Oft begrenzten Abgründe die Thäler und legten sich gerade quer über ihren Weg, und da man keine Möglichkeit sah, in dieselben hinunterzusteigen und an der entgegengesetzten Seite wieder hinaufzuklettern, so blieb nichts Anderes übrig, als große Umwege zu machen, um sie zu umgehen, so daß sie zuweilen nicht eine deutsche Meile weit in gerader Richtung vorwärts kamen.

Allein trotz dieser Hindernisse hätten sie doch vielleicht wohlbe-

halten die Barren Grounds zurücklegen können, wenn ihnen nicht ein Unfall zugestoßen wäre, der schlimmer war als alles Ungemach von Kälte und Ermüdung, und auf den wir gleich zu sprechen kommen werden.

So unwirthlich nämlich die Barren Grounds auch sind, so sind sie doch nicht allen thierischen Lebens bar, und selbst noch im Winter, — wenn sie beinahe ganz mit Schnee bedeckt sind und man wähnen sollte, es könne gar kein lebendes Geschöpf auf ihnen seine Nahrung finden, — selbst dann haben sie noch ihre Bewohner, und merkwürdigerweise wählen manche Thiere sie zu ihrem Standorte und zur Heimath. Es ist kein einziges Fleckchen auf der ganzen Erde so unfruchtbar, daß nicht irgend ein belebtes Geschöpf darauf seinen Unterhalt finden könnte, und ein derartiges Wesen wird von der Natur seiner eigenthümlichen Lage angepaßt. Es giebt z. B. Thiere, welche gerade der Wüste als Aufenthalt den Vorzug geben und gar nicht gedeihen würden, wenn man sie in ein Land von mildem Klima und fruchtbarem Boden versetzen würde. Finden wir ja diese eigenthümlichen Verhältnisse und Erscheinungen sogar bei unserm Menschengeschlecht: der Eskimo z. B. würde gewiß nicht mit dem Tausche zufrieden sein, wenn man ihn aus seiner eisigen Hütte im Schnee der Polarwelt hinwegnehmen und in einen Palast unter Italiens mildem Himmel versetzen würde.

Unter anderen Geschöpfen, welche den ganzen Winter über auf den Barren Grounds verweilen, sind namentlich auch die Wölfe, obschon die Naturforscher sich vergebens den Kopf darüber zerbrochen haben, wie denn diese Thiere ihr Fortkommen finden. Sie stellen allerdings den anderen Thieren nach, welche sich zeitweilig in ihrer Nähe befinden; allein man hat schon häufig Wölfe in Gegenden getroffen, wo auch nicht die geringsten Spuren von anderen lebenden Thieren zu finden waren.

Kein Thier ist auf der Erde so allgemein und so weit verbreitet,

als der Wolf. Er kommt beinahe in jedem Lande vor und hat zu einer gewissen Zeit unserer Erde wahrscheinlich in allen Welttheilen zugleich existirt. Amerika hat in allen seinen drei Zonen Wölfe; man findet sie vom Cap Horn im Süden bis zu dem weitesten Punkte im hohen Norden gegen den Pol hin, bis zu welchem der Mensch bis jetzt vorgedrungen ist. Sie sind in den tropischen Wäldern von Mexiko und Südamerika ganz gewöhnlich. Ueber die großen Prairieen der gemäßigten Zonen von Nord- und Süd-Amerika sind sie verbreitet, und in den kälteren Regionen des Gebiets der Hudsons-bay-Compagnie gehören sie zu den bekanntesten wilden Thieren. Sie besuchen die Gebirge, sie streifen über die Ebenen, sie schleichen sich durch die Thäler, überall hausen sie — überall scheint der Wolf sich gleich heimisch zu fühlen. In Nordamerika kennt man zwei deutlich unterschiedene Arten: den Prairiewolf oder bellenden Wolf, welchen wir schon kennen gelernt haben, und den gemeinen oder großen Wolf, von welchem die Naturforscher noch mehrere Untersippen und Spielarten annehmen. Jedenfalls kommt der große Wolf in so vielen nach Größe, Gestalt und Farbe von einander verschiedenen Abänderungen vor, daß die Annahme mehrerer Varietäten gerechtfertigt sein dürfte. Weil aber die Lebensweise bei allen diesen Wölfen eine übereinstimmend gleichartige ist, so läßt sich nur schwer behaupten, welche von diesen Varietäten eine dauernde und bestehende, und welche nur eine zufällige sei. Mehrere Abänderungen, z. B. in Farbe, mögen nur rein zufällig sein, denn man hat Wölfe von verschiedener Farbe in einem und demselben Wurfe gefunden; allein neuere Reisende, welche die Länder um die Felsengebirge herum und jenseit derselben besucht und erforscht, haben mehrere Arten von Wölfen entdeckt, welche von dem gemeinen Wolfe spezifisch verschieden sein sollen, z. B. den dunklen Wolf, der um Vieles größer ist und weit mehr Aehnlichkeit mit dem europäischen oder Pyrenäenwolf, Canis lupus, haben soll, als die

übrigen amerikanischen Wölfe. Bekanntlich sind nämlich die Wölfe in den beiden Erdtheilen wesentlich von einander verschieden. Die Wölfe in den nördlicheren Regionen Amerika's haben kürzere Ohren, eine breitere Schnauze und Stirne und einen weit stämmigern Körperbau, als die europäischen Wölfe; auch ist der Pelz bei den amerikanischen schöner, dichter und länger, der Schweif buschiger und der Standarte des Fuchses ähnlicher und die Füße breiter. Den europäischen Wolf dagegen kennzeichnen sein hageres Aussehen, die spitze Schnauze, lange Kinnladen, hohe Ohren, lange Beine und sehr schmale Füße und Tatzen. Möglicherweise gehören übrigens, trotz dieser Unterscheidungs-Merkmale, beide zu derselben Species, und die Verschiedenheit rührt vielleicht nur von der Unähnlichkeit der äußeren Zustände und Lebensbedingungen her, unter denen sich beide befinden. So erklärt sich das dichtere Wollhaar im Pelze des Wolfes von der Hudsonsbay schon aus der Thatsache seiner weit kältern Heimath, und seine breiteren Tatzen mögen davon herrühren,



daß er viel auf der Oberfläche des Schnees laufen muß. Wir bemerken in allen Reichen der Natur, daß sich einzelne Geschöpfe und organische Wesen auf eigenthümliche Weise den Bedingungen des Daseins anbequemen, unter denen sie leben; wir versuchen uns auch hieraus den Unterschied zu erklären, der zwischen den Wölfen der nördlichen Theile von Amerika und denen des südlichen Europa's existirt. Dabei glauben wir überdies, daß auch die Wölfe der südlicheren Länder des nordamerikanischen Festlandes große Aehnlichkeit mit dem Pyrenäenwolfe haben, denn glaubwürdige Gewährsmänner haben in den tropischen Wäldern Mexiko's Wölfe gesehen, die an Hagerkeit der Gestalt und tückisch schleichendem Wesen sich mit dem Pyrenäenwolf und dem polnischen messen konnten. Sicherlich stimmen die Wölfe Sibiriens und Lapplands, welche ganz dasselbe Klima besuchen, wie die Wölfe des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie, mit diesen überein, was sich herausstellen wird, sobald

es einmal Naturforscher für der Mühe werth erachtet haben, genaue Vergleichungen zwischen Beiden anzustellen.

Die Färbung der Wölfe beider Welttheile unterliegt mancherlei Abweichungen und Schwankungen. In Nordamerika giebt es mehr als ein halbes Dutzend verschiedener Farben, denen man ebenso viele Namen beigelegt hat, und man spricht daher von grauen, weißen, braunen, schwärzlichen, gescheckten und schwarzen Wölfen, deren Bezeichnungen keiner nähern Erläuterung bedürfen. Auch gelbe Wölfe hat man schon bemerkt, sowie wie rothe und rahmfarbige. Der gewöhnlichste unter allen ist aber der graue Wolf, der auch der eigentliche Wolf ist. Doch überwiegen in manchen Bezirken auch Individuen von anderer Färbung der Kopfzahl nach. In gewissen Gegenden findet man eine Menge Wölfe von rein schwarzer Farbe, und weißen Wölfen begegnet man oft in ganzen Rudeln.

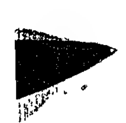
Selbst die Wölfe von Einer Farbe sind oft an Größe namhaft verschieden; und nicht minder seltsam ist es, daß man in dem einen Landstriche lauter große Wölfe findet, während weit kleinere Thiere von derselben Art und Farbe anderwärts vorkommen. Die größten Wölfe unter den amerikanischen sind mit Einschluß des Schweifes durchschnittlich sechs Fuß lang und — bis zur Spitze des Pelzwerks gemessen, ungefähr drei Fuß hoch; der Schweif mißt gewöhnlich den dritten Theil der ganzen Länge.

Die Lebensweise des amerikanischen Wolfs stimmt ziemlich genau mit derjenigen seines europäischen Vetters überein. Als gefräßiges Raubthier verzehrt er alle kleineren Thiere, deren er habhaft werden kann; er verfolgt und überholt den Hirsch; er stellt dem behenden Fuchs nach und erlegt und verzehrt ihn häufig. Er zerreißt und frißt die indianischen Hunde, obschon diese seiner eigenen Art so nahe verwandt sind, daß man sie zuweilen mit einander verwechselt. Aber er ist auch — was noch gräßlicher — ein Kannibale

und frißt Thiere von seiner eigenen Art. Eigentlich ist er so feige und so schlau wie der Fuchs; bisweilen aber wird er, vom Hunger getrieben, dreister, und man hat schon Beispiele, daß er Menschen angefallen hat; diese sind zwar selten, und dann waren der Angreifer gewiß immer mehrere. Der amerikanische Wolf stößt (gräbt sich) seinen Bau wie der Fuchs mit mehreren Ausgängen oder Fluchtröhren. Ein Wurf junger Wölfe besteht mindestens aus fünf, zuweilen aber auch bis zu acht Jungen, welche zehn bis vierzehn Tage blind sind.

* *

*



Während ihrer Wanderung über die Barren Grounds hatten unsere jungen Reisenden häufig Wölfe bemerkt, und zwar meist graue von ansehnlicher Größe, denn sie passirten ein Gebiet, wo man Thiere von der größten Art findet. Zuweilen sah man ihrer fünf bis sechs in Einem Rudel beisammen, welche unserer Reisegesellschaft auf der Fährte zu folgen schienen, denn jede Nacht, wenn dieselben heulend und bellend um das Lager herumstreiften, erkannten unsere jungen Jäger in einigen derselben bekannte, schon zuvor gesehene Gestalten. Unsere jungen Freunde hatten nie versucht, eines dieser Thiere zu erlegen, theils weil sie deren Fleisch oder Balg nicht bedurften, theils weil ihr Schießbedarf nahe zusammengeschwunden war und sie keinen Schuß Pulver und Blei nutzlos vergeuden wollten. Die Wölfe durften daher sehr nahe zum Bivouak herankommen und heulen, soviel sie nur immer wollten — was sie auch gewöhnlich die ganze Nacht hindurch thaten. Was sie eigentlich veranlaßt, so hinter unseren Reisenden herzuziehen, das konnten diese nicht ermitteln; hatten sie ja doch seit ihrem Aufbruch vom See kein Thier irgend einer Art geschossen und daher nirgends ein Ueberbleibsel an Knochen oder „Aufbruch" liegen lassen. Vielleicht lebten die Wölfe auf Hoffnung.

Eines Abends hatten unsere jungen Pelzjäger ihr Lager am Abhange eines Bergrückens aufgeschlagen, welchen sie so eben erst überstiegen hatten, und bargen sich unter dem Schutze einiger rauhen Felsen gegen den Wind. Es gab kein Holz in der Nähe, um ein Feuer damit zu machen; allein sie hatten den Schnee von dem Platze hinweggefegt, worauf sie ihr Zelt aufgerichtet, und unter diesem ihre Felle und Decken auf den Boden gebreitet. Weil nun aber das Zelt sehr klein war, wurde Marengo's Schlitten mit den Kochgeräthen und Pemmican-Säcken immer draußen vor der Zeltöffnung stehen gelassen, wo Marengo selber schlief, welchen man für eine genügende Wache und Schutzwehr erachtete gegen Wölfe oder irgend welche anderen herumschleichenden Geschöpfe, die jenen Dingen gefährlich werden konnten.

An jenem Abend stand der Schlitten an seinem gewohnten Platz, der Hund war davon ausgespannt und abgeschirrt, und da unsere jungen Freunde ihr Abendbrod noch nicht eingenommen hatten, lagen die Pemmicansäcke, und einige darunter sogar geöffnet, noch unverwahrt umher. Am Fuße des Abhangs, kaum zweihundert Schritte vom Lagerplatz entfernt, lief ein kleiner Bach vorüber, und Basil und Franz waren nach demselben hinuntergegangen, um Wasser zu holen. Der Eine trug die Axt, womit die Eisdecke durchbrochen werden sollte, der Andere das Wassergefäß. Als sie das Ufer des Baches erreichten, ward die Aufmerksamkeit der Beiden durch eine eigenthümliche Wahrnehmung im Schnee rege gemacht. Es war nämlich an jenem Morgen frischer Schnee gefallen, dessen Oberfläche noch ganz weich und sehr glatt war. Auf dieser nun bemerkten sie doppelte Reihen von Pünktchen, die in verschiedenen Richtungen verliefen und sich bei näherer Untersuchung als die Fährten von irgend einem Thiere ergaben. Anfangs wollten Basil und Franz sie gar nicht für solche halten, weil die Fährten so gar klein waren, kaum halb so groß wie die einer Maus,

und so winzig, wie sie nie zuvor welche gesehen hatten. Als unsere beiden Jünglinge sich aber dieselben genauer betrachteten, konnten sie die Spuren von fünf kleinen Zehen mit Kläuen daran unterscheiden, so daß ihnen auch nicht der mindeste Zweifel mehr obwalten konnte, daß wirklich irgend ein lebendes Geschöpf und zwar ein sehr kleines, diese Stelle passirt haben müsse. In der That würden die Füßchen eines solchen Geschöpfs auch nicht den mindesten Eindruck zu hinterlassen vermocht haben, wenn der Schnee nicht so weich und feinkörnig gewesen wäre.

Die beiden Jünglinge machten Halt und sahen sich um, in der Hoffnung, sie könnten vielleicht das Thier selber wahrnehmen. Rings um sie her lag ein weiter Kreis von Schnee, mit einer ganz glatten ununterbrochenen Oberfläche, auf welcher aber auch nicht das mindeste Fleckchen die Anwesenheit irgend eines Geschöpfs verrieth.

„Vielleicht war es ein Vogel, welcher nun davon geflogen ist!“ meinte Franz.

„Ei behüte,“ entgegnete Basil, „das sind keine Fährten von einem Vogel. Ich vermuthe eher, daß sie von irgend einem Thiere herrühren, welches sich unter dem Schnee verkrochen hat!“

„Aber ich sehe ja kein Loch, in welchem auch nur ein Käfer sich hätte verstecken können!“ sagte Franz. „Laß uns einmal nach einem Loche suchen!“

Auf Franzen's Rath gingen sie nun einer der betüpfelten Linien nach und erreichten bald eine Stelle, wo ein langer Wisch Grashalme aus dem Schnee emporragte, deren samenlose Rispen gerade über der Oberfläche des Schnees standen. Rund um den stärksten dieser Grashalme her hatte sich ein kleines Loch gebildet, — theils durch Schmelzen des Schnees, theils durch die Einwirkung des Windes auf den Grasstengel und die Rispe, — und in dieses Loch führten die Fährten hinein. Offenbar mußte das Thier, gleichviel

was es auch immer für eines gewesen war, von der Oberfläche des Schnees aus an dem Grashalme hinuntergestiegen sein. Sie entdeckten nun auch eine andere Fährte, welche von dem Loche aus in entgegengesetzter Richtung auf den Schnee hinausführte und deutlich erkennen ließ, daß das Geschöpf auf dieselbe Weise heraufgekrochen war. In ihrer Neugier, zu erfahren, was für eine Bewandtniß es mit diesen Fährten habe, riefen die Jünglinge auch Lucian und Norman heran, um es diesen zu zeigen. Diese kamen denn auch wirklich, gefolgt von Marengo, sogleich zur Stelle. Als Lucian dieser Fährten ansichtig wurde, erkannte er sie sogleich für diejenigen der kleinen Spitzmaus, Sorex parvus, des kleinsten Vierfüßlers von ganz Amerika. Von diesen waren offenbar mehrere auf den Schnee herausspaziert, da man noch andere punktirte Linien wahrnahm; außerdem zeigten sich noch manche Gipfel von Grashalmen über dem Schnee, und um jeden derselben war ein kleines Loch vorhanden, mittelst dessen die Thiere herauf- und hinabgelangen konnten.

Norman hatte diese kleinen Thiere schon früher gesehen und rieth nun seinen Gefährten, eine Weile ruhig zu bleiben, weil möglicherweise einige dieser Mäuschen an die Oberfläche kommen möchten. Die Anderen blieben daher ruhig stehen und beobachteten eine Weile das tiefste Stillschweigen. Und bald sah man denn auch ein spitzes Köpfchen, kaum größer als eine Erbse, heraufblicken und dann folgte ein Körper, der kaum mehr Umfang hatte, als eine große Stachelbeere. An diesem hing ein winziges Schwänzchen, etwa einen Zoll lang und von viereckigem Durchschnitt, das sich, wie bei einer andern Maus, von der Schwanzwurzel nach der Spitze hin verjüngte. Das kleine Geschöpf war mit einem dichten glatten Pelze bedeckt, der oben nelkenbraun, am Bauche und an den Seiten aber mehr gelblich war, und wie es nun so auf dem Schnee dasaß, war es gewiß das allerkleinste und seltsamste vierfüßige Thier,

welches jeder von dieser Reisegesellschaft jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Die jungen Jäger berathschlagten soeben flüsternd untereinander, auf welche Weise sie sich des kleinen Thierchens bemächtigen wollten, als Marengo, den Basil bisher in Ruhe gehalten hatte, plötzlich ein lautes, wildes Gebell ausstieß, sich unter der Hand seines Gebieters hinwegriß und mit lautem Gekläff dem Lager zusprengte. Die vier Jünglinge blickten ihm nach und sahen sich verwundert nach der Ursache um, welche dieses seltsame Benehmen des Hundes verursacht hatte. Allein dieses erklärte sich zu ihrer Bestürzung sogleich von selbst: um das Zelt her und dicht an dessen Eingang zeigten sich nämlich mehrere große Wölfe, die eilig hin- und hersprangen und einige Gegenstände, welche am Boden lagen, herumzerrten. Was für Gegenstände dies seien, das ward den Jünglingen nur allzu klar: es waren ihre Säcke mit Pemmican! Einen Theil ihres Inhalts sah man noch am Boden zerstreut, ein anderer war bereits in die Magen der Wölfe gewandert.



Die Jünglinge stießen gleichzeitig einen lauten Schrei des Entsetzens und des Ingrimms aus und eilten nach dem Lager zurück. Marengo war mittlerweile schon über die Wölfe hergefallen und hatte einen derselben wüthend angegriffen. Hätten jedoch seine Herren sich nicht in's Mittel geschlagen, so wären die reißenden Thiere bald mit Marengo fertig geworden; allein sobald die jungen Jäger herzukamen und die Wölfe sie erblickten, eilten diese davon, wobei jedoch, zur großen Bestürzung der jungen Jäger, jeder der Wölfe in seinem Rachen einen Sack Pemmican mit so großer Leichtigkeit und Behendigkeit davon trug, als ob ihn derselbe nicht im Mindesten belästigte.

„Wir sind verloren!“ rief Norman voll Entsetzen, „unsere Mundvorräthe sind fort, sind sämmtlich verloren!“

Leider hatte er Recht, denn im nächsten Augenblicke verschwan-

den die Wölfe hinter dem Grat des Bergrückens und waren nicht mehr einzuholen, obschon unsere vier jungen Reisenden insgesammt zu ihren Gewehren griffen und ihnen nacheilten. Nach einer Viertelstunde der hartnäckigsten Verfolgung ward auch nicht ein einziger der Wölfe eingeholt, und die weitere Verfolgung mußte als ganz vergeblich aufgegeben werden.

Von dem ganzen Pemmican war kaum noch eine Handvoll übrig geblieben, — Bruchstücke von dem, was die räuberischen Wölfe angenagt und über den Schnee zerstreut hatten.

An jenem Abende mußten sich unsere Reisenden ohne Abendbrod zu Bette legen, und da sich zum Hunger und zur Ermüdung auch noch eine beängstigende Sorge wegen der Zukunft und eine gedrückte Stimmung gesellte, so konnte beinahe Keiner von ihnen die ganze Nacht hindurch auch nur ein Auge schließen.

XX.

Die Hungersnoth.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch verließen unsere jungen Abenteurer ihr Lager von Fellen. Hunger und Bangigkeit trieben sie zum Zelte hinaus; aber sie suchten vergebens nach einem Bissen zum Frühstück — nicht eine Nagelprobe von Eßbarem war ihnen geblieben. Sie durchmusterten forschend die ganze Landschaft, um wo möglich irgend ein lebendes Wesen zu entdecken. Allein nirgends zeigte sich Etwas; überall umgab sie nur die weite unwirthliche Schneewüste, aus welcher da und dort die Seite eines steilen Hügels oder die Stirne eines kahlen, unwirthlichen Felsens emporragte. Selbst die Wölfe, von welchen sie beraubt worden, waren nicht mehr zu sehen, als ob diese schlauen Geschöpfe wüßten, daß

sie den Wanderern ihre besten Habseligkeiten genommen und sich die Rache derselben zugezogen hatten, so daß sie es nun für gerathener erachteten, irgend anderswo nach Beute zu jagen.

Die Lage unserer jungen Reisenden war nun in Wahrheit eine höchst gefahrvolle, denn sie wußten, daß sie in dieser öden unfruchtbaren Region noch viele Tage lang reisen konnten, ohne auf irgend Etwas zu stoßen, was ihnen auch nur eine einzige bescheidene Mahlzeit abgeben würde. Allein es bedurfte nur weniger Tage, um sie dem Hungertode zu überliefern, denn in einem so rauhen Klima bedarf der Körper doppelt soviel Nahrung, als unter einem milderen Himmelsstriche, und bei leerem Magen sinkt die eigene Temperatur des Körpers zu schnell, um der äußern Kälte lange trotzen zu können. Je kälter nämlich die Luft ist, die uns umgiebt, desto mehr und desto derberer Nahrung bedürfen wir, um den Blutumlauf und die Thätigkeit der Athmungswerkzeuge gehörig im Gange zu erhalten. Die vier Jünglinge fühlten schon die Qualen des Hungers, denn sie hatten seit dem Frühstück am gestrigen Morgen keinen Bissen mehr gegessen, da sie durch die Wölfe in den Zurüstungen zu ihrem Abendbrod oder ihrer Hauptmahlzeit gestört worden waren.

Da es ihnen aber Nichts geholfen haben würde, an diesem Orte zu bleiben, so brachen sie ihr Zelt wieder ab und zogen weiter. Es war nur ein armseliger Trost für sie, daß sie jetzt weniger zu tragen hatten. In der That blieb ihnen Nichts mehr zu tragen übrig, als ihre Waffen, die sie immer schußfertig hielten, und ihre Reise hatte jetzt beinahe den Charakter eines Jagdausfluges. Sie schlugen nämlich fortan nicht einmal mehr eine bestimmte Richtung ein, sondern wandten sich gelegentlich bald links, bald rechts zur Seite, wo nur immer einige Weidenbüsche oder irgend ein anderer erhabener Gegenstand, welcher die eintönige Schneefläche unterbrach, ein Versteck oder Obdach für ein Stück Wild abzugeben verhieß. Allein

während des ganzen ersten Tagemarsches, wo sie vom ersten Morgengrauen an bis zum Einbruch der Nacht unterwegs waren, kam ihnen auch nicht das mindeste lebende Geschöpf zu Gesicht, und auch am zweiten Abende mußten sie hungrig zu Bette gehen.

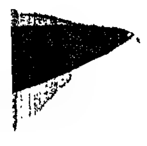
Ein Mensch kann mehrere Tage lang mehr oder weniger den Hunger ertragen, ohne gerade daran zu sterben; allein die furchtbarsten und beinahe unerträglichen Qualen stellen sich gewöhnlich am dritten oder vierten Tage ein. Er wird hernach schwächer, aber die Schmerzen, die er zu erdulden hat, steigern sich wenigstens nicht mehr.

Am dritten Tage waren die Qualen unserer vier jungen Abenteurer beinahe unerträglich. Sie begannen Stücke von dem Leder ihrer Zelt- und Pelzdecken zu kauen, was zwar der ärgsten Pein ihres Hungers einigermaßen Einhalt that, aber ihrer Kraft nicht aufhalf; sie sehnten sich noch immer mit aberwitziger Gier nach einer Mahlzeit und wurden immer schwächer.

Aller Blicke richteten sich nun auf Marengo. Der arme Hund war zwar nicht fett: das Schlittenziehen und der Hunger hatten ihn sehr abgemagert, und man konnte ihm alle Rippen zählen. Es würde Allen und namentlich Basil sehr nahe gegangen sein, den Hund schlachten zu müssen, allein Noth kennt kein Gebot, und Angesichts des Hungertodes hadert ein Mensch auch mit seinem besten Freunde. Trotz ihres Wohlwollens für Marengo konnten seine Herren doch nicht umhin, ihn von Zeit zu Zeit mit hungrigen Blicken anzusehen. Marengo war schon ein alter Hund und sein Fleisch ohne Zweifel lederzäh; allein ihrem Hunger war keine Speise mehr zu schlecht.

Es war ungefähr um Mittagszeit. Sie waren, wie am vorigen Tage, schon in aller Frühe aufgebrochen, schleppten sich schwach und müde vorwärts und kamen nicht sonderlich von der Stelle. Marengo keuchte unter der Last seines Schlittens, denn er war

ebenso schwach wie die Anderen. Basil sah, wie der Anderen Blicke von Zeit zu Zeit auf dem Hunde hafteten, und er verstand die Bedeutung dieser Blicke und die Empfindungen, welche seinen Begleitern durch den Sinn zogen, sehr gut, obschon keiner derselben ein Wort äußerte. Er wußte wohl, daß keiner seiner Gefährten mit diesem Vorschlage herausrücken würde, weil Basil der eigentliche Herr und Besitzer Marengo's war; aber er begriff, was die Anderen von ihm erwarteten. Er schaute in das entmuthigte Gesicht des sonst so lustigen Franz; — auf die tiefsinnige ernste Miene Norman's, — auf Lucian's hagere, hohle Wangen und eingesunkene Augen, und Lucian war ja sein Liebling! Er zauderte nun nicht länger; seine Pflicht gegen seine Gefährten siegte über die Anhänglichkeit an sein treues Thier.



„Wir müssen ihn tödten!“ sagte er, plötzlich stehen bleibend, und deutete auf Marengo.

Die Anderen machten ebenfalls Halt, und Norman sagte, nachdem er das Gesicht abgewandt und sein Auge noch einmal mit gierigem Forschen vergebens über den ganzen Horizont hatte schweifen lassen, kleinlaut: „Ich fürchte auch, es wird nichts Anderes mehr übrig bleiben!“

Auch Franz war mit dem Vorschlage einverstanden.

„Halt, Bruder! noch nicht!“ sagte Lucian und raffte alle seine Kraft zusammen, um noch rüstig auszusehen. „Wir wollen erst eine gewisse Bedingung festsetzen. Ich kann noch einen Marsch von etlichen Stunden aushalten! .....“

„Mit nichten, lieber Lucian!“ fiel ihm Basil in's Wort; „das ist zuviel Großmuth von Dir! Du wirst Deine Kräfte übermäßig anstrengen, denn schon jetzt sehe ich Dir's an, daß Du dem Erliegen nahe bist. Wir müssen den Hund tödten!“

„Du irrst Dich in mir, Basil! ich versichere Dich!“ versetzte Lucian. „Glaube mir, ich bin noch nicht so aufgerieben, als Du

meinst, und könnte wohl noch einige Stunden lang marschiren. Sieh' einmal dorthin," fuhr er fort und deutete westwärts hinaus. „Kannst Du jene Felsen unterscheiden, die nach meiner Schätzung wenig über eine deutsche Meile von uns entfernt sind und gerade in unserm Cours liegen? Wohlan denn, laßt uns Alle folgende Bedingung festsetzen: Marengo soll noch eine Frist für sein Leben haben. Finden wir Nichts, bevor wir jene Felsen erreichen, alsdann . . ."

Lucian vermochte den Satz nicht auszusprechen, denn er sah, daß Marengo seine treuen Augen auf ihn gerichtet hatte. Das arme Thier blickte seine menschlichen Gefährten der Reihe nach an, als ob es jedes Wort dieser Unterredung verstanden hätte, und seine stumme Bitte würde nicht vergebens gewesen sein, wenn es noch einer solchen bedurft hätte. Allein die vier Jünglinge waren sämmtlich gerne erbötig, dem verständigen Thiere noch eine Gnadenfrist, einen Aufschub von etlichen Stunden zu gewähren. Sie traten daher Lucian's Vorschlage bei, hingen ihre Gewehre wieder über die Schulter und zogen weiter.

Lucian hatte die Entfernung jener Felsen absichtlich etwas zu niedrig angeschlagen; es war ein Marsch von mehr als zwei deutschen Meilen bis zum ersten dieser einzelnen Felsenstücke, die über eine weite Strecke der Einöde hingestreut lagen, und der letzte sichtbare lag mindestens vier deutsche Meilen von ihnen entfernt, was natürlich für Marengo noch vortheilhafter sein mußte. Die vier Wanderer zerstreuten sich daher wie Plänkler und untersuchten jeden Busch und jeden Strauch, der auf ihrem Wege lag, in der vergeblichen Hoffnung, daraus ein Stück Wild oder Federspiel aufzuscheuchen. Allein alle ihre Mühe war umsonst. Nach zweistündigem beschwerlichem Marsch erreichten sie die ersten Felsen, ohne ein Stück Wild gesehen, geschweige denn zum Schuß gebracht zu haben.

„Kommt!" rief Lucian mit schwacher Stimme und versuchte fröhlich und muthig zu erscheinen; „wir müssen die Felsen alle pas-

siren, denn es ist noch immer Möglichkeit vorhanden, den Hund zu schonen. Laßt ihm selber eine ehrliche Probe zu. Die Felsen sollten allerdings das Ziel sein, das über sein Leben entscheide, allein wir haben keinen einzelnen derselben als eigentliche Grenze bezeichnet. Laßt uns noch bis zum letzten derselben vordringen — es ist ja nicht mehr weit bis zu demselben!"

Von seinen Worten ermuthigt, trennten sich die Brüder abermals und wanderten zwischen den Felsen weiter. Sie hatten übrigens noch keine Viertelstunde zurückgelegt, als ein lauter Freudenruf von Norman die Uebrigen veranlaßte, Halt zu machen und sich nach ihrem Gefährten und einer Erklärung umzusehen. Nirgends war eine Spur von einem Thiere zu erblicken, und doch schwenkte Norman noch immer frohlockend sein Gewehr.

„Was hast Du denn?" riefen die Anderen; „was hast Du gefunden?"

„Tripe de la roche!" gab er zur Antwort.

„Was ist denn das?" riefen Basil und Franz.

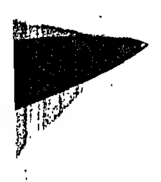
„Unser Abendbrod! kommt nur her und seht!" rief Norman und deutete auf den Felsen, vor welchem er stand, und kratzte zugleich mit seinem Messer an demselben. Die Anderen eilten zu ihm hin und sahen nun, daß Dasjenige, was Norman tripe de la roche (wörtlich: Felsen-Kaldaunen oder Kuttelflecke) genannt hatte, eine schwarze, harte, bröckliche Substanz war, offenbar von vegetabilischem Ursprung, welche beinahe die ganze Oberfläche des Felsens bedeckte. Lucian kannte zwar diesen Stoff nicht vom Sehen, wußte dagegen ebenso gut wie Norman, daß diese verdorrte unscheinbare Flechte reichen Nahrungsstoff enthalte, und seine blassen, hageren Züge leuchteten daher ebenso freudig und hoffnungsvoll auf, wie diejenigen Norman's. Basil und Franz dagegen warteten erst noch eine nähere Aufklärung darüber ab, inwiefern eine Menge unscheinbaren schwarzen Mooses oder Steinflechte, für welche sie

diesen Stoff hielten, für Leute in ihrer Lage von Werth und Bedeutung sein könne. Lucian belehrte sie jedoch, daß es kein Moos, sondern eine jener eßbaren Flechten sei, welche für den menschlichen Haushalt in mehr als Einer Hinsicht nützlich sind. Es war die Gyrophora der Botaniker. Norman bestätigte Lucian's Aussage und versicherte seinen Gefährten, daß nicht blos die Indianer und Eskimos, sondern auch schon oft ganze Trupps von Jägern oder Reisedienern der Pelzcompagnieen Tage- und Wochenlang sich von diesem Gewächse genährt hätten und ohne dasselbe jämmerlich verhungert wären. Es giebt fünf bis sechs verschiedene Arten von dieser Pflanze, welche sämmtlich Nährungsstoff enthalten, von denen aber nur eine einzige — die sogenannte Gyrophora vellea — ein genießbares Nahrungsmittel liefert. Leider war dies nicht die Art, welche hier von unseren Reisenden aufgefunden ward; denn die schmackhafte Gyrophore wächst nur auf waldbeschatteten Felsen und wird nur selten in der freien Einöde angetroffen. Allein die von Norman entdeckte war wenigstens die „nächstbeste,“ und da Leute, die seit mehr als drei Tagen gehungert haben, in ihren Ansprüchen nicht sehr wählerisch sind, so waren unsere vier halb verhungerten Jäger auch an dieser Flechte herzlich froh.

Es galt jetzt zunächst, einen tüchtigen Vorrath davon zu sammeln, und alle Vier machten sich daran, die vertrockneten Flechten von den Felsen zu pflücken und wegzukratzen. Alsdann mußten diese genießbar gemacht werden und zwar durch's Kochen; aber nun entstand erst die Frage: woher Feuer und Holz zu dessen Unterhaltung erhalten? Weit und breit war kein Strauch oder Strunk zu sehen, und schon seit mehr als vierundzwanzig Stunden hatten unsere jungen Jäger keinen Baum mehr zu Gesicht bekommen.

Sie waren jetzt schlimmer daran, als jemals; ohne Feuer nützte ihnen die tripe de la roche so wenig, als ein Bündel dürrer Disteln. Was sollten sie nun beginnen?

In dieser Verlegenheit verfiel Einer von ihnen auf den Gedanken, Marengo's Schlitten zu verbrennen. Er konnte zwar nur ein kleines Feuer abgeben, kaum hinreichend, um eine einzige Mahlzeit dabei zu kochen; aber selbst diese war ja besser als gar keine. Marengo hatte nicht das Mindeste dagegen einzuwenden; es schien ihm gar keine Pein zu verursachen, falls er den Schlitten verlieren sollte, der kaum einige Stunden zuvor dazu hatte dienen sollen, aus Marengo selbst eine Mahlzeit zu bereiten. Er wußte es freilich nicht, aber seinen menschlichen Gefährten drängte sich dieser Gedanke auf, als sie sich damit einverstanden erklärten, den Schlitten zu verbrennen.



Marengo war schon ausgeschirrt, und Franz schwang schon die Axt über dem Schlitten, um ihn zu zertrümmern, als Basil, der einen der Felsen erstiegen hatte, ihm Einhalt that. Er hatte in einer Niederung ganz in der Nähe einige verkrüppelte Weiden bemerkt, welche das nöthige Brennholz lieferten; der Schlitten ward daher einstweilen verschont, und Basil und Franz gingen nach den Weiden, um diese zu fällen, während Lucian und Norman zur Stelle blieben, um die Steinflechte zum Kochen herzurichten. Als die beiden Brüder mit zwei starken Bündeln Weiden zurückgekehrt waren, brannte bald ein lustiges Feuerchen, über welchem der Feldkessel mit der tripe de la roche und Schnee hing, weil hier kein Wasser in der Nähe zu haben war.

Nachdem die Flechten ungefähr eine Stunde lang gekocht hatten, waren sie in einen weichen, musartigen und gelatinösen Brei verwandelt, und Norman verdickte das Gericht nach Belieben, indem er bald mehr Schnee, bald mehr von der Flechte hineinthat, je nachdem es ihm erforderlich schien. Hierauf ward der Kessel vom Feuer genommen, und alle Vier ließen sich den Inhalt desselben trefflich munden. Das Gericht war zwar Nichts weniger als schmackhaft und schmeckte im Munde etwas klebrig wie Sago; allein die

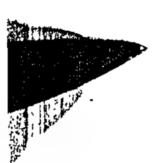
jungen Jäger waren in diesem Augenblicke Nichts weniger als lecker oder verwöhnt und hatten bald den ganzen Kessel geleert. Den Hunger stillte es zwar nicht, aber es füllte wenigstens den Magen, und machte dadurch ihre Lage erträglicher und linderte den Schmerz in ihren Eingeweiden.

Norman sagte ihnen, diese Kost sei etwas schmackhafter, wenn man sie mit etwas Fleisch koche, so daß daraus Fleischbrühe entstehe. Seine Gefährten waren sehr geneigt, dies zu glauben, aber woher Fleisch bekommen? Die Indianer lieben die tripe de la roche ganz besonders, wenn sie mit Fischrogen oder in Fischbrühe gekocht ist.

Müde und schwach, wie sie waren, beschlossen unsere Reisenden wenigstens für die bevorstehende Nacht hier unter diesen Felsen zu rasten, und in dieser Absicht schlugen sie ihr kleines Zelt auf. Feuer zündeten sie vorerst nicht an, da sie nur wenig Weidenholz hatten und davon noch einige Armvoll bedurften, um sich ein oder zwei weitere Gerichte von der Steinflechte zu bereiten. Sie breiteten daher ihre Felle und Pelzdecken unter dem Zelte aus, krochen hinein und suchten sich bis zum Morgen gegenseitig so warm zu machen, als nur immer möglich war.

Mit hungrigem Magen schläft man jedoch nicht gut, und so waren sie denn schon vor Tage munter und auf den Beinen und machten sich außerhalb des Zeltes zu thun. Das Feuer ward wieder angezündet, um ein Frühstück aus tripe de la roche zu bereiten, während zwei von ihnen einstweilen wieder neuen Vorrath davon sammelten. Während sie damit beschäftigt waren, schlug plötzlich der Ruf eines wohlbekannten Vogels an ihr Ohr; sie blickten auf und sahen unfern von sich den Vogel selbst auf einer Felsenspitze sitzen; es war ein Häher und zwar von jener besonderen Art, welche die Amerikaner Graukrähe oder Whiskey-Jack (Garrulus canadensis) nennen, welcher englische Name nur aus einer Verketzerung

der indianischen Bezeichnung dieses Vogels entstanden ist. Diese Häherart hat übrigens Nichts mit dem zierlichen Aussehen unseres Eichelhähers und Tannenhähers gemein, sondern ein unscheinbares schmutzig graues Gefieder, das mehr aus Haaren, als aus bebarteten Federn zu bestehen scheint. Auch seine Stimme entschädigt nicht für seine schmucklose Erscheinung, wie es bei manchen anderen Vögeln der Fall ist, sondern der Schrei der Graukrähe ist kläglich und quiekend, obschon er gleich dem Spottvogel bisweilen auch den Ruf anderer Vögel nachahmt. Er ist eines von jenen Geschöpfen, welche am liebsten in der Nähe menschlicher Wohnungen sich aufhalten, und es giebt daher im ganzen Bereiche des Gebiets der Hudsonsbay-Compagnie kaum Ein Fort oder einen Pelzhandelsposten, wo dieser Vogel nicht genau bekannt wäre, obschon man ihn nicht eben sehr liebt, da er ein großer Dieb ist wie seine Verwandte, die Elster, und dem Fallensteller einen ganzen Tag lang nachgeht, um aus allen seinen Fallen die Vögelköpfe wegzustipizen, womit diese Tellereisen beködert werden. Er stiehlt zuweilen auch aus den Forts und Bivouacs kleine Gegenstände und ist so frech, daß er sich sogar in die Zelte wagt und aus jedem Gefäß, welches eßbare Gegenstände enthält, sich sein Futter holt. Trotz alledem ist er doch bei den Reisenden sehr gerne gesehen, welche diese unwirthlichen Gegenden durchziehen. Wie kahl und öde oft auch die Gegend sein mag, wo der Reisende sein Lager wählt, er hat oft kaum sein Zelt aufgeschlagen, so erhält er schon einen Besuch von diesem Häher, welcher nachsieht, ob nicht auch einige Brocken für ihn abfallen, und in Gegenden, wo alle anderen wilden Thiere die Gesellschaft der Menschen fliehen, ist diesen zuweilen sogar die Nähe dieses diebischen Vogels tröstlich und erfreulich.



Unsere Reisenden hatten schon manchmal in ihrem Nachtlager diesen eigenthümlichen Vogel getroffen und in ihm immer einen Freund bewillkommt. Sie waren daher nun doppelt froh, ihn hier

zu sehen, allein diese Freude entsprang gar nicht aus freundlichen Gesinnungen gegen ihn. Diesmal hatten sie ihren Gast schon im Voraus dem Tode geweiht. Franz hatte schon die Flinte angelegt und würde diesen im nächsten Augenblicke heruntergeschossen haben, wäre ihm nicht Norman in den Arm gefallen mit dem Bemerken, er solle sein Feuer noch sparen, da er noch einen zweiten Häher gesehen habe, welcher noch in einiger Entfernung zwischen den Felsen herumhüpfte, aber binnen wenigen Minuten schußgerecht herankommen mußte. Norman wollte nämlich beide Vögel erlegt wissen.

Der andere Häher, wahrscheinlich das Weibchen, kam bald näher heran, und man sah nun Beide von einem Felsen zum andern hüpfen und sich bald auf das Zelt, bald auf den Schlitten setzen, ja Einen derselben trieb die Neugier so weit, daß er am Ende gar auf den Henkel des Kessels sich niederließ, welcher über dem Feuer hing und ruhig in den Kessel hineinblickte, als wollte er den Inhalt desselben untersuchen.

Da nun den Vögeln nicht mit der Büchse beizukommen war, so winkten die Anderen Franz, er solle sein Bestes thun, um beide Vögel zu erlegen. Er nickte selbstgefällig und voll Zuversicht, bedeutete die Anderen, hinter ihn zu treten, weil er zuerst den Entfernteren, der auf dem Zelte hockte, auf's Korn nehmen und dann den Anderen im Fluge herunterschießen wolle.

Einige Secunden nachher krachten zwei Schüsse, die beiden Häher fielen getroffen herunter, und waren im Nu ihres weichen, seidenfeinen, haarartigen Gefieders entkleidet und in den kochenden Kessel geworfen. Die beiden Vögel zusammen wogen freilich kaum ein halbes Pfund, allein selbst dies war unter solchen Umständen nicht zu verschmähen und machte das Frühstück aus tripe de la roche weit schmackhafter, als sie erwartet hatten.

Als alle Felsen in der Nähe sorgsam von der werthvollen Flechte

entblößt waren, fand sich, daß diese kaum noch zu Einer Mahlzeit hinreichte, und so blieb den jungen Reisenden nichts Anderes übrig, als ihre Reise fortzusetzen. Sie packten daher ihr Zelt wieder auf den Schlitten, wandten nach eingenommenem Frühstück den Felsen den Rücken und wanderten abermals in die unabsehbare Schneewüste hinein.

XXI.

Blicke in das Thierleben der Schneewüste.

Den ganzen Tag hindurch kam ihnen kein einziges lebendes Geschöpf zu Gesicht, wie sehr sie sich auch nach dessen Anblick sehnten. Nirgends war eine Spur von einem eßbaren Gegenstande, — weder Fisch, noch Vierfüßler, noch Vogel, noch auch Gewächse, — nicht einmal eßbare Schwämme zu finden. Selbst die tripe de la roche, in diesen Gegenden die letzte Hilfsquelle des Verhungernden, wollte nicht mehr zum Vorschein kommen. Gegen Abend lagerten sie auf einer Ebene, wo weder ein Baum stand, noch auch ein Fels ihnen Schutz vor dem Winde gewährte. Der mitgebrachte letzte Vorrath von Steinflechte lieferte die ungewürzte Abendkost, und frostschauernd verkrochen sich die vier Wanderer unter ihrem Zelte.

Am anderen Morgen ward eine ernste Berathung gehalten, bei welcher es sich abermals darum handelte, ob man Marengo nicht lieber umbringen und verspeisen sollte? Die Hauptfrage ward bejaht und es fragte sich nur noch, ob man ihn sogleich erschießen oder diese That, vor welcher im Grunde jeder zurückbebte, auf den Abend verschieben solle? Lucian stimmte für das letztere, und schlug sich überhaupt zu Gunsten des treuen Thieres in's Mittel. Er deu-

tete auf einen größeren Hügel, welcher auf ihrem Wege und nur ungefähr zwei bis drei Meilen entfernt war.

„Laßt uns erst jenen Hügel dort erreichen," sagte er; „haben wir bis dorthin Nichts gefunden, so stimme ich ebenfalls dafür, daß wir den Hund nicht länger schonen dürfen! Es ist nicht das größte Leiden, daß wir noch einmal ohne Frühstück aufbrechen müssen!"

Sein Vorschlag fand Anklang, und so brachen sie ihr Zelt ab und schickten sich zum Aufbruch an. Es war eine mühsame Wanderung bis zu jenem Hügel, namentlich für Leute, welche vor Hunger sich kaum weiter schleppen konnten; aber endlich langten sie doch an seinem Fuße an, ohne übrigens auch nur die geringste Spur von thierischem Leben entdeckt zu haben.

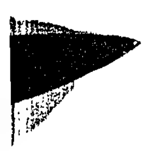
„Nur noch den Hügel hinauf!" rief Lucian den Anderen bittend zu und suchte ihnen mit seiner schwachen Stimme Muth zu machen; „nur noch eine halbe Stunde und wir haben den Gipfel erreicht!"

Er schritt selber den steilen Abhang hinan, die Anderen folgten ihm, und Marengo schleppte sich mühsam hinter ihnen her. Das arme Thier schien ganz niedergeschlagen und entmuthigt, als ob es die Bedingungen kenne, an welchen sein Leben hing. Seine Herren hielten während des Bergansteigens scharfe Umschau; kein Grasbüschel, der über den Schnee emporragte, blieb ununtersucht, und ihr fieberisch gespannter Blick durchforschte jede Fußbreite des Schnees nach Fährten.

Endlich hatten sie die letzte Böschung des Hügels hinter sich und standen auf dessen Gipfel. Sie hatten sich übrigens getäuscht, denn es war kein einzelner kegelförmiger Hügel, auf welchem sie standen, sondern dessen oberster Theil bildete eine Art Tafelland oder Hochebene von ungefähr dreihundert Schritt Breite und ging in einen Höhenzug über, welcher sich etwas wellenförmig weithin nach Nordosten dehnte. Der Schnee lag hier oben einen Fuß tief, und nur wenige Grasbüschel ragten aus der gleichförmigen Schnee-

decke hervor, ohne deren Eintönigkeit unterbrechen zu können. Daß hier oben kein Thier zu finden war, schien ganz klar am Tage zu liegen, denn ein Vogel von der Größe eines Sperlings, ein Vierfüßler nur so groß wie eine Spitzmaus hätte sich hier auf jedem Theile vom Schnee abheben müssen. Ein einziger Blick schien ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß ihre Erwartungen hier abermals vereitelt worden seien.

Sie machten hier Halt und hatten keine Lust weiter zu gehen; Alle waren so ermüdet, daß sie auf den Beinen wankten, und Einige von ihnen hätten keine zweitausend Schritte mehr zurückzulegen vermocht. Marengo war nun ebenfalls auf der Höhe angelangt und stand mit dem Schlitten etwas abseits.



„Norman,“ sagte Basil mit dumpfer Stimme und wandte sich von dem armen Marengo ab, „Du mußt ihm den Garaus machen — ich kann es nicht über mich gewinnen!“

Lucian und Franz verstanden, um was es sich handele, und traten ebenfalls bei Seite. Sie konnten die unvermeidliche That nicht mit ansehen, welche nur die eigene Noth und der höchste Drang der Selbsterhaltung gestatteten. Sie gingen bis an den Rand der Böschung vor und blickten den Hügel hinunter. Basil folgte ihnen und hielt sich in einiger Entfernung, damit die Brüder nicht bemerken sollten, daß ihm eine Thräne um die andere in die Augen trat, die er mit seinem Aermel abwischte. Auch die Anderen waren tief erschüttert.

Norman ging zurück, um hinter Marengo sich aufzustellen. Das scharfe Knacken des Hahns an Norman's Büchse ertönte schon hinter dem Rücken der Uebrigen, und sie erwarteten jeden Augenblick den verhängnißvollen Schuß knallen zu hören, als plötzlich, gerade in diesem Augenblicke, ein dunkler Schatten über den weißen Abhang des Hügels hinzog und ihre Aufmerksamkeit fesselte! Es war der Schatten eines fliegenden Vogels! Der gleichzeitige Ausruf, welcher

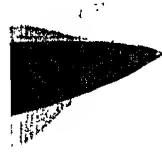
den drei Gefährten entfuhr, fiel Norman auf, der bereits den Finger am Drücker hatte. Er setzte die Büchse ab und sah sich nach den Anderen um, welche, wie er bemerkte, nach irgend einem Gegenstande in der Luft emporblickten. Dieses Ziel ihrer Aufmerksamkeit war ein Vogel von ziemlichem Umfang, beinahe so groß wie ein Adler, aber mit dem Gefieder eines Schwans. Er war am ganzen Körper weiß — Körper und Schwingen waren kaum von dem Schnee zu unterscheiden, über welchen er hinschwebte. Norman erkannte den Vogel auf den ersten Blick: sein dicker Kopf und kurzer breiter Hals, die weitklafternden weißen Schwingen waren nicht zu verkennen — es war die große Schneeeule der Polarregion, — ein Vogel von der Größe unsers deutschen Uhu's, dessen Stellvertreter im arktischen Amerika die Schneeeule zu sein scheint.

Das Erscheinen dieses Vogels veränderte den Stand der Dinge bedeutend. Norman setzte den Hahn seiner Büchse in die erste Rast, den Kolben des Gewehrs auf den Boden, und beobachtete gleich den Anderen diesen Vogel in seinem Fluge.

Die Schneeeule (Strix nyctea) ist vielleicht der schönste und jedenfalls einer der stärksten und mächtigsten Vögel seiner Art, obschon man in Nordamerika über ein Dutzend verschiedene Eulen-Arten zählt. Ihre Heimath ist die Polarregion selbst in ihren fernsten Gegenden nach dem Pole hin; im tiefen Winter findet man sie oft innerhalb des Polarkreises beider Continente, obschon sie auch zur selben Jahreszeit bisweilen nach wärmeren, dem Aequator näheren Gegenden auswandert. Sie bewohnt sowohl die offenen Einöden als die bewaldeten Bezirke; auf den ersteren hockt sie immer auf dem Schnee, wo sie vermöge ihrer eigentlichen Farbe von dem vorbeiziehenden Jäger nicht bemerkt werden kann. Die Natur hat diesem Vogel den reichsten und zweckmäßigsten Schutz gegen die Kälte verliehen durch ein dickes, eng verwobenes, flaumiges Gefieder, welches alle Theile des Körpers, den Kopf z. B. bis zu den

Augen, bedeckt, so daß die Ständer (Beine) dieser Eule so groß erscheinen, wie die eines mittelgroßen Hundes. Auch der Schnabel liegt unter einer ganzen Federmasse versteckt, welche ihr Gesicht bedeckt, und so ist jeder Theil ihres Körpers selbst gegen die Kälte eines arktischen Winters trefflich verwahrt.

Man hält die Eule gewöhnlich für einen Nachtvogel und sieht sie unter südlichen Breiten auch nur selten bei Tage; allein die Eulen des hohen Nordens unterscheiden sich in diesem Stücke wesentlich von ihren Verwandten, denn sie jagen nicht nur bei Tage, sondern sogar meistens gerade in den sonnenhellsten Stunden der Mittagszeit. Besäßen sie diese Fähigkeit nicht, so könnten sie ja im immer hellen arktischen Sommer unmöglich bestehen, wo die Tage monatelang dauern. Hier haben wir abermals ein merkwürdiges Beispiel davon, auf welche Weise die Natur ihre wilden Geschöpfe gelehrt hat, sich den eigenthümlichen Bedingungen und Verhältnissen ihrer Lage anzubequemen.



Das Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie wird ungefähr von einem Dutzend verschiedener Eulenarten bewohnt, worunter die aschgraue Eule, deren ausgespannte Schwingen volle fünf Fuß klaftern, die größte ist. Mehre Arten ziehen beim Herannahen des Winters nach dem Süden; andere, worunter auch theilweise die Schneeeule, behalten ihre Standorte bei und jagen das Schneehuhn, den Hasen und diejenigen kleineren Vierfüßler, welche wie sie selbst ihr Winterquartier in jeder öden Region nehmen.

Unsere jungen Reisenden also standen, wie schon erwähnt, ganz ruhig und beobachteten schweigend und in gespannter Erwartung die Eule, wie sie so geräuschlos durch die Lüfte kreiste. Franz hatte seine Flinte schon über den linken Arm gelegt, in der Hoffnung zum Schusse zu kommen; allein der Vogel, welcher zu jeder Zeit scheu ist, hielt sich immer sorgfältig außer dem Bereich seines Gewehrs; und nachdem er ein- oder zweimal über dem Hügel gekreist hatte,

stieß er einen lauten Schrei aus und flog davon. Dieser Schrei glich dem Aechzen und Stöhnen eines schwer kranken Menschen und machte daher auf unsere Reisenden in ihrer jetzigen Lage und Stimmung einen nichts weniger als angenehmen Eindruck. Sie schauten daher mit tiefbetrübten, verzweiflungsvollen Blicken dem Vogel nach, bis sie ihn in dem weißen Hintergrunde des schneebedeckten Hügels aus dem Gesichte verloren.

Sie hatten jedoch wahrgenommen, daß die Eule zu der Zeit, da sie dieselbe zuerst wahrgenommen hatten, eben erst aufflog, — sie mußte also von demselben Hügel aufgeflogen sein, auf welchem sie sich jetzt befanden. Dies veranlaßte sie, sich noch einmal aufmerksam auf der ganzen Hochfläche des Hügels umzusehen, um wo möglich zu ermitteln, wo denn dieser große Vogel gehockt haben könne, daß sie ihn nicht gesehen hatten. Wahrscheinlich war ihres Erachtens die Eule ihnen ganz nahe gewesen, hatte aber wegen ihres mattweißen Gefieders nicht von ihnen bemerkt werden können.

„Wie schade, daß der Vogel so scheu war!“ sagte Franz, „er hätte uns ein Abendbrod geliefert.“

Während die vier Jäger noch den Gedanken nachhingen, welche diese Worte in ihnen angeregt hatten, fiel ihnen plötzlich ein Gegenstand in's Auge, bei dessen Anblick Basil und Norman einen halblauten Ruf des Erstaunens ausstießen und plötzlich ihre Büchsen schußfertig machten. Der Gegenstand, welcher ihre Aufmerksamkeit fesselte, war beinahe ganz im Mittelpunkte der Hochebene und erschien anfangs nur wie ein großer Schneeball; bei genauerem Hinblicken ließen sich aber zwei runde Pünktchen von schwarzer Farbe und über diesen zwei verlängerte schwarze Flecken, welche sich bewegten, unterscheiden. Bei längerer Betrachtung unterschied das Auge dann endlich die Umrisse eines Thieres, das in sitzender Stellung im Schnee kauerte. Die runden Pünktchen waren seine Augen, die schwarzen Flecken darüber die Spitzen eines Paars sehr langer

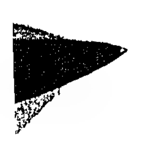
Ohren. Der ganze übrige Körper war mit einem weichen, weißen Pelze bedeckt, der kaum vom Schnee zu unterscheiden war, auf welchem er saß.

Gestalt und Farbe des Thieres, vor Allem aber die aufrechten langen Ohren ließen es sehr leicht für einen Hasen erkennen.

„Nur stille!" flüsterte Norman, sobald er seiner Sache gewiß war; „verhaltet Euch ganz ruhig und überlaßt das Thier nur mir allein!"

„Was sollen wir denn thun?" fragte Basil; „kann ich Dir nicht helfen?"

„Mit nichten," erwiderte Norman leise; „bleibe nur ruhig, wo Du jetzt stehst, und halte mir den Hund ruhig. Ich will mit Lampe schon fertig werden, wenn ihn die Schneeeule nicht allzusehr erschreckt hat. Der Eulenschrei hat den Hasen aus seinem Lager aufgeschreckt, denn ich weiß gewiß, daß er vorhin nicht dort saß. Vielleicht bleibt er noch eine Weile da sitzen. Glücklicherweise steht die Sonne noch hoch; aber rühre sich keiner von Euch von der Stelle. Und Du, Basil, spanne jetzt den Hund aus, halte ihn aber fest und merke nur sorgsam auf, ob der Hase nicht flüchtig wird!"



Nach diesen leise und rasch hervorgestoßenen Weisungen legte Norman seine schußfertige Büchse über den linken Arm und schritt in das Plateau hinein, aber nicht dem Hasen zu, sondern beinahe in entgegengesetzter Richtung. Allmählich beschrieb er auf seinem Wege einen weiten Kreis, dessen Mittelpunkt der Hase blieb, dessen Umfang aber die ganze Breite der Hochfläche, also einen Durchmesser von ungefähr dreihundert Schritten einnahm. In diesem Kreise nun bewegte er sich fortwährend, den Blick fest auf das hockende Thier gerichtet. Als er beinahe den ganzen Umfang des Kreises beschrieben hatte, nahm er den Halbmesser seines Kreises enger, so daß die Kurve, die er damit beschrieb, in eine Spirale

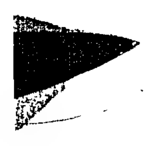
überging und ihn dem Hasen immer näher brachte. Der Hase rührte sich nicht und beobachtete nur unverwandt den Schützen, den er mit einer Mischung von Neugierde und leiser Furcht betrachtete. Glücklicherweise stand die Sonne, wie Norman schon erwähnt hatte, in ihrer Scheitelhöhe am Himmel, und der Körper des Schützen warf daher nur einen sehr kleinen Schatten auf den Schnee. Wäre es anders gewesen, so würde der Hase vor dem sich bewegenden Schatten erschrocken sein und Fersengeld gegeben haben, ehe Norman ihm noch auf Schußweite nahe zu kommen vermocht hätte.

Als Norman vier oder fünfmal um den Hasen gekreist hatte, bewegte er sich immer langsamer und blieb dann so ziemlich der Stelle gegenüber stehen, wo die Anderen hielten. Diese beobachteten ihn mit lautem Herzklopfen, denn sie wußten, daß Marengo's Leben und vielleicht auch ihr eigenes von diesem Schusse abhing. Norman hatte seinen Platz so gewählt, daß der Hase, wenn er flüchtig wurde, an ihnen vorüberlaufen und ihnen die Möglichkeit geben mußte, ihm im Laufe einen Schuß auf den Pelz zu brennen. Schon hatte Norman den Büchsenkolben an der Schulter und den Finger am Drücker, und seine Gefährten erwarteten jeden Augenblick den Schuß knallen zu hören, als abermals der Schatten eines Vogels über den Schnee hinstreifte und der wehmüthige Schrei der Eule durch die Lüfte klang. Der Hase sprang auf und schickte sich in langen Sätzen zur Flucht an. Im selben Augenblicke aber sahen die drei Brüder auch die große Schneeeule über ihren Köpfen kreisen und dem Hasen nachfliegen, im Begriff auf ihn herunterzustoßen.

Der Hase schlug einen Haken, um der Eule auszuweichen, und bog dann seitwärts ab; allein diese veränderte Richtung brachte ihn gerade in die Schußweite der drei Jäger, welche bei dem Schlitten standen. Die Eule flog über dem Hasen, während er so aus Leibes-

kräften davon lief. Allein kaum hatte der arme Lampe ein Dutzend Sätze gemacht, so krachte ein lauter Knall — man sah den Hasen einen Purzelbaum schlagen und dann wieder auf den Schnee niederfallen, so starr und todt wie ein Stein. Im selben Augenblick aber knallte wie ein Echo ein zweiter Schuß, ein wilder Schrei tönte durch die Lüfte, und die große weiße Eule fiel flatternd zur Erde nieder. Die Schüsse waren nicht von einer Büchse, sondern es war der lautere Knall eines Gewehrs mit glattem Laufe, einer Schrotflinte. Aller Augen wandten sich auf Franz, der von einer ganzen Wolke blauen Rauches umgeben dastand und wie ein Sieger dreinblickte, denn er war der glückliche Schütze gewesen.

Marengo sprang sogleich vorwärts und fiel die noch immer mit den Schwingen schlagende Eule an, welche grimmig mit dem Schnabel nach ihm schnappte, daß es klang wie die Schnarre eines Nachtwächters. Allein der Hund fürchtete sich davor nicht, sondern packte sie beim Kopfe und drückte ihr mit seinem Gebiß krachend den Schädel ein, daß ihr Schnappen und Flattern sogleich ein Ende hatte. Marengo wurde nun tadelnd zurückgerufen und kam auch wirklich sogleich zurück; aber es war, als ob er wirklich wüßte, daß ihm nun das Leben gerettet sei, so toll geberdete er sich mit Schweifwedeln, lustigem Gebell und possirlichen Sprüngen. Er wurde auch diesmal begnadigt.



Unsere vier jungen Wanderer eilten nun zu dem erlegten Wilde hin, in welchem sie den Polarhasen, Lepus glacialis, erkannten, und zwar ein merkwürdig großes Exemplar, das mindestens fünfzehn Pfund wog. Sein weißer Pelz, so weich wie Schwanenflaum, war von Blut geröthet; er war noch nicht ganz todt, sein Herzchen schlug noch, und in seinen schönen honigfarbenen Augen blitzte noch das Licht des Lebens. Der Hase und die Eule wurden nun aufgelesen und nach dem Schlitten geschafft, vor welchen man

abermals Marengo spannte, da die Reisenden weiter ziehen und sich eine geeignete Stelle zum Nachtlager am Fuße des Hügels aufsuchen wollten.

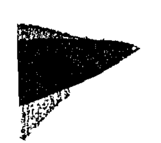
Während sie neben einander auf der kleinen Hochebene hinschritten, welcher sie in ihrer ganzen Ausdehnung folgen wollten, um vom jenseitigen Ende derselben einen Blick in die dahinter liegende Niederung werfen zu können, sagte Norman: „Es muß hier herum ein Wald in der Nähe sein. Ich habe diese Hasenart niemals in großer Ferne von hochstämmigen Bäumen getroffen.“

„Ganz natürlich,“ sagte Lucian; „der Polarhase frißt die Schosse und Blätter von Weiden, Bärentrauben und von der Pflanze, welche den sogen. Labrador-Thee liefert. Einige Bäume dieser Art müssen also jedenfalls in der Nähe sein!“

Als sie eine Strecke von einigen hundert Schritten zurückgelegt hatten, kamen sie an eine Stelle, wo der Hügel, auf welchem sie die Eule und den Hasen erlegt hatten, durch einen schmalen Rücken mit dem schon erwähnten Höhenzug zusammenhing, der nach Nordwesten hinstrich. Die Böschungen dieses „Sattels“ fielen sehr steil ab, und zu ihrer nicht geringen Freude bemerkten sie zu ihrer Rechten ein enges tiefes Thälchen, in welchem verschiedene Baumgruppen von ziemlich großen Pappeln, Birken und Sprossenfichten (Pinus alba) über ein dichtes Unterholz von Weiden emporragten. Rasch eilten die vier Jäger den Hügelhang hinunter und standen bald zwischen den Bäumen. Binnen Kurzem hörte man die wuchtigen Schläge der Axt und das Prasseln der stürzenden Bäume durch das einsame Thälchen erklingen, und eine Rauchsäule wirbelte blau und lustig gen Himmel, während die vier Jünglinge sich mit einem unbeschreiblichen Wonnegefühl um das Feuer herumlagerten und auf das saftige Mahl, das über dem Feuer kochte, harrten.

So groß der Hase auch war, so hätte er doch für vier hungrige Wanderer nur eine ungenügende Mahlzeit geliefert. Allein Lucian

rieth seinen Gefährten, sich doch ja im Essen möglichst zu mäßigen, damit sie den durch langes Hungern angegriffenen Magen nicht überfüllten, was stets mit sehr bedenklichen Folgen verbunden ist. So ließen sie denn beinahe die Hälfte des Hasens für das Abendbrod übrig, welches nach Lucian's, des Kochs, Versprechen aus einer delikaten Hasensuppe bestehen sollte. Der Kopf, die Läufe, das Geschcide und andere entbehrliche Bissen fielen Marengo zu; und die Eule, deren Fleisch beinahe so weiß war wie ihr Gefieder und nach Norman's Versicherung einen vortrefflichen Braten lieferte, ward zum Frühstück für den folgenden Tag aufgehoben.



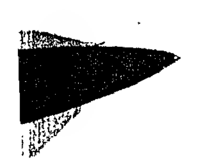
Da sie ihr Zelt hier schon aufgeschlagen hatten in der Absicht hier zu übernachten und erst am andern Morgen ihre Reise fortzusetzen, so wußten sie nach eingenommener Mahlzeit Nichts mehr zu thun. Weil aber noch mehr als eine Stunde bis zum Sonnenuntergang fehlte, und durch die Mahlzeit Geist und Körper wieder mit neuem Leben und neuer Spannkraft erfüllt worden waren, so machte Norman den Vorschlag, so lange das Tageslicht es erlaubte noch einen kleinen Pürschgang in die Umgebung zu machen. Es war ja für sie von der höchsten Wichtigkeit noch mehr Wildpret zu erhalten, denn die Eule lieferte nur ein dürftiges Frühstück, und was sollte dann am andern Tage aus ihnen werden? Sie hatten jetzt eine zeitweilige Abhilfe gefunden und mußten, so lange ihre Kraft vorhielt, Alles aufbieten, um weitere Nahrungsmittel aufzutreiben. Das Thälchen, worin sie lagerten, versprach einige Jagdbeute. Es war eine Art Oase in der Schneewüste der Barren Grounds. Mitten im Thale war ein kleiner Teich oder See von den Wassern, die von den benachbarten Anhöhen abliefen und sich hier ansammelten, und rings um diesen See herum lief ein breiter Kranz von Wald und dichtem Unterholz, die, wie schon erwähnt, aus Weiden, Pappeln, Sprossenfichten und Zwergbirken (Betula nana) bestanden. An den Abhängen der benachbarten Hügel wuchs die Bärentraube (Arbutus),

deren Beeren vielen Arten von Thieren zur Nahrung dienen; und die Labradortheepflanze, d. h. unser deutscher Sumpfporst (Ledum palustre) bedeckte überall die Niederungen rings um den See her. Die Blätter dieses halbmannshohen Strauches sind eine Lieblingskost des Polarhasen, und unsere jungen Pelzjäger zweifelten daher auch gar nicht, daß sie hier dieses Wild in Mehrzahl finden würden. Diese Vermuthung ward auch bald zur Gewißheit, als sie sehr zahlreiche Hasenfährten im Schnee fanden und bald auch auf Fährten von anderen Thieren stießen, denn es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß wo einmal Eine Thierart vorhanden ist, immer auch noch zwei oder drei andere Arten an demselben Standorte ihr Fortkommen finden, und daß alle diese Thiere gleichsam durch eine „Kette der Zerstörung" unter einander verbunden sind.

Lucian, welcher im Lager zurückgeblieben war, während die Anderen auf die Pürsch gingen, sollte bald ein sehr anschauliches thatsächliches Beispiel davon erfahren. Er hatte einige der noch halbgrünen Blätter des Sumpfporsts aus dem Schnee gegraben und trocknete sie über dem Feuer, in der wohlmeinenden Absicht, seine Gefährten nach ihrer Heimkehr mit einem Becher voll dieses erquikkenden Getränkes zu laben. Die Hasensuppe brodelte im Kessel, gewürzt mit einer Handvoll der dürren Beeren der Bärentraube, welche Lucian ebenfalls unter dem Schnee hervorgesucht, und der Koch saß daneben und lauschte auf die lustigen Töne, welche aus dem Kessel herausdrangen, und nahm dann und wann den Kessel ab, um seinen appetitlich duftenden Inhalt zu untersuchen und umzurühren. Er hatte dann seine Aufmerksamkeit den Theeblättern zugewandt, welche in der Bratpfanne dörrten, und glaubte, nachdem er sie eben umgerührt, seiner Aufsicht einige Minuten ledig zu sein, um sich in seiner Umgebung umzusehen.

Wie er nun so den Blick bald dahin, bald dorthin richtete, ward seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt, welcher in kurzer

Entfernung von ihm auf dem Schnee erschien. Eine weite, wallförmige „Schneewehe," die sich unter dem Schutze des Hügels gebildet hatte, erstreckte sich rund um den Fuß desselben und bot nach jeder Richtung hin eine steile Stirne dar, die übrigens nur eine Armslänge hoch war. Die obere Fläche dieses Schneewalls dagegen war viele Ellen breit und zog sich in Wirklichkeit so tief rückwärts nach der Bergseite hin, daß sie förmlich in die Hügelböschung überging und sich mit derselben vermischte. Die Oberfläche der Schneewehe war ganz glatt und beinahe eben, aber der Hügel darüber steil und einigermassen uneben und felsig. Die Stirne der Schneewehe reichte nur auf ungefähr sechs Schritte Entfernung zu dem Feuer herab, an welchem Lucian saß, und gerade auf der Böschung dieser Stirn erschien der Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Es war ein kleines Geschöpf, aber es bewegte sich und hatte dadurch sein Augenmerk auf sich gelenkt.



Ein einziger Blick zeigte Lucian, daß das kleine Thier eine Maus war, wenn auch von einer etwas eigenthümlichen Art. Sie hatte zwar beiläufig die Größe einer gemeinen Maus, allein eine ganz andere Färbung – die obere Seite des Körpers war nämlich von heller Mahagony-Farbe, während der untere Theil mit Einschluß der Füße und Beine eine milchweiße Färbung zeigte. Lucian erkannte das Thierchen für die weißfüßige Maus, Mus leucopus, eine der schönsten in ihrer Art.

Stellenweise ragten die Gipfel der Bärentrauben-Sträucher aus der Schneefläche hervor, und das Mäuschen huschte von einem Strauche zum andern, vermuthlich um die Beeren zu suchen, welche den ganzen Winter über auf diesen Bäumen hängen. Bisweilen lief sie wie eine gewöhnliche Maus von einem Punkte zum andern; allein hier und da richtete sie sich auf ihren Hinterbeinen auf und übersprang mit einem einzigen Satze mehrere Fuß Breite. Hierbei bediente sie sich offenbar ihres Schwanzes, worin sie eine bedeutende

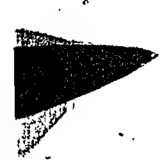
Muskelkraft besitzt, und stemmte denselben gegen den Schnee. Dieser eigenthümlichen Art der Fortbewegung verdankt sie den Namen „Springmaus," und unter den Indianern heißt sie Hirschmaus, weil ihr Sprung an das „Setzen" des flüchtigen Rothwildes erinnern soll. Allein es giebt in Nordamerika noch mehrere andere Arten von Springmäusen, welche diese Eigenthümlichkeit in einem noch höhern Grade besitzen als die Mus leucopus.

Lucian beobachtete die Bewegungen dieses Thierchens, ohne den mindesten Versuch sie zu stören, bis sie ihm beinahe aus dem Gesicht gekommen war. Er wollte dem Mäuschen Nichts zu Leide thun, noch trug er irgend ein Verlangen, seiner habhaft zu werden, da er bereits manche Exemplare davon getroffen und sie zur Genüge untersucht und beobachtet hatte. Er dachte schon nicht mehr an diese Maus und würde gar nicht mehr auf sie zurückgekommen sein, hätte er nicht, als er seine Augen nach der entgegengesetzten Richtung wandte, ein anderes Thier auf dem Schnee wahrgenommen, dessen Aussehen von demjenigen der Maus ganz verschieden war. Sein Körper war beinahe einen Fuß lang, obschon nicht viel dicker als derjenige der Maus; die Beine waren kurz aber stämmig, der Vorderkopf stark konvex gewölbt. Der Schwanz war borstig und gegen das Ende hin verjüngt, wie der einer Katze, betrug in der Länge aber nur ungefähr zwei Drittheile von der Körperlänge. Die Gestalt war mit Einem Worte die wohlbekannte des Wiesels, zu dessen Geschlechte auch dieses Thier gehörte, denn es war nichts Anderes als der berühmte Hermelin (Mustela erminea), dessen weicher schöner Pelz so hoch im Werthe steht und eine bekannte Zierrath von Fürstenmänteln und Gewändern vornehmer und reicher Leute ist. Das ganze Thier war milchweiß bis auf die Schwanzspitze, die ungefähr auf die Länge eines Zolls mit schwarzen seidenweichen Haaren bedeckt war. Der weiße Pelz zeigte übrigens an mehreren Stellen des Körpers einen leichten Anflug von Hellgelb,



welcher jedoch nicht bei allen Thieren gefunden wird, da man sehr häufig auch ganz weiße Individuen davon trifft. Natürlich war es jetzt im „Winterkleide," denn das Sommerkleid weicht in der Farbe nicht viel von demjenigen des gemeinen Wiesels ab.

Als Lucian dieses Thierchens zum ersten Mal ansichtig wurde, rannte es am oberen Rande der Schneewehe hin und kam aus derselben Richtung, woher vorhin auch die Maus gekommen war. Hier und da hielt es eine Weile an und lief dann weiter. Es hatte, wie Lucian deutlich wahrnahm, die Schnauze dicht am Boden, und als es näher kam, bemerkte er deutlich, daß es der Fährte der Maus folge, denn es schlug ganz denselben Weg ein und beschrieb die Fährte der Maus so genau, wie ein Schweißhund die eines angeschossenen Hirsches. Wo nämlich die Maus einen Haken geschlagen oder einen Umweg gemacht hatte, da folgte der Hermelin der Spur; wo dagegen die Maus einen ihrer weiten Sprünge gemacht hatte, da hielt das Hermelin an und revierte rings herum, bis die Fährte wieder „ausgemacht" war, worauf es alsdann im Galopp weiter lief. Man konnte sein Gebahren mit gar Nichts passender vergleichen, als mit dem eines Dachshundes auf der frischen Fährte eines Fuchses.



Lucian sah sich nun überall nach der Maus um und erblickte sie endlich schon ganz in der Ferne auf dem Schnee, wo sie unter einem Bärentrauben=Strauche emsig nagte und nicht entfernt die Nähe ihres blutgierigsten Feindes ahnte. Ich sage mit Vorbedacht: seines Todfeindes, denn die weißfüßige Maus ist die natürliche Beute des Hermelins.

Die Maus nahm zwar bald die gefährliche Nähe ihres Verfolgers gewahr, allein dieser war nun kaum noch eine Armslänge von ihr entfernt. Nun wollte sich die Maus anfangs unter den Blättern der Bärentraube verkriechen; als sie aber sah, daß der Hermelin ihr auch dahin nachfolgte und fortwährend den Strauch

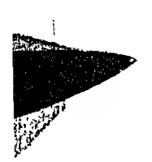
umkreiste, so sprang sie wieder auf und wollte ihr Heil in der Flucht suchen. Bald springend bald laufend suchte sie zu entkommen; allein der Hermelin war so behend, wie eine Katze, und schlug nach wenigen Sätze seine Krallen in den Rücken der Maus. Ein kurzes, dünnes, quiekendes Pfeifen und dann ein Krach, wie vom Zerbeißen einer Haselnuß, als der Hermelin den Schädel der Maus zwischen seinen Zähnen zerbiß, — und die arme Springmaus hatte aufgehört zu leben.

Lucian wandte sich rasch um und griff nach seiner Büchse um den Hermelin zu schießen. Er wollte das Raubthier nicht gerade für den Mord bestrafen, den es begangen hatte, denn der Hermelin hatte ja dabei nur einem Naturgesetze gehorcht, sondern diesmal leitete das Interesse des Naturforschers unsern Lucian: er gedachte nämlich diesen Hermelin mit einigen anderen zu vergleichen, die er während der Reise am Winipegsee gesehen und erlegt hatte, und die ihm seines Erachtens weit größer vorgekommen waren, denn einer von seinen früher gefangenen war ohne den Schwanz mehr als einen Fuß lang gewesen. Ebenso wünschte er dieses Thier mit dem gemeinen Wiesel zu vergleichen, welches in seinem Winterkleide in diesen Schneeregionen so viele Aehnlichkeit mit dem Hermelin hat, daß die Fallensteller und Pelzjäger auch in der That gar keinen Unterschied zwischen beiden machten.

Bis aber Lucian nach dem Zündhütchen auf dem Schloß seiner Büchse gesehen und sich ein wenig aufgerichtet hatte, um sich zu dem Wiesel hinanzuschleichen, welches seiner Beute so eben das Blut aussaugte, war bereits ein anderes Thier auf den Schauplatz getreten, das jetzt beim Aufblicken nach der Schneewehe Lucian in die Augen fiel. Es war ein schneeweißes Thier von fuchsartigem Aussehen, mit langem rauchem Pelz, spitzer Schnauze, aufrechten Ohren und einem buschigen Schwanze. Sein schleichender, vorsichtiger Gang, sein scheues, verstohlenes Umherblicken und das ganze

listig=tückische Wesen, welches sich in seinem Gebahren aussprach, glich dem charakteristischen Benehmen Reinecke's, und in der That war dieses Thier auch nichts Anderes als der prächtige weiße Fuchs der Nordpolarzone, Canis oder Vulpes lagopus.

Man nimmt gewöhnlich an, daß in Nordamerika nur zwei oder drei Arten von Füchsen vorkommen, welche nur Varietäten der europäischen Art seien. Dies ist aber entschieden irrig, denn Nordamerika hat mindestens zwölf verschiedene Varietäten von Füchsen, die sich freilich nur auf einige wenige Arten zusammendrängen lassen. Eine diese Arten ist der arktische oder Polarfuchs, dessen Vorkommen sich nur auf die kalte Region des Nordens beschränkt, und der sein dunkleres Sommerkleid Winters mit einem ganz weißen Pelze vertauscht. Der sogen. Rußfuchs ist nur eine Spielart des arktischen, von welchem er sich nur durch seine Farbe, ein gleichförmiges Schwarzbraun, unterscheidet.



Der amerikanische Fuchs (oder der rothe Fuchs, wie er gemeinhin heißt, Vulpes fulvus) galt lange für übereinstimmend mit dem europäischen rothen Fuchs; allein auch dies ist ein Irrthum, denn diese beiden unterscheiden sich in vielen Punkten von einander — lauter Punkten, welche merkwürdigerweise sich auf dieselben Merkmale beschränken, durch welche sich die Wölfe Amerika's von dem europäischen Wolf unterscheiden lassen, und die wir schon oben geschildert haben.

Der sogenannte Kreuzfuchs, Canis (Vulpes) decussatus, wird von den Indianern und manchen Naturforschern nur für eine Spielart des gewöhnlichen rothen amerikanischen Fuchses gehalten. Er verdankt seinen Namen zwei dunklen Streifen auf seinem Rücken, die sich gerade über seinen Schultern kreuzen. Der Pelz ist grau, in Folge einer Mischung von schwarzen und weißen Haaren, und sowohl nur dieser besondern Farbe und Zeichnung willen, als auch wohl wegen des ziemlich seltenen Vorkommens dieses Thieres wird

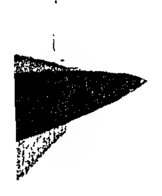
sein Balg weit höher geachtet als der des rothen Fuchses. Das Verhältniß des Werthes ist ungefähr so, daß wenn ein schöner Balg vom rothen Fuchs nur mit ungefähr fünf Thalern preuß. Cour. bezahlt wird, der Balg von einem schönen Kreuzfuchs mindestens 25 Thaler kostet. Die Schnauze, der untere Theil des Körpers und die Beine bis zu den Krallen herunter sind schwarz, die Standarte oder Fahne (d. i. der Schweif) hat eine weiße Spitze.

Andere Naturforscher halten den Kreuzfuchs für eine rein zufällige Abart des sogenannten schwarzen oder Silber-Fuchses; allein ich möchte eher auch diesen für eine Varietät des rothen Fuchses halten. Jedenfalls ist dieser Fuchs, Canis (Vulpes) argentatus, einer der seltensten der in Amerika heimischen und liefert nächst der Seeotter das allergeschätzteste und kostbarste Pelzwerk, welches mit fabelhaften Preisen bezahlt wird. Für meine obige Annahme, daß es nur eine Abart des gemeinen Fuchses sei, sprechen sowohl sein gleichzeitiges Vorkommen im hohen Norden von Europa, Asien und Amerika, als auch seine außerordentliche Seltenheit, welche so groß ist, daß die Hudsonsbay-Kompagnie alljährlich im Ganzen kaum ein halbes Dutzend dieser Felle eingeliefert erhält. Der Pelz ist ungemein weich und langhaarig, von glänzend schwarzer oder ganz dunkelbrauner Farbe, und seine langen Spitz- oder Stichelhaare haben einen eigenthümlichen Silberglanz; je größer dieser ist, desto höher wird ein Balg geachtet. Der größte Kürschner und Rauchwaarenhändler in London, Herr Nicholay, versichert, daß ein einzelner Balg vom Silberfuchs, je nach seiner Schönheit mit zehn bis vierzig Guineen (70—280 Thaler preuß. Courant) bezahlt werde. Auf der großen Industrie-Ausstellung in London im Jahre 1851 ward ein Pelzmantel, dem Kaiser von Rußland gehörig, gezeigt, welcher nur aus dem Halstheile von solchen Silberfuchsbälgen — der einzigen Stelle, wo das Fell rein schwarz ist — gefertigt war und auf einen Werth von 3400 Pfund Sterling geschätzt

ward. Herr Nicholay hielt zwar diese Schätzung für übertrieben, glaubte aber, daß der eigentliche Werth sich immerhin auf tausend Pfund Sterling oder nahezu 7000 Thaler preuß. Courant belaufen dürfte. Auch König Georg IV. hatte einen mit schwarzem Fuchs gefütterten Pelzrock im Werth von 1000 Pfund Sterling.

Der graue Fuchs kommt viel weiter nach Süden vor, als die vorerwähnten. Seine eigentliche Heimath ist die gemäßigte Zone der Vereinigten Staaten und höchstens noch der südliche Theil von Canada. In den Vereinigten Staaten ist er der gewöhnlich vorkommende, obschon man daselbst auch noch einen rothen Fuchs trifft, welcher mit dem obgedachten amerikanischen Fuchs, Vulpes fulvus, Nichts gemein hat und eher mit dem von den Kolonisten eingeführten europäischen Fuchs übereinstimmt.

Eine andere Art, die kleinste und vielleicht interessanteste der in Amerika heimischen Füchse ist der sogenannte Halbfuchs-oder Kitfox, wie er bei den Jägern heißt. Dieses kleine Thier bewohnt die Prairieen und gräbt sich seine Baue in großer Entfernung von jedem Wald, ist außerordentlich scheu und das behendeste Thier der Prairieen, das sogar noch die Antilope überholt. —



Als Lucian den Fuchs gewahr wurde, dachte er nicht mehr an den Hermelin, sondern zog sich zurück und duckte sich nieder in der Hoffnung, das größere Thier zum Schuß zu bekommen. Er wußte wohl, daß das Fleisch des Polarfuchses für einen besondern Leckerbissen galt, welcher Personen in seiner und seiner Gefährten Lage um so willkommener sein mußte und jedenfalls eine werthvolle Bereicherung ihrer Mundvorräthe abgab.

Als er das Thier zuerst erblickte, kam es gerade auf ihn zu, obschon nicht in directer Linie, denn es jagte und revierte daher mit der Schnauze am Boden in Zickzacklinien und suchte das Terrain ab, wie ein Jagdhund. Plötzlich stieß es auf die noch warme Fährte des Hermelins, die es nun mit einem behaglichen Knurren einschlug.

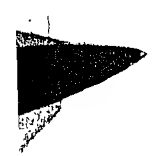
Dieses brachte den Fuchs ganz nahe an Lucian's Versteck vorüber; allein so begierig auch dieser war, ihm eine Kugel zu senden, so lief der Fuchs so rasch auf der Fährte, daß Lucian unmöglich zielen konnte. Das Thier hielt nicht eine Secunde, und Lucian wußte sehr gut, daß ein Büchsenschuß auf's Gerathewohl höchst unsicher sein würde. Er verließ sich daher darauf, daß der Fuchs bald Halt machen werde, jedenfalls wenn er den Hermelin eingeholt haben würde, — und Lucian sparte daher sein Feuer bis dahin.

Der Fuchs lief beharrlich auf der Spur des Hermelins fort, und letzterer war seither mit seiner eigenen Beute allzusehr beschäftigt gewesen, um sich umzusehen. Plötzlich ward er seines Feindes gerade im selben Augenblicke ansichtig, wo der Fuchs seine Beute erblickte. Das Wiesel wußte nichts Eiligeres zu thun, als die halbverzehrte Maus fallen zu lassen und sich auf seinen Hinterbeinen aufzurichten, wie ein Eichhörnchen oder ein Affe, und zischte und spuckte gegen seinen Verfolger so giftig, als nur ein anderes Wiesel gethan haben würde. Allein schon im nächsten Augenblick besann es sich eines Anderen, denn der offene Rachen des Polarfuchses war nur noch wenige Schritte von ihm entfernt — es lief ein paar Klafter weit über den Schnee hin, hockte sich dann abermals auf seine Hinterbeine und stürzte sich kopfüber in den Schnee; der Fuchs sprang vorwärts, schleuderte ebenfalls seine „Fahne" hoch in die Luft und schoß wie ein Pfeil hinter dem Hermelin unter die Schneedecke hinunter!

Beide waren nun Lucian aus dem Gesicht verschwunden. Eine kurze Weile hatte sich die Oberfläche des Schnees über der Stelle, wo sie hinuntergestürzt waren, bewegt; dann aber ward Alles wieder still und ruhig und nirgends eine Spur mehr zu sehen, daß hier ein lebendes Geschöpf gewesen war, außer etwa die verschiedenen Fährten und das Loch, durch welches beide Thiere verschwunden waren. Lucian eilte herzu, bis er nur noch wenige Schritte von

der Stelle entfernt war, und beobachtete mit schußfertiger Büchse das Loch, in der Erwartung, es werde wenigstens der Fuchs doch wieder zum Vorschein kommen.

Er mochte schon fünf Minuten gewartet und fest auf diesen Punkt hingeblickt haben, als seine Aufmerksamkeit durch eine Bewegung unter der Oberfläche der Schneewehe an einer anderen Stelle, mindestens fünfzig Schritte weit von seinem eigenen Standorte entfernt, in Anspruch genommen wurde. Die gefrorene Kruste barst dort sichtlich, hob sich in die Höhe, und einige Secunden später erschien zuerst der Kopf des Fuchses, dann allmählich sein ganzer Körper über der Oberfläche. Lucian sah, daß er den Hermelin der Quere nach im Maule hielt, der offenbar schon ganz todt war. Eben wollte er auf den Fuchs feuern, als dieser seiner ansichtig wurde und, pfeilschnell eine andere Richtung einschlagend, aus Leibeskräften sammt seiner Beute davonjagte. Bald war er außer Schußweite und Lucian, der nun jede Möglichkeit sich abgeschnitten sah, wollte so eben nach seinem Feuer zurückkehren, als er plötzlich den Fuchs „verhoffen," d. h. stutzig werden und anhalten, und sodann umwenden und in einer anderen Richtung davonsprengen sah. Lucian blickte verwundert hinüber und suchte die Ursache dieses unbegreiflichen Verfahrens zu ermitteln, die ihm denn auch sogleich klar wurde. Zwischen den Felsen an der Hügellehne trat nämlich ein großes Thier, mindestens fünfmal größer als der Fuchs, hervor und setzte demselben mit gewaltigen Sätzen nach. Dieses Thier, das dem Fuchse in vielen Stücken nicht unähnlich, aber nur eine vielfache Vergrößerung desselben war, hatte ebenfalls einen struppigen, langhaarigen, weißen Pelz, aufrechtstehende Ohren und einen buschigen Schwanz, und überhaupt ein Aeußeres, das gar nicht zu verkennen war — es war der große weiße Wolf!



Der Fuchs hatte zuvor im Davonlaufen nur rückwärts nach Lucian gesehen, dessen Gegenwart ihn erschreckte; auf diese Weise

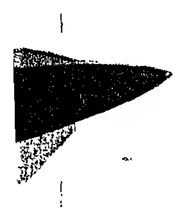
hatte er den Wolf, dem er gleichsam in den Rachen hineinlief, nicht eher wahrgenommen, als er nur noch wenige Klaftern von demselben entfernt war. Wie nun der Fuchs Kehrt machte und eine andere Richtung einschlug, auf welcher ihm der Wolf sogleich auf der Ferse folgte, waren Beide kaum zwanzig Schritte auseinander. Diese neue Richtung des fliehenden Fuchses mußte Beide an Lucian vorbeiführen, und so kamen sie denn auch wirklich auf wenige Schritte Entfernung an ihm vorüber, ohne daß eines der Thiere sich um ihn zu kümmern schien. Binnen wenigen Secunden nahm Lucian wahr, daß der Wolf dem Fuchs bedeutend näher rückte und ihn in Kurzem einholen mußte. In der Erwartung nun, daß der Wolf dann stille halten und ihm ein besseres Ziel für seinen Schuß bieten würde, folgte Lucian den beiden Thieren. Der Wolf hatte aber schon wahrgenommen, daß er verfolgt werde, und als er daher im nächsten Augenblicke das arme Füchslein am Genick packte und zwischen seinen mächtigen Kinnladen wie in einen Schraubstock festklemmte, machte er doch keine Secunde lang Halt, sondern hob seine Beute nur vom Boden auf, schleuderte sie halb nach rückwärts und jagte mit unverminderter Geschwindigkeit weiter.

Man sah, wie der arme Reinecke zappelte und sich sträubte, man hörte ihn winseln und schreien wie einen angeschossenen jungen Hund, aber sein Zappeln wie sein Geschrei wurde immer schwächer, und sein Todeskampf war bald zu Ende. Der Wolf hatte den Polarfuchs ebenfalls quer im Rachen, gerade wie dieser einen Augenblick zuvor den Hermelin getragen hatte.

Lucian sah jetzt wohl ein, daß eine weitere Verfolgung vergeblich wäre, da der Wolf mit seiner Beute aus Leibeskräften davonlief. Er schickte sich deshalb gerade an, etwas ärgerlich und getäuscht, zu seinem Feuer zurückzukehren, wo inzwischen, wie er zu seiner Demüthigung sich selber sagen mußte, seine Hasensuppe sicherlich übergelaufen und seine Theeblätter verbrannt waren, als er

noch einen Augenblick Halt machte, um dem Wolfe nachzublicken, welcher im Begriff war, hinter dem Grat einer kleinen Anhöhe zu verschwinden. Dieser trug noch den Fuchs im Rachen, aus welchem Kopf und Füße des armen Reinecke ganz schlaff herabhingen und dem springenden Wolfe um die Brust baumelten. Plötzlich sah Lucian den Wolf in die Höhe springen und dann in den Schnee niederstürzen, wo er regungslos liegen blieb, noch sein Opfer zwischen den Zähnen haltend.

Dieses seltsame Ereigniß war in der ersten Secunde Lucian unbegreiflich; dann aber sah er hinter der Anhöhe einen blauen Rauch aufsteigen, und gleich darauf schlug auch der kurze scharfe Knall eines Büchsenschusses, der in jener Richtung gefallen war, an sein Ohr. Eine Minute später tauchte ein Kopf mit einer Mütze von Waschbärenfell hinter dem schneebedeckten Grat des Abhangs auf, — Lucian erkannte seinen Bruder Basil und eilte demselben entgegen.



Beide standen nun bald bei dem todten Wolfe und wunderten sich über das, was sie hier sahen. Basil war aber weit betroffener als Lucian, weil letzterer bereits um die näheren Umstände dieser eigenthümlichen Todesscene wußte. Da lag nämlich zunächst der große zottige Körper des Wolfes, starr und regungslos auf den Schnee hingestreckt. Quer zwischen seinen Kinnladen hielt er den Polarfuchs, noch ganz so, wie er ihn seither getragen hatte. Aus der Schnauze des Fuchses aber hing in ähnlicher Weise der langgestreckte, wurmförmige Körper des Hermelins, welcher seinerseits noch die Ueberreste der halbverzehrten weißfüßigen Maus zwischen den Zähnen hielt. Waren diese Thiere nicht eine wahre Kette von Zerstörern? Diese Geschöpfe starben, wie sie gelebt hatten, Eines dem Andern nachstellend, und von ihnen Allen schien die Maus allein ein unschuldiges Schlachtopfer; die Anderen waren Alle blutgierige reißende Thiere.

Basil's glücklicher Schuß auf den Wolf schien jedoch nicht sein erstes Schützenstückchen an diesem Tage, denn aus seiner Waidtasche ragten die Fänge und die Flügelspitzen eines großen Raubvogels hervor, und in der einen Hand trug er einen weißen Hasen — nicht den Polarhasen, sondern einen von einer viel kleineren Art, welche ebenfalls diese schneebedeckten Regionen bewohnt; über seine Schultern her hatte er an zusammengebundenen Läufen ein wildaussehendes Thier geschlungen, welches Lucian sogleich für die große amerikanische Wildkatze oder den Luchs (Lynx canadensis) erkannte. Der Vogel in seiner Jagdtasche war der Goldadler (Aquila chrysaëtos), eines von den wenigen gefiederten Geschöpfen, welche dem strengen Winter eines nordischen Klima's trotzen und nicht in südlicher gelegene, wärmere Regionen auswandern, wie seine Verwandten, der weißköpfige Adler und der Fischaar.

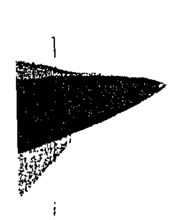
Basil war allein nach dem Lager zurückgekehrt, denn alle Drei: Basil, Norman und Franz, hatten beim Aufbruche zur Pürsch verschiedene Richtungen eingeschlagen, um desto mehr Aussicht zu haben, daß ihnen ein Wild aufgehe. Norman kam ungefähr eine Viertelstunde nach Basil zurück und trug ein ganzes Stück Rothwild auf dem Rücken, — ein Anblick, welcher die Anderen in der Seele erfreute. Bald darauf tönte auch Franzens lautes Hurrah von einer Anhöhe herab, auf deren Kamm sich nur noch seine dunklen Umrisse von dem dämmergrauen Himmel abzeichneten, und nach wenigen Minuten stieß Fränzchen, beladen wie ein Esel mit zwei Schnüren großer schneeweißer Vögel, zu seinen Gefährten beim Feuer.

Das Lager gewährte nun einen weit gastlicheren, fröhlicheren Anblick. Eine solche Mannichfaltigkeit von Mundvorräthen war ja kaum selten in der Speisekammer eines Palastes zu sehen. Der Boden war buchstäblich mit todtem Wild bedeckt, das mindestens einem Dutzend verschiedener Thierarten angehörte!

Mittlerweile war die Hasensuppe ganz fertig geworden und wurde von Lucian in bester Weise aufgetragen. Lucian hatte einen neuen Vorrath von Theeblättern von dem Sumpfporst getrocknet, und konnte seinen Gefährten einen Becher voll von diesem labenden Getränke vorsetzen. Nun fühlten sie sich sehr behaglich und dankbar gegen den lieben Gott, der sie vom Hungertode errettet hatte, legten sich in ihre Decken gehüllt um ihr Lagerfeuer her und machten einander den Vorschlag, jeder solle seine Abenteuer zum Besten geben, die ihm an diesem Abende während dieses Pürschganges aufgestoßen seien.

Die Reihe der Erzähler mußte Franz eröffnen.

„Ihr seht, meine Freunde," hub er an, „ich habe es heute mit dem „Federspiel" zu thun gehabt, obschon ich nicht einmal weiß, was für Vögel ich eigentlich geschossen habe. Den einen davon erkenne ich freilich für einen Habicht, aber es ist meiner Treu der erste weiße Habicht, der mir zu Gesicht gekommen ist; die anderen sind vermuthlich weiße Feldhühner, denn hier herum scheint Alles weiß zu sein — was meinst Du, Lucian?"



„Mit diesem ersten Vogel hier hast Du allerdings Recht," entgegnete Lucian und hob einen der Vögel vom Schnee auf, welche Franz mitgebracht hatte. Der Vogel war ganz weiß bis auf wenige nelkenbraune Fleckchen, womit er auf dem Rücken gezeichnet war. „Dies ist zwar kein Habicht, wie Du meinst, aber doch ein Stoßvogel, ein echter Falke, der, wie Du weißt, sich von den Habichten unterscheidet."

„Und worin besteht denn dieser Unterschied?" fragte Fränzchen mit einiger Neugier.

„Vorzugsweise in der abweichenden Gestaltung ihrer Schnäbel. Beim echten Falken ist der Schnabel weit stärker und hat eine Kerbe in der unteren Kinnlade, welcher eine Art Zahn in der oberen entspricht. Auch die Nasenlöcher sind bei Beiden verschieden geformt.

In der Hinsicht sind zwar die unechten und echten Falken einander gleich, daß beide sich von warmblütigen Thieren nähren und keine von beiden Arten Aas frißt. Auch stoßen Beide auf ihre Beute im Fluge, aber gerade in der Art und Weise, wie dies geschieht, liegt ein wesentliches Unterscheidungs-Merkmal. Die unechten Falken nämlich, wie z. B. die Habichte, Sperber, Milanen, Busaare, Weihen und Andere, fangen ihre Beute, indem sie ihr wagerecht oder in schiefer Richtung nachfliegen und sie im Vorbeischweben erfassen; die echten Falken aber „stoßen" buchstäblich von oben herab und beinahe in senkrechter Linie auf dieselbe."

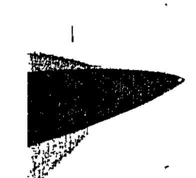
„Dann muß dies hier ein echter Falk sein!" fiel Franz seinem Bruder in's Wort; „denn ich sah, wie er bolzgerade auf die Hühner herunterstieß, und es war in der That wunderschön anzusehen."

„Allerdings ist es ein echter Falke," fuhr Lucian fort, „und zwar unter den in Nordamerika heimischen Falkenarten, die sich auf mehr als zwanzig belaufen mögen, einer der kühnsten und hübschesten. Wundert Euch gar nicht, daß Ihr ihn früher niemals zu Gesicht bekommen habt, denn es ist ein hochnordischer Vogel, der kaum noch auf der nördlichen Grenze der Vereinigten Staaten, geschweige denn gar in Louisiana vorkommt. Er findet sich auch im nördlichen Europa, in Grönland und auf Island, und ist auf beiden Continenten überall so hoch nach Norden bemerkt worden, als bisher nur menschliche Wesen vorgedrungen sind. Man nennt ihn gemeinhin den Jagdfalken oder isländ. Falken. Bei den Naturforschern heißt er: Falco gyrfalco oder F. islandicus."

„Die Indianer dieser Länder," fiel Norman seinem Vetter in's Wort, „bezeichnen ihn mit einem Namen, welcher wörtlich „Wintervogel" oder „Ueberwinterer" bedeutet, — vermuthlich weil er einer von den wenigen Vögeln ist, welche das ganze Jahr hindurch sich in diesen Gegenden aufhalten, und weil man deshalb seiner sehr

häufig auch im Winter ansichtig wird. Die Pelzhändler nennen ihn zuweilen den gesprenkelten Hühnerhabicht, denn es giebt hier zu Lande noch mehrere andere, stärker gefleckte, als diesen hier."

„Das ist wahr," sagte Lucian; „die Jungen dieses Jagdfalken sind beinahe ganz braun und werden erst nach mehreren Jahren gefleckt oder gesprenkelt. Erst nach vier bis fünf Jahren bekommt der Vogel die weiße Grundfarbe des Gefieders, die desto allgemeiner sich über den Körper verbreitet, je älter der Vogel wird; doch sieht man nur selten Exemplare von ganz fleckenlosem Weiß! — Diese anderen Vögel nun, welche Du für weiße Feldhühner gehalten hast, Fränzchen," fuhr Lucian fort, „sind gerade diejenigen Geschöpfe, denen der Jagdfalk am liebsten nachstellt. Du hast also diesmal den Tyrannen und sein Opfer erlegt. Aber insofern bist Du irrig, als diese keine Feldhühner, sondern vielmehr Waldhühner sind, und zwar von jener eigenthümlichen Art, welche hier zu Lande bei den Jägern Weidenhuhn oder Moor-Schneehuhn (Tetrao saliceti) heißt, — eine Vogelart, welche mit dem Haselhuhn und Steinhuhn der deutschen Bergwälder und mit den sogenannten grouses der schottischen Hochlande nahe verwandt ist! Und seht her, was für wunderhübsche Vögel es sind!" setzte Lucian hinzu und begann die Vögel in Reihe und Glied zu legen, welche sämmtlich am ganzen Körper von schön weißer Farbe waren, bis auf die pechschwarzen Schwanzfedern. „Ei der Tausend!" setzte Lucian verwundert hinzu, „Du hast zweierlei Arten von Hühnern hier! Waren sie denn Alle beisammen, als Du sie schossest?"



„O nein," erwiderte Franz; „den einen Vogel hier schoß ich gleichzeitig mit dem Falken im freien Felde; die anderen aber erlegte ich von einem Baume herunter in einem kleinen Gehölze, das mir aufstieß. Aber in der That, Bruder, ich kann nicht den mindesten Unterschied zwischen diesen Vögeln entdecken!"

„Aber ich sehe ihn, obschon ich zugeben muß, daß er nicht bedeu=

tend ist," gab Lucian zur Antwort. „Bei Beiden ist der Fuß bis zur Zehenspitze befiedert — Beide haben schwarze Schwanzfedern bei Beiden sind die Schnäbel schwarz. Wenn Du sie aber genauer beobachtest, so wirst Du bemerken, daß bei dieser Art, dem Moor-Schneehuhn, der Schnabel weit stärker und weniger abgeplattet ist. Ueberdies ist es ein größerer Vogel als das andere Huhn, in welchem wir das Fels-Schneehuhn (Tetrao rupestris) erkennen. Beide nennt man bisweilen in Amerika und Britannien irrigerweise Ptarmigan; allein sie sind nicht das echte Ptarmigan (Tetrao oder Lagopus mutus), das nordische Schneehuhn, welches nur im hohen Norden Europa's vorkommt. Diese beiden Arten hier findet man hauptsächlich nur in den nördlichsten Ländern Amerika's, das echte Ptarmigan aber nicht. Letzteres ist Etwas größer, als das Moor- und das Fels-Schneehuhn, welche dem Schneehuhn der Gebirgswelt der nördlichen gemäßigten Zone von Europa nahe kommen.

„Das Feld- und das Moor-Schneehuhn sind in ihrer Lebensweise einander sehr ähnlich. Beide sind nur in den Schneeregionen heimisch und finden sich bis in den höchsten Norden hinauf, den man seither erforscht und betreten hat. Ihre Nahrung besteht in Beeren, Knospen, Laub, vielleicht auch in Insekten. Das Moor-Schneehuhn hält sich im Winter lieber unter den Bäumen auf und zieht daher bewaldete Landstriche vor; es „bäumt auf," d. h. setzt sich auf Bäume, und unterscheidet sich hierdurch vom europäischen Schneehuhn; das Fels-Schneehuhn dagegen liebt mehr offene Gegenden, und so scheinst Du nach Deinen Angaben jede der beiden Arten an ihrem Lieblingsstandorte angetroffen zu haben."

„So ist es auch," sagte Franz. „Als ich von hier wegging, wanderte ich das Thal hinunter und schritt gerade über einen Strich hochgelegenen offenen Geländes hin, als ich des weißen Falken ansichtig wurde, welcher hoch oben in der Luft kreiste, wie diese

Vögel oft zu thun pflegen. Ich machte Halt und verstecke mich hinter einen Felsen in der Hoffnung, ich könnte ihm möglicherweise einen Schuß Schrot unter die Flügel brennen. Plötzlich schien er in der Luft ganz still zu stehen, legte die Schwingen zusammen und schoß wie ein Pfeil herunter. Jetzt erst hörte ich ein lautes Br-r-r-r, und plötzlich flog ganz nahe vor mir ein ganzes Volk schneeweißer Feld- oder vielmehr Waldhühner auf — von der Art nämlich, welche Du das Felsschneehuhn genannt hast. Ich bemerkte, daß der Falke das ganze Volk verfehlt hatte, und blickte ihnen aufmerksam nach, als sie davon flogen. In einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten fielen sie wieder ein und schlüpften dann sogleich unter den Schnee — jeder Vogel wühlte sich selbst sein Loch ein, gerade als ob man es mit einem menschlichen Fuße eingestoßen hätte. Die Sache erschien mir ungemein spaßhaft, und ich versprach mir nun jedenfalls einen glücklichen Schuß auf einige der Schneehühner, wenn sie wieder herauskämen; daher schritt ich denn alsbald zu ihren Löchern hin und stellte mich auf den Anstand. Den Falken sah ich noch immer ungefähr hundert Schritte vor mir in den Lüften kreisen.

„Ich überlegte mir soeben im Stillen, ob ich weiter vorwärts gehen und die Vögel aus dem Schnee aufscheuchen solle, denn ich glaubte natürlich nicht anders, als sie seien noch immer an derselben Stelle, wo die Löcher im Schnee waren. Da nahm ich plötzlich eine Bewegung unter der Schneedecke gerade unter dem Orte wahr, wo der Falke kreiste, und sah dann diesen auf jene Stelle herunterstoßen und unter dem Schnee verschwinden! Im selben Augenblicke barst die Schneekruste an mehreren Stellen, und die Waldhühner kamen eines nach dem andern zum Vorschein und flogen mit sausendem Flügelschlage davon, bis sie mir aus dem Gesicht waren, ohne mir Gelegenheit zu einem Schusse zu geben. Der Falke aber war mittlerweile noch nicht wieder zum Vorschein gekommen, darum

lief ich vorwärts mit der bestimmten Absicht, ihm eins auf das Gefieder zu brennen, sobald er wieder herauf kommen würde. Kaum war ich auf Schußweite hinzugelangt, so flatterte er wieder an die Oberfläche empor, und ich sah deutlich eines der Hühner in seinen Fängen zappeln. Da feuerte ich den rechten Lauf auf ihn ab, und er sammt dem Huhn purzelten in den Schnee so schwerfällig wie ein paar eiserne Thürkloben!

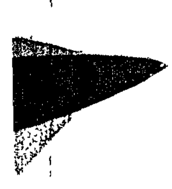
„Ich hoffte, die übrigen Hühner sollten mir noch einmal aufgehen, und hielt daher die Richtung ein, in welcher sie davongeflogen waren; auf diese Weise gelangte ich endlich in ein kleines Gehölz aus Birken und Weidenbäumen. Während ich nun so am Saume dieses Gehölzes hinging, nahm ich wahr, daß eine der Weiden, in ziemlicher Entfernung von mir, ganz mit großen weißen Dingern bedeckt war, die ich anfangs für Schneeflocken gehalten hatte; allein es fiel mir doch auf, daß gerade dieser Baum beschneit sein sollte, während auf den übrigen keine Spur von Schnee mehr lag. Als ich aber näher kam, sah ich, daß eines dieser Dinger sich bewegte, und nun erst erkannte ich sie für Vögel und höchst wahrscheinlich für ganz dieselben, welche ich vorhin gesehen hatte, und auf welche ich eben jetzt ausging. Ich schlich mich daher unter die Bäume heran, bis ich in wirksamer Schußweite war, und ließ dann beide Läufe auf sie loskrachen, — und hier seht ihr, mit welchem Erfolg!“ setzte Franz hinzu und deutete triumphirend auf die Vögel, deren es mit Einschluß des Falken nicht weniger als neun Stück waren.

Einer davon war das Felsschneehuhn, welches der Falke umgebracht hatte, die anderen aber waren Weiden- oder Moorschneehühner, wie Lucian behauptet hatte; alle aber lieferten vortreffliche Braten.

„Nun Basil,“ sagte Lucian, als Franz mit seiner Erzählung zu Ende war, — „nun kommt die Reihe an Dich, uns Deine Jagdabenteuer mitzutheilen!“

„Je nun,“ meinte Basil, „wenn Franz es diesmal ausschließlich mit dem Federspiel zu thun gehabt hat, so kann ich sagen, daß ich wenigstens mich theilweise damit befassen mußte, denn in meinem Falle handelte es sich um den edelsten aller Vögel — um den Adler. Aber hört nur:

„Als ich das Lager verließ, ging ich, wie ihr Alle wißt, das Thal hinauf. Ich mochte ungefähr tausend Schritt weit gegangen sein, da kam ich auf einen weiten offenen Grund, wo nur einige vereinzelte Weiden und einige Gruppen von verkrüppelten Birken standen. Weil uns Lucian versichert hatte, die Zweige und Blätter dieser Zwergbirken seien das Lieblingsfutter des amerikanischen Hasen oder Kaninchens, wie wir sie in Louisiana nennen, so sah ich mich scharf nach der Fährte eines solchen um und fand bald auch in der That eine Spur, welche ich für die eines „Lampe“ erkannte. Sie war ganz wachsfrisch, und ich folgte ihr deshalb sogleich. Eine Zeit lang führte sie mich in allen möglichen Krümmungen bald da-, bald dorthin, bis ich endlich sie nach einem dichten Gebüsche hinlaufen sah, aus welchem zwei oder drei niedrige Birken emporragten. Ich war überzeugt, mein Wild dort zu finden, schlich mich daher langsam herzu und hielt Marengo behutsam an der Koppel. Allein der Hase steckte nicht in dem Gebüsch, und nachdem ich es ganz durchsucht hatte, fand ich endlich die Fährte da wieder auf, wo Lampe auf der entgegengesetzten Seite wieder herausgekommen war. Schon war ich im Begriff, aus dem Gebüsch hervorzutreten, um der Fährte weiter zu folgen, als mein Blick plötzlich auf ein ganz seltsam aussehendes Thier, nämlich auf diesen Luchs hier, fiel. Anfangs hielt ich ihn nur für unsere Wildkatze aus Louisiana, mit welcher er sehr viele Aehnlichkeit hat; aber ich sah bald, daß er nicht nur noch einmal so groß war als jene, sondern auch mehr Grau in seinem Pelze hatte. Als ich des Thieres zum ersten Mal ansichtig ward, mochte es ungefähr hundert Schritte von mir entfernt sein.

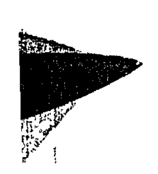


Es mußte mich übrigens noch nicht bemerkt haben, denn es rannte nicht davon, sondern schlich sich langsam und geduckt nach Katzenart vorwärts, ungefähr im rechten Winkel zu der Fährte des Hasen, und blickte in ganz entgegengesetzter Richtung von derjenigen, wo ich stand. Ich war noch immer so ziemlich durch das Gebüsch verdeckt, und daher mochte es wahrscheinlich rühren, daß der Luchs meiner nicht gewahr wurde. Anfangs wandelte mich die Lust an, vorwärts zu springen und Marengo auf das Thier zu hetzen. Dann aber entschloß ich mich, lieber zu bleiben, wo ich einmal war, und mir die Sache ein Weilchen mit anzusehen. Vielleicht macht der Bursche Halt, dachte ich, und läßt mich auf Schußweite herankommen. Ich duckte mich daher hinter die Büsche, hielt den Hund zu meinen Füßen und lauerte.

„Wie ich das Katzenthier so eine Weile beobachtete, nahm ich wahr, daß der Luchs keine gerade Linie beschrieb, sondern sich in einem Kreise bewegte.

„Der Durchmesser dieses Kreises mochte nicht über hundert Schritte betragen, und binnen kurzer Zeit hatte der Luchs den ganzen Umfang des Kreises einmal zurückgelegt und kam in die Nähe der Stelle zurück, wo ich ihn zum erstenmal erblickt. Er hielt jedoch hier nicht an, sondern kroch immer weiter, allein nicht auf seiner frühern Spur, sondern in einem andern Kreise, der enger und kleiner war, als der vorige. Beide Kreise hatten übrigens denselben Mittelpunkt, und da mir nicht entging, daß der Luchs seine Augen beständig auf jenen Mittelpunkt gerichtet hielt, so war ich überzeugt, daß sich an jener Stelle die Ursache seines sonderbaren Gebahrens finden müsse. Ich blickte daher ebenfalls forschend nach jenem Mittelpunkte, konnte aber anfangs Nichts wahrnehmen, was nach meinem Dafürhalten den Luchs anzuziehen vermocht hätte. Es stand dort nur ein kleines Gebüsch von wenigen dünnen Weiden, durch die ich deutlich hindurchsehen konnte; ich nahm keinerlei Thier darin

wahr, weder in dem Busche noch in dessen Umgebung. Der Schnee lag weiß bis zu den Wurzeln der Weiden herauf, und ich glaubte anfangs, es hätte keine Maus ein Obdach finden können, ohne daß ich es von meinem Verstecke aus bemerkt haben würde. Allein ich konnte mir das seltsame Betragen des Luchses noch immer nicht anders erklären, als dadurch, daß er irgend einem Wilde nachstelle. Deshalb blickte ich abermals hin und ließ meine Augen nochmals aufmerksam über den Boden hinschweifen, damit mir ja kein Zollbreit davon entgehe. Diesmal entdeckte ich denn auch, was der Luchs vorhatte. Ganz dicht bei den Weiden nämlich ward ich zwei kleiner paralleler Streifen von schwarzer Farbe gewahr, die gerade über die Oberfläche des Schnees emporragten. Ich würde sie gar nicht bemerkt haben, wären es nicht ihrer zwei gewesen, die in derselben Richtung verliefen. Beide hatte ich früher schon wahrgenommen, aber für die Spitzen von abgebrochenen Weiden gehalten. Nun aber erkannte ich sie für die Ohren von irgend einem Thiere, und mir war es, als hätten sie sich zwei- oder dreimal bewegt, während ich sie noch betrachtete. Nachdem ich sie eine Weile fest in's Auge gefaßt, konnte ich auch die Umrisse eines kleinen Kopfes darunter unterscheiden, der zwar ganz weiß war, aber einen runden dunklen Fleck in der Mitte hatte, welchen ich für ein Auge erkannte. Vom Körper war Nichts zu sehen, denn dieser lag unter dem Schnee. Aber das, was ich von dem Thiere gesehen hatte, sagte mir deutlich genug, daß ich den Kopf eines Hasen vor mir hatte. Anfangs hielt ich ihn für einen Polarhasen, wie wir vorhin einen erlegt hatten; allein die Fährten, denen ich gefolgt, waren nicht die des Polarhasen. Nun erst erinnerte ich mich, daß das „Kaninchen" der Vereinigten Staaten im strengen Winter der nordischen Regionen ebenfalls weiß wird. Es mußte also dieses Thier das amerikanische „Kaninchen" sein.

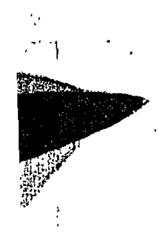


„Natürlich nahmen meine Gedanken nicht halb soviel Zeit in

Anspruch, als ich gebraucht habe, um sie Euch zu schildern. Es war vielmehr Alles die Sache eines kurzen Augenblicks. Die ganze Zeit über schlich sich der Luchs in immer engerem Kreise um den Hasen, der ihn begierig zu beobachten schien, und kam ihm immer näher. Es erinnerte mich ganz an die Art und Weise, wie es Norman vorher angestellt hatte, um dem Polarhasen auf Schußweite nahe zu kommen, nur mit dem Unterschiede, daß hier dieselbe List von einem unvernünftigen Thiere ausgeübt wurde, welches nach der allgemeinen Annahme keinen anderen Lehrmeister hat, als den Instinkt. Allein ich hatte schon früher unsern braunen Luchs in Louisiana einige ebenso schlaue Stückchen aufführen sehen, wie dieses, — ich hatte z. B. gesehen, wie der Luchs die Krallen weit ausreckte und darauf lief, damit die Hunde, die ihn verbellt hatten, seine Witterung verlören; wie er auf einem umgestürzten Baumstamme hin- und herlief, um die Hunde irre zu machen, dann sich in die Baumgipfel flüchtete und in dieser Richtung davon machte u. dergl. m. Da ich glaubte, Norman's Vetter, der Luchs," fuhr Basil mit einem schelmischen Seitenblicke auf den „Kapitain" fort, — „sei gerade ebenso schlau als er, so wunderte ich mich nun nicht mehr sonderlich über das, was ich sah, fühlte aber doch eine große Neugier, mir die ganze Sache bis zu Ende anzusehen, denn ohne diese Neugier hätte ich den Luchs jedesmal niederschießen können, so oft er auf der mir zugewandten nähern Seite des Kreises an mir vorüberkam. Der Luchs machte aber noch immer seine Runde, bis er ungefähr zwanzig Schritte von dem Hasen entfernt war, welcher diesem Treiben seines schlimmsten Feindes mit mehr Verwunderung als Furcht zuzusehen schien. Dann aber machte der Luchs plötzlich Halt, stellte seine vier Füße dicht zusammen, wölbte den Rücken wie eine zornige Katze und sprang dann mit einem gewaltigen Satze auf sein Opfer ein. Der Hase hatte nur noch Zeit, aus seinem Lager aufzuspringen, aber mit dem zweiten Satze hatte ihn der Luchs

bereits im Genick erfaßt, und ich hörte das eigenthümliche, dem Wimmern eines Kindes ähnliche Geschrei, welches das amerikanische Kaninchen immer ausstößt, wenn es auf diese Weise ergriffen wird; allein der Schnee stob in solchen Wolken unter den Füßen der beiden Thiere auf, daß ich für eine Weile weder Luchs noch Hasen sehen konnte. Nach wenigen Secunden verstummte jedoch das Geschrei, und als der stäubende Schnee sich wieder gelegt hatte, sah ich, daß der Luchs den Hasen unter seinen Krallen hielt, und daß Lampe ganz mausetodt war.

„Ich ging so eben mit mir zu Rath, wie ich mich am besten auf Schußweite heranschleichen könne, als ich plötzlich einen Schrei anderer Art vernahm, der hoch aus den Lüften zu kommen schien, und zugleich Etwas wie einen dunklen Schatten über den Schnee hinziehen sah. Ich blickte empor und sah kaum fünfzig Armslängen vom Boden einen großen Vogel mit weitklafternden Schwingen schweben, welchen ich sogleich an seiner Gestalt für einen Adler erkannte. Anfangs hielt ich ihn für ein Junges vom weißköpfigen Adler, weil diese, wie Ihr wohl wißt, in den ersten Lebensjahren weder den weißen Kopf noch den weißen Schwanz haben. Allein die ungeheure Größe des Vogels zeigte mir bald, daß es kein junger Aar sein könne, und darum hielt ich ihn für den Goldadler der Felsengebirge.



„Als ich des Adlers zum ersten Mal ansichtig wurde, wähnte ich, derselbe stelle dem Kaninchen nach und stoße jenen Schrei nur aus Unwillen aus, weil ihm ein anderes Raubthier seine Beute gleichsam vor dem Schnabel hinweggeschnappt habe. Daher erwartete ich, den Adler jetzt davon fliegen zu sehen. Zu meiner großen Ueberraschung stellte der Adler aber plötzlich das anmuthige Kreisen ein, mit welchem er sich seither in den Lüften gewiegt hatte, und stieß mit einem weit wildern Schrei als zuvor auf den Luchs herab!

„Der Letztere hatte nicht sobald den ersten Schrei des Adlers vernommen, so ließ er seine Beute fallen und blickte in die Höhe. Offenbar erkannte er in dem Adler einen Feind, denn sein Rücken wölbte sich plötzlich, seine Haare sträubten sich empor, sein kurzer Schweif wedelte unruhig hin und her, und er stand mit blitzenden Augen und schlagfertigen Tatzen des Angriffs gewärtig.

„Als der Adler herunterstieß, streckte er Ständer und Fänge vorwärts, und ich sah nun wohl, daß es weder der weißköpfige, noch der große Washington-Adler, noch irgend eine Art von Fisch-Aar war, zu welcher diese Beiden gehören. Ich wußte ja aus Lucian's Schilderungen, daß alle Fischadler nackte Beine haben, während die der echten Adler beinahe bis zu den Fängen herunter befiedert sind. Dies war denn auch bei Diesem hier der Fall; aber unter den Federn noch konnte ich seine großen gekrümmten Klauen erkennen, als er damit nach dem Luchse schlug. Unverkennbar hatte der Adler den Luchs verwundet, allein diese Wunde diente nur dazu, das Thier noch grimmiger zu machen, denn ich hörte es knurren und speien wie einen erzürnten Kater, nur noch weit lauter. Der Adler stieg wieder in die Lüfte, schwenkte aber bald herum und stieß zum zweiten Male herab. Diesmal sprang der Luchs ihm entgegen, und ich hörte deutlich, wie ihre beiden Körper zusammenstießen. Ich glaubte schon, der Adler müsse diesmal zum Krüppel gemacht worden sein, sodaß er nicht mehr auffliegen könne, denn der Kampf ward nun ganz am Boden fortgesetzt. Der Luchs schien es darauf abgesehen zu haben, seinen Gegner an irgend einem Theile des Körpers zu packen, was ihm auch hier und da zu gelingen schien; aber dann ward er immer wieder durch den Vogel zurückgeschlagen, welcher ganz wüthend mit Schwingen, Schnabel und Fängen kämpfte. Bald aber schien der Luchs der angreifende Theil zu sein, denn ich sah ihn wiederholt auf den Adler einspringen, der ihn stets mit seinen Fängen empfing und sich einstweilen

mit dem Rücken in den Schnee legte. Haare und Federn stoben in jeder Richtung herum, und die beiden Kämpfer wurden zuweilen so von auffliegendem Schnee verhüllt, daß ich keinen von Beiden mehr sehen konnte.

„Ich hatte diesen Kampf schon mehrere Minuten betrachtet, als es mir auf einmal einfiel, es sei meine beste Gelegenheit, den Beiden auf Schußweite nahe zu kommen, während sie so hart an einander waren, daß sie mich wahrscheinlich gar nicht beachten würden. Leise trat ich daher aus dem Gebüsche heraus, hielt Marengo am Halsband und schlich mich vorwärts. Ich hatte nur einen einzigen Schuß zur Verfügung, mit welchem ich nicht Beide erlegen konnte; da ich aber wußte, daß der Luchs eßbar war, was bei dem Adler nicht der Fall ist, so traf ich in Kürze meine Wahl und schoß den Luchs. Zu meiner Verwunderung flog der Adler nicht davon, und ich sah nun, daß ihm eine seiner Schwingen gelähmt war. Uebrigens war er noch stark genug, um Marengo tüchtig zu kratzen, bis ich wieder geladen hatte und ihm einen Schuß durch den Leib jagte. Dem Luchse hatte der Adler übel mitgespielt: eines seiner Augen war ihm ganz ausgehackt und das Fell an verschiedenen Stellen ganz abgerissen, so daß es sich nicht der Mühe verlohnte, den Balg abzustreifen. Daher schob ich den Hasen und den Adler in meine Waidtasche, warf den Luchs über die Schulter und machte mich auf den Heimweg."

Hiermit endete Basil's Erzählung, und nach einer Pause, während man frisches Holz gehauen und das Feuer damit aufgeschürt hatte, schickte sich Norman an, seinen Gefährten die Abenteuer seines Pürschganges preiszugeben.

„Mein Waidwerk," hub er an, „war mit keinerlei sonderlichen Nebenumständen verknüpft; doch hatte auch ich es mit einem Vogel zu thun und hätte ohne denselben wohl kaum das Stück Rothwild zum Schusse bekommen, das Ihr dort hängen seht. Wenn es Euch

übrigens interessirt, zu erfahren, wie es zuging, daß ich das Stück Wild antraf, so will ich es Euch gerne mittheilen.

„Ich begab mich von hieraus zunächst auf jenen Hügel dort, der am entgegengesetzten Ufer des Sees ansteigt. Ich bekam weder ein Thier, noch einen Vogel, noch eine Fährte zu Gesicht, bis ich den Gipfel des Hügels erreicht hatte, von wo aus sich mir nun eine weite Aussicht auf die vor mir liegende Gegend darbot. Das Gelände war sehr felsig, ganz baumlos und ließ nicht viel Wild erwarten. — Es wird vergeblich sein, dort pürschen zu gehen, dachte ich; vielleicht thue ich klüger, längs der Anhöhe hinzugehen, an deren Fuß ich Franz hatte hinwandern sehen. Möglicherweise treibt er irgend ein Wild auf, das mir zum Schuß kommt, wenn es den Hügel herauf flüchtet.

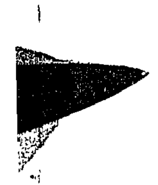
„Schon wollte ich mich links wenden, als ich in kurzer Entfernung gerade vor mir den Schrei eines Vogels hörte. Ich schaute nach jener Richtung hin und sah in der That einen Vogel ziemlich hoch in der Luft schweben, und zwar gerade über einer der wild durcheinander geworfenen Felsen-Trümmermassen, mit welchen die Gegend besäet war.

„Den Vogel selbst erkannte ich auf den ersten Blick, denn es ist ein ganz seltsames Geschöpf, dem Aussehen nach eine Eule, der Lebensweise nach aber eher ein Habicht, oder am Ende gar ein Mittelding zwischen Beiden ...“

„Ohne Zweifel war es eine jener Tageulen,“ fiel ihm Lucian in's Wort, „wie sie in diesen nördlichen Regionen vorkommen, und von denen einige im Aeußern wie in der Lebensweise viel mit den Habichten und unechten Falken gemein haben. Diese Eigenthümlichkeit rührt von den langen Sommertagen her, welche innerhalb des Polarkreises wochenlang andauern und daher den Eulen nicht erlauben würden, in der Dämmerung oder Dunkelheit auf Raub auszufliegen. Die Natur hat ihnen daher gewisse eigenthümliche

Eigenschaften verliehen, welche mehr mit denen der Tagraubvögel übereinstimmen. Diese Vögel entbehren sowohl der breiten Gesichter und großen dichtbefiederten Köpfe der echten Eulen, als auch der hohen Ohren, welche bei letzteren sehr groß zu sein pflegen; auch haben sie die Nickhaut am Augenlide nicht, wie sie die echten Eulen haben. Die kleine Sperbereule (Strix funerea), die ebenfalls ein ganz nordischer Vogel ist, gehört zu diesen, ich möchte sagen, etwas entarteten Eulen."

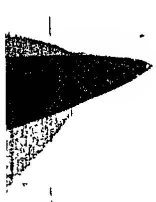
„Nun ja, Du magst damit ganz Recht haben, Vetter Lucian," meinte Norman. „Ich habe mich um dergleichen Dinge leider niemals viel bekümmert; das aber weiß ich, daß der Vogel, den ich meine, ein gar wunderlicher Kauz ist. Er hat kaum die Größe einer Taube und ein ganz braungeflecktes Gefieder; das Merkwürdigste an ihm ist aber, daß er, so oft er irgend ein Geschöpf von einer Stelle zur andern gehen sieht, sich sogleich aufschwingt und über demselben hinflattert, wobei er ein fortwährendes Geschrei ausstößt, gleich dem Schreien eines kleinen Kindes, das Nichts weniger als angenehm klingt. Er thut dies auch nicht blos in der Nachbarschaft seines Nestes — wie der Regenpfeifer und andere Vögel — sondern er folgt oft stundenlang und meilenweit einer Gesellschaft von Reisenden und verfolgt sie mit seinem Geschrei. Die Indianer dieser Gegenden haben ihm deshalb den Namen Lärmvogel, Alarmvogel oder Warner gegeben, weil er ihnen zuweilen die Annäherung von Feinden oder von anderen Fremden meldet. Hier und da erschreckt oder verscheucht der Vogel auch das Wild, das der Schütze so eben beschleicht, und es ist mir selber begegnet, daß mich der Vogel einen großen Theil des Tages hindurch hinderte und verfolgte, wenn ich Wald- oder Moorhühner schießen wollte. Trotzdem steht der Vogel aber doch bei den Indianern in großem Ansehen, da er sie auf Hirsche oder Bisamochsen aufmerksam macht, indem er schreiend über den Orten kreist, wo diese äsen.



„Ganz auf dieselbe Weise war er mir behilflich, ein Stück Wild zum Schuß zu bekommen. Ich ersah aus den Bewegungen des Vogels, daß irgend ein Thier dort zwischen den zerstreut liegenden Felsblöcken stecken mußte. Was es für eines war, konnte ich natürlich nicht errathen, aber ich trug mich mit der Hoffnung, es werde etwas Eßbares sein. Darum änderte ich sogleich mein Vorhaben und schritt dem Orte zu, wo ich den Vogel schweben sah.

„Es waren über tausend Schritte dorthin, und ich mußte über manche Felsenleiste klettern, bevor ich jene Niederung erreichte. Ich hoffte unbemerkt von dem Vogel so nahe kommen zu können, daß ich wenigstens sehen konnte, was es für ein Thier war, und darum schlich ich mich so sachte wie möglich von einem Block zum andern. Aber das scharfe Auge des Vogels entdeckte mich bald, und ehe ich mich dessen versah, kreiste der Vogel schreiend über meinem Kopfe. Ich schlich immer weiter und that, als ob ich ihn gar nicht bemerkte; da ich aber um einige große Felsen herumgehen mußte, verlor ich die Richtung und fand bald, daß ich auf meiner eigenen Fährte zurücklief. Ich konnte daher Nichts thun, bis der Vogel mich wieder verließ und zu seinem Standorte zurückflog. Um ihn hierzu zu veranlassen, kroch ich unter einen vorspringenden großen Stein, verhielt mich eine Weile ganz ruhig und beobachtete den Lärmvogel Er flog bald weiter und begann in weiten Kreisen durch die Luft zu fliegen und endlich über einer Stelle schweben zu bleiben, welche kaum dreihundert Schritte von meinem Versteck entfernt war. Diesmal merkte ich mir diesen Punkt genau und machte mich wieder auf den Weg. Ich brauchte den Vogel nun nicht mehr zu meiner Orientirung, denn ich sah in jener Richtung eine kleine freie Niederung und war überzeugt, daß ich dort Etwas treffen würde. Und so war es auch wirklich. Kaum war ich nämlich hundert Schritte weiter vorgedrungen und blickte um eine Felsenecke, so sah ich ein Rudel von wenigstens fünfzig Stück Rothwild auf einer

offenen Stelle. Es waren natürlich Rennthiere, denn es giebt auf den Barren Grounds, wie ich wohl wußte, keine andere Hirschart, und ich sah noch überdies, daß es leider Hinden waren, denn die Hirsche halten zu dieser Jahreszeit zusammen und stehen in den Wäldern. Einige von den Rennthierhinden scharrten mit den breiten Schaalen ihrer Vorderhufe den Schnee auf, um zu dem am Boden wachsenden Moos zu gelangen, Andere standen an den Felsen und rissen die Flechten mit den Zähnen herunter. Zum Glück hatte ich den Wind von ihnen, denn im anderen Falle würden sie mich sogleich gewittert haben und davon gelaufen sein, denn ich kam ihnen allmählich bis auf hundert Schritte nahe. Ich fürchtete nicht, daß sie scheu werden würden, so lange sie keinen Theil meines Körpers sahen, denn diese Thiere sind so dumm oder vielmehr so neugierig und vorwitzig, daß beinahe jeder auffallende Gegenstand sie in Schußweite heranlockt. Da ich dies wußte, so versuchte ich es jetzt mit einer List, die ich schon öfters mit Erfolg angewandt hatte; ich bewegte nämlich meinen Büchsenlauf ganz in derselben Weise auf und ab, wie die Hirsche ihr Geweih, wenn sie sich den Hals an einem Steine oder Baume reiben. Hätte ich ein Rennthiergeweih gehabt, so wäre es noch besser gewesen, aber in Ermangelung desselben leistete mir die Büchse denselben Dienst. Zufälligerweise waren die Rennthiere gar nicht scheu, mochten also schon seit langer Zeit nicht mehr gejagt worden sein. Gleichzeitig blöckte ich, denn ich kann den Ruf des Cariboubirsches sehr gut nachahmen, und ehe eine Minute verging, kamen etliche von ihnen bis auf sechzig Schritte herangerannt. Nun zielte ich gut und schoß eine der Hinden im Feuer zusammen, und die übrigen sprengten in wilder Flucht davon. Damit endete mein Waidwerk," sagte Norman, „und der unangenehmere prosaische Theil begann, denn es war wirklich kein leichtes Stück Arbeit, dieses Stück Wild, ein Ge=



wicht von mehr als hundert Pfund, auf dem Rücken nach dem Lagerfeuer zu schleppen."

Damit endete Norman's Erzählung.

XXIV.

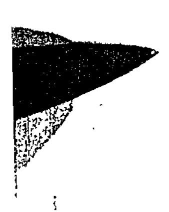
Die Caribous oder Rennthiere.

Das von Norman erlegte Rennthier war das erste, welches die drei Brüder hier herum zu sehen bekamen, und interessirte daher alle drei Vettern Norman's in hohem Grade. Die Gewißheit, nun eine Gegend erreicht zu haben, wo die Rennthiere in größeren Rudeln vorkamen, war ihnen um so erfreulicher, als sie daraus entnehmen konnten, daß sie jetzt nicht mehr Gefahr laufen würden, Hunger zu leiden, denn ein einziges Stück Wild lieferte ihnen ja beinahe für eine Woche Fleisch. Sie baten daher Lucian, ihnen mehr von diesem werthvollen Thiere zu erzählen.

„Das Rennthier, welches bei den canadischen Jägern Caribou, bei den Naturforschern Cervus tarandus heißt," hub Lucian an, „ist im hohen Norden der alten und neuen Welt heimisch, allein es ist sehr wahrscheinlich, daß die in Amerika vorkommenden Rennthiere von denen Europa's und Asiens verschieden, und wo nicht ganz andere Arten, so doch wenigstens bedeutend andere Spielarten desselben Thieres sind. Die Rennthiere der Lappen und Sibirier sind die berühmtesten, weil sie nicht blos Schlitten ziehen, sondern als förmliche Hausthiere ihren Besitzern Nahrung, Kleidung und alle möglichen weiteren Lebensbedürfnisse liefern. Die Tungusen im nördlichen Asien haben noch eine größere Art, deren sie sich zum Reiten bedienen, und die Kurjäken, die an den Küsten Kamtschatka's

wohnen, besitzen sehr große Heerden von Rennthieren, von welchen einzelne reiche Leute sogar zehn- bis zwanzigtausend Stücke besitzen sollen.

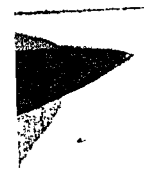
„Wir haben es hier aber vorerst nur mit den in Amerika vorkommenden Rennthieren zu thun, von denen man zweierlei verschiedene Arten und sogar noch eine dritte Unterart oder Spielart unterscheidet. Diese beiden Arten sind wohlbekannt und thatsächlich nicht blos durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Lebensweise von einander verschieden. Die eine Art ist das Rennthier der Barren Grounds, die andere das Wald-Caribou. Ersteres ist die kleinste Hirschart auf dem nordamerikanischen Festlande, denn der starke „Bock" von dieser Art wiegt nur wenig über einen Centner. Es ist, wie schon sein Name besagt, vorzugsweise in den Barren Grounds heimisch, sucht sich aber zur Winterszeit oft auch in den Wäldern einen Zufluchtsort. Auf den Barren Grounds, sowie auf den öden kahlen Gestaden und Inseln des Polarmeeres ist es die einzige vorkommende Hirschart, mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, wie z. B. der Mündung des Mackenzie-Flusses, welche zufällig eine ziemlich waldreiche Gegend ist, und wo man daher auch zuweilen das Musethier trifft. Die Natur scheint das Caribou der Barren Grounds mit so genügsamen Ansprüchen und einer solch nüchternen Lebensweise ausgestattet zu haben, daß es sich in einer fruchtbaren Gegend und unter einem mildern Himmelsstriche nicht behaglich fühlen würde. Vielmehr erscheint es ganz den kahlen unfruchtbaren Landstrichen angepaßt, die es bewohnt, und worin es seine Lieblingsnahrung, die Flechten und Moose, findet. Während des kurzen Sommers der Polarwelt zieht es sich noch weiter nach Norden hinauf, und man hat es daher überall angetroffen, wohin die zur Erforschung der Polarregionen ausgesandten Seeleute bis jetzt gekommen sind. Es muß auf den Eisinseln des Polarmeeres bleiben, bis der Winter beträchtlich vorgeschritten oder wenigstens bis das Meer wieder so zugefroren ist, daß es nach den Küsten des Festlandes zurückkehren kann.



„Diese jährliche Wanderung des Caribous der Barren Grounds hat übrigens auch noch einen anderen Zweck. Auf diesen kahlen Einöden wimmelt es zur Sommerszeit von Bremsen und anderen Stechfliegen, welche eine wahre Plage für die armen Rennthiere sind und ihnen oft die ganze Haut voll Eier legen, die durch die thierische Wärme ausgebrütet ausschlügen und junge Maden geben, welche die Haut des Caribous nach allen Richtungen durchbohren und den Thieren furchtbare Schmerzen verursachen. Dieser Plage zu entgehen, wandern die Rennthiere nordwärts nach den Küstenstrichen des Eismeeres, wo die stets bewegte Luft dem Leben dieser Stechmücken nicht so zuträglich zu sein scheint oder diese wenigstens in weit geringerer Anzahl vorkommen.

„Das Caribou der Waldgegenden ist ein größeres Thier; die Hinde dieser Art ist ungefähr ebenso groß, als der Hirsch des Caribous der Barren Grounds; bei der letztern Art aber ist das Geweih bedeutend größer und verzweigter als bei dem Wald-Caribou. Dieses findet sich namentlich an den Küsten der Hudsonsbay und in anderen waldreichen Landstrichen, die im südlichen Theile der Pelzregion vorkommen, und wohin sich das Caribou der Barren Grounds niemals verläuft. Auch das Wald-Caribou zieht auf seine jährlichen Wanderungen aus, allein diese führen es merkwürdigerweise südwärts, während die Rennthiere der Barren Grounds ihre Sommerwanderungen nordwärts nach den Küstenstrichen des Polarmeeres antreten. Dies bildet einen so wesentlichen Unterschied in ihrer Lebensweise, daß man dadurch und im Hinblick auf ihre Verschiedenheit in Größe, Gestalt u. s. w. füglich berechtigt ist, sie als zwei verschiedene Thierarten aufzustellen. Das Fleisch des Wald-Caribous gilt nicht für so schmackhaft, wie das des anderen, und wird auch nicht so sehr geschätzt und für den menschlichen Haushalt wichtig, weil es einen Bezirk bewohnt, wo noch viele andere große Thiere mit eßbarem Fleisch vorkommen. Das Renn-

thier der Barren Grounds dagegen ist ein Thier, welches für verschiedene Indianerstämme, sowie für die Eskimos ganz unentbehrlich ist. Ohne dieses Wild würden Tausende dieser Menschen nicht im Stande sein, da zu wohnen, wo sie jetzt leben; obschon sie es noch nicht dahin gebracht haben, dieses Thier zu zähmen und als Haus- und Zugvieh zu benützen wie die Lappländer, so bildet es doch die Hauptquelle ihres Unterhalts, und es ist kein Theil an dem ganzen Körper des Rennthiers, den sie nicht auf irgend eine Weise nutzbar zu machen wüßten. Von dem Horn seines Geweihes verfertigen sie sich ihre Speere und Angelhaken zum Fischen, und ehe sie durch die Europäer das Eisen und die daraus gefertigten Werkzeuge erhielten, mußten sie daraus ihre Eismeißel und verschiedene andere Geräthe bereiten. Die Messer, deren sie sich zum Schaben ihrer Thierhäute und zum Zerlegen des Fleisches ihrer Jagdbeute bedienen, sind aus den gespaltenen Schienbeinen des Rennthiers gefertigt. Die Haut des Rennthieres liefert ihnen Kleidung, Bettzeug, Zelt- und Bettdecken. Aus der rohen Haut, die sie von den Haaren befreien und in schmale Streifen schneiden, machen sie Schlingen, Bogensehnen, Schnüre zu Netzen, Stricke und alle möglichen anderen Surrogate für Bindfaden und Tauwerk. Aus den feineren Sehnen wird das Netzwerk der Schneeschuhe geflochten, welche für diese Menschen ein ganz unentbehrliches Hausgeräthe sind; auch Netze strickt man aus solchen Sehnen, und die feineren Sehnen, welche zwischen dem Muskelfleische verlaufen, werden sorgfältig gesammelt und gespalten und daraus feiner Zwirn zum Nähen bereitet. Außer diesen verschiedenen Arten des Gebrauchs ist das Fleisch des Caribous den größten Theil des Jahres hindurch die Nahrung vieler Stämme von Indianern und Eskimos und darf eigentlich als ihr Hauptunterhalt betrachtet werden. Sogar die „Kolben“ des Geweihs, d. h. die noch blutreichen Ansätze eines neuen Geweihs, welches sich an der Stelle des abgeworfenen bildet, werden gegessen und



gelten für einen Leckerbissen. Wären diese Rennthiere nicht in so zahllosen und starken Rudeln über diese ganze Region verbreitet, sie würden bald ausgerottet werden, denn sie sind sehr leicht zu beschleichen, und es wird den Indianern namentlich Sommers nicht schwer, soviele von ihnen zu erlegen, als sie nur immer wollen."

Norman gab nun eine Schilderung der verschiedenen Arten von Jagd zum Besten, mittelst deren die Indianer und Eskimos die Rennthiere verfolgen und fangen, z. B. des Eintreibens in eine Hürde oder ein Gehege, des Fangs in Schlingen, des Beschleichens in der Haut eines Caribou=Bockes sammt Geweih, wo dann die arglosen getäuschten Hinden mit Pfeilen niedergeschossen werden.

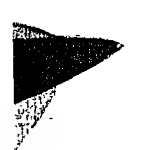
„Die seltsamste Art des Fangs aber," sagte Norman endlich, „haben doch die Eskimos; sie fangen nämlich die Caribous in einer Grubenfalle, die sie im Schnee bauen!"

„Im Schnee?" rief Franz; „ei, da wäre ich doch begierig, mir dies näher erklären zu lassen!"

„Das will ich Dir auch mit Vergnügen erläutern," sagte Norman. „Die Seiten der Falle sind von Tafeln oder Quadern von Schnee erbaut, die gerade so ausgeschnitten werden, als wenn man ein Schneehaus aus ihnen machen wollte. Eine schiefe Ebene von Schnee führt an den Eingang der Grube, die ungefähr fünf Fuß tief und groß genug ist, um mehrere Thiere aufzunehmen. Das Aeußere der Falle wird auf allen Seiten mit Schnee eingedämmt, die Seiten aber so steil gelassen, daß das Thier nur auf der geneigten Ebene, welche zum Eingange führt, heraufgelangen kann. Nun wird über die Oeffnung oder Mündung der Grube eine große Schnee= oder Eisscholle gelegt, die sich auf zwei hölzernen Achsen dreht. Diese Scholle trägt das Thier so lange, bis es die Linie der Achsen überschritten hat, wo dann sein Gewicht sie auf der einen Seite überschlagen macht und das Thier in die Grube hinunterstürzt. Die Scholle richtet sich dann von selber wieder in horizon=

tale Lage und ist bereit, ein anderes Caribou aufzunehmen. Als Köder für die Thiere dienen Moos und Flechten, die man jenseit der Falle an einer Stange in solcher Weise anbringt, daß die Rennthiere nicht dazu gelangen können, ohne über den Schnappdeckel wegzugehen. In einer solchen Falle werden oft an einem einzigen Tage mehrere Stücke Rennwild gefangen."

Norman kannte noch eine andere Art der Cariboujagd, die unter den Indianern und Eskimos üblich ist, und machte seinen Gefährten den Vorschlag, am andern Tage das große Rudel aufzusuchen, welches er versprengt hatte. Sollte es ihnen gelingen, die Thiere wieder aufzufinden, so wollte er ihnen dann zeigen, wie man es anstellen müsse, um sie zum Schusse zu bringen, und er zweifelte gar nicht, daß sie alsdann eine sehr ergiebige Jagd haben würden.



Die Uebrigen waren mit diesem Vorschlage ganz einverstanden, denn es lag ihnen daran, eine größere Anzahl dieser Thiere zu erlegen. Freilich hatten sie nun für mehrere Tage Lebensmittel im Ueberfluß, aber sie mußten sich vielleicht für Wochen und Monate noch mit genügenden Mundvorräthen versehen, denn ihr Reiseziel war noch fern. Ihrer Meinung nach konnten sie zwar den waldreicheren Landstrichen in der Nähe des Mackenzie-Flusses nicht mehr fern sein, da sie bereits mehrere Thiere angetroffen hatten, welche zur Winterszeit nur in der Nachbarschaft von Wäldern vorkommen. Allein das leistete noch keinerlei Garantie, daß sie fortan keinen Mangel mehr leiden würden, denn selbst an den Ufern des großen Stromes konnte es ihnen ja möglicherweise zeitweilig nicht gelingen, Wilpret zu erlegen. Um so weniger durften sie daher die Gelegenheit versäumen, auf das Rudel Caribous Jagd zu machen, welches Norman gesehen hatte. Sie beschlossen also, hier für einige Tage Halt zu machen, und legten sich frühzeitig schlafen, um am andern Morgen recht frisch zu sein.

Schon vor Tagesanbruch waren sie munter, denn sie wußten wohl, daß sie ein tüchtiges Tagewerk vor sich hatten, um so mehr,

als in diesen hohen Breiten, kaum drei oder vier Grade diesseit des Polarkreises*), zu dieser Jahreszeit die Tage schon sehr kurz sind. Höchst wahrscheinlich mußten sie den Fährten des Rudels mehr als eine Meile weit folgen, bevor sie sie wieder auffanden. Daher wurde rasch noch in tiefem Dunkel ein Frühstück bereitet, dann die Gewehre geladen und die Schneeschuhe untergebunden, und Basil, Franz und Norman brachen auf. Lucian sollte im Lager zurückbleiben, da man das erlegte Wildpret nicht unbewacht lassen konnte. Zwar war es schon an Bäumen aufgehangen, wo es aus dem Bereiche der Füchse und Wölfe war; aber der Luchs und der Wolverene sind tüchtige Baumkletterer und hätten es daher leicht erreichen können. Daß es Wolverene in der Gegend gab, war jedoch kaum zu bezweifeln, denn diese wilden, gefräßigen Raubthiere kommen in allen Theilen der Pelzregion vor, wo nur immer andere Thiere sind, denen sie nachstellen können. Auch Adler, Falken und Eulen hätten die gerupften Moorhühner leicht von den Bäumen herunterholen können. Franz hatte zwar vorgeschlagen, sämmtliches Wildpret im Schnee zu vergraben; aber Norman versicherte ihn, die Polarfüchse würden es dort bald wittern und in wenigen Minuten wieder ausgraben. Auch den Vorschlag, es mit Steinen zu bedecken, an denen ja hier herum kein Mangel war, wollte Norman nicht gelten lassen; der Wolverene, sagte er, besitze in seinen Vordertatzen beinahe die Stärke eines Menschen und könne die Steine leicht wieder wegwälzen, und außerdem würde dies gar keine Sicherheit gegen den großen braunen Bär gewähren, der möglicherweise ebenfalls hier herum vorkomme und nur in den Barren Grounds heimisch sei. Vor diesem gewaltigen Thiere, das vom grauen wie vom schwarzen Bären ganz verschieden sei, könne kein Steinhaufen schützen, und wäre er noch so groß. Und jedenfalls sei es also besser, wenn Einer

*) Der Polarkreis liegt bekanntlich unter 66 Grad 40 Minuten nördl. Breite.

von den Vieren selber im Lager bleibe. Zu diesem Einen gab sich Lucian um so lieber her, als er sich ja, wie wir bereits wissen, Nichts aus dem Jagen machte.

Die drei Schützen wanderten nach ihrem Aufbruch aus dem Lager nicht gerade dem Orte zu, wo Norman das Rudel am gestrigen Tage getroffen hatte, sondern schlugen einen nähern Seitenweg über die Hügel ein. Dies geschah auf Norman's Rath, welcher sich vom Winde leiten ließ, weil derselbe seit gestern nicht umgeschlagen hatte. Er wußte, daß die Rennthiere stets beim Aesen gegen den Wind laufen, und hoffte sie deshalb irgendwo in der Richtung zu treffen, aus welcher der Wind herblies. Er führte daher seine Begleiter auf einem Wege, welcher mit der Richtung des Windes einen spitzen Winkel bildete, und erwartete auf diese Weise bald auf die Fährte des Rudels zu stoßen.

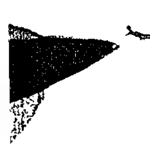
Mittlerweile war Lucian in seiner Einsamkeit nicht müssig. Er hatte das Fleisch der verschiedenen Thiere so zuzubereiten, daß man es mit möglichst wenig Beschwerde mitnehmen konnte, und dies erforderte zunächst, daß er sie abstreifte, zerwirkte und die größeren Knochen herausnahm; dann wurde das Fleisch mit einem flachen Stein möglichst zusammengeklopft und der Kälte ausgesetzt, wo es denn bald steinhart gefroren war. In diesem Zustande war es den ganzen Winter hindurch haltbar und bedurfte weder des Einsalzens, noch des Räucherns, was ein bedeutender Vortheil war. Der Wolf wurde ebenfalls abgestreift, aber nur seines schönen Pelzes wegen, denn das Fleisch beabsichtigten unsere jungen Jäger nicht zu essen, obschon sie zwei Tage vorher es für einen Leckerbissen erachtet hätten. Das Fleisch des Wolfes hat einen widerlichen Geruch und faden Geschmack, aber trotzdem wird es in diesen unwirthlichen Gegenden nicht nur von Indianern und Eskimos, sondern auch von Pelzjägern und -Händlern auf der Reise oft verspeist, und diese sind in Ermangelung anderer Nahrungsmittel froh daran. Der Her-

melin und die kleine Maus wurden ohnedem für nicht eßbar erachtet und weggeworfen. Das Fleisch des Polarfuchses und des Luchses aber steht bei den Jägern in hohem Ansehen, denn es ist weiß und beinahe so zart wie das der Hasen, von denen sie sich hauptsächlich nähren. Auch die Schneeeule, der Falke und der Adler galten für eine Bereicherung der Mundvorräthe, da ihr Fleisch ebenso gut ist, wie das der Moorhühner. Wäre es ein Fischaar oder weißköpfiger Adler gewesen, so hätte man ihn allerdings nicht essen können, denn das Fleisch dieser Vögel hat in Folge ihrer Nahrung einen widerlichen Thrangeschmack. Allein hier war keine Gefahr, daß sie einen Fischaar treffen würden, denn diese Vögel kommen nur an offenen Gewässern vor, deshalb ziehen sie alljährlich südwärts, sobald die Seeen und Flüsse der Pelzregion im Winter ihre Decke von Eis bekommen.

Allein trotz seiner ruhigen einförmigen Beschäftigung im Lager blieb Lucian nicht ganz von Abenteuern verschont. Während er seine Hühner am Feuer absengte, fiel sein Blick zufällig auf den Schatten eines Vogels, der über den Schnee hinstrich. Er schaute auf und sah einen sehr großen Vogel, beinahe von der Größe eines Adlers, der leise in weiten Kreisen durch die Lüfte zog. Er war braungefleckt, aber an seinem kurzen Halse und großen runden Kopfe erkannte Lucian auf den ersten Blick, daß der Vogel zum Eulengeschlechte gehöre. Es war jedoch die größte Eule, die Lucian je gesehen hatte, und auch die größte der in Amerika vorkommenden — die große aschgraue Eule (Strix cinerea). Hier und da ließ sich der Vogel in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten vom Lager auf einen Baum oder Fels nieder und beobachtete von da aus die Arbeit Lucian's, dem die Eule offenbar gar zu gern beim Zerlegen eines dieser Thiere geholfen haben würde. So oft Lucian seine Büchse ergriff und sich dem Vogel auf Schußweite nähern wollte, stieg er wieder in die Lüfte und hielt sich behutsam außer dem Bereich des

Gewehrs. Darob ärgerte sich Lucian, denn er wünschte als Naturforscher gar sehr, die Eule näher zu untersuchen und zu diesem Behuf zu erlegen, womit aber diese gar nicht einverstanden zu sein schien.

Endlich beschloß Lucian zu einer List seine Zuflucht zu nehmen, um die Eule innerhalb Schußweite heranzulocken. Er ergriff eines der ungerupften Hühner und warf es ungefähr dreißig Schritte weit vom Feuer in den Schnee. Kaum war dies geschehen, so vergaß die Eule, von dem appetitlichen Bissen angelockt, ihre Schüchternheit und Vorsicht, flog leise heran, schwebte eine Weile über der Stelle, packte dann das Huhn mit den Fängen und wollte gerade damit fortfliegen, als eben zu rechter Zeit eine Kugel aus Lucian's Büchse sie zwischen die Schwingen traf und verendend in den Schnee herunterwarf.



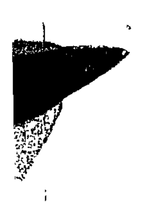
Lucian hob sie auf und trug sie nach dem Lagerfeuer, wo er sich eine Weile damit beschäftigte, Bemerkungen über ihre Größe, Farbe und andere Eigenthümlichkeiten aufzuzeichnen. Die Eule maß gerade zwei Fuß von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende und klafterte mit ausgebreiteten Schwingen volle fünf Fuß. Das Gefieder war von nelkenbrauner Farbe, wunderschön mit Weiß gefleckt, Schnabel und Augen vom schönsten Gummigutt-Gelb. Wie alle Vögel, die in den Wildnissen der Polarwelt überwintern, waren ihre Beine bis zu den Fängen herab befiedert. Lucian erinnerte sich, daß diese Eulenart mehr den Aufenthalt in den Wäldern liebt, als die große Schneeeule, und daß sie sich im Winter niemals weit draußen auf den Barren Grounds finden solle. Diese Erinnerung erfüllte Lucian mit fröhlichen Schlüssen und Gedanken, denn vorausgesetzt, daß die Thatsache richtig war — und er konnte hieran kaum zweifeln, wenn er bedachte, daß seine Gefährten ebenfalls schon mehrere Thiere erlegt hatten, welche eigentlich mehr der Waldregion angehörten, — so mußten sie nun nicht mehr ferne von irgend einer waldigen Gegend sein.

Während Lucian noch diesen erfreulichen Gedanken und Hoffnungen nachhing, ward er plötzlich durch einen Lärm erschreckt, welcher sich in geringer Entfernung von ihm erhob. Er glich einigermaßen dem fernen Gebell von großen Hunden, Hatzrüden, und er glaubte anfangs, es sei Marengo, der ein angeschossenes Caribou verbelle. Als er aber genauer hinhorchte, unterschied er, daß es viele Stimmen waren, und daß sie aus der entgegengesetzten Richtung von derjenigen kamen, welche seine Brüder mit Marengo eingeschlagen hatten. Bald bemerkte er auch, daß das Gebell eher dem von Wölfen, als dem tieftönenden eines Bluthundes glich. Bald löste sich auch das Räthsel, denn von dem Hügel, der jenseit des kleinen Sees anstieg, kam plötzlich ein Caribou im vollen Laufe heruntergerannt. Aber kaum zwanzig Schritte hinter diesem sprengte eine Meute von wenigstens zwölf großen Wölfen daher, die offenbar das Rennthier hetzten. Die meisten dieser Wölfe waren graugescheckt und weiß, einige aber auch von ganz rein weißer Farbe; jeder von ihnen war beinahe so groß, wie das Caribou selber; denn in diesen Gegenden um den großen Sklavensee herum erreicht der Wolf seine bedeutendste Größe.

Das Caribou gewann auf der Flucht den Hügel herab bald einen namhaften Vorsprung vor den Wölfen. Es lief offenbar dem See zu, weil es vermuthlich dessen dunkle Eisdecke für Wasser hielt und wußte, daß es in diesem Element einen Vortheil vor seinen Verfolgern haben würde, denn das Caribou ist ein trefflicher Schwimmer. Ueberhaupt flüchtet sich alles Rothwild, wenn es gejagt wird, in's Wasser — sei es, um die Hunde von der Fährte abzubringen oder dem Menschen zu entgehen — und das Rennthier macht keine Ausnahme von dieser Sitte.

Lucian konnte die ganze Hetze von seinem Standpunkte aus deutlich überschauen. Das Caribou lief aus Leibeskräften und schien beim Anblick des Sees neues Vertrauen gefaßt zu haben,

während derselbe Gegenstand seinen Verfolgern ein Gefühl der Entmuthigung zu bereiten schien. Sie wußten, daß sie das Caribou im Wasser nicht einholen würden, denn es mochte ihnen schon manches Rennthier schwimmend entkommen sein. Doch lassen wir es dahin gestellt, ob sie sich überhaupt mit derlei Gedanken trugen. Genug es dauerte nicht lange, so hatte das Caribou den Fuß des Hügels und den Rand des Sees erreicht und sprang vorwärts, als wollt' es sich in's Wasser stürzen; statt dessen aber berührten seine breiten Hufe mit lautem Schlag das harte Eis — es glitt aus, stürzte zusammen, raffte sich wieder, lief weiter .... Aber das Eis war glatt, und mehrmals glitt das Caribou auf seinen Hufen aus, sodaß es einigermaßen den Muth verlor und nur zaghaft weiter lief. Die Wölfe dagegen hatten nicht sobald die glatte Eisbahn betreten, so stießen sie ein halb triumphirendes Geheul und Bellen aus und beschleunigten ihren Galopp. Mit ihren scharfen Krallen liefen sie auf dem Eise weit schneller und sicherer als das Rennthier, und es währte nicht lange, so hatte der große Wolf, welcher diese Meute anführte, das verfolgte Caribou erreicht, sprang ihm an den Hals und biß es in die Brust und in die Weichen. Das Rennthier stürzte auf die Hinterläufe nieder, und nun war es zu Ende mit der Flucht, denn kaum saß es auf dem Eise, so fielen die vordersten Wölfe über das arme Thier her und begannen es in Stücke zu zerreißen.



Dies geschah ungefähr in der Mitte des Sees, kaum zweihundert Schritte von Lucian entfernt. Schon als das Caribou das Eis erreichte, hatte Lucian seine Büchse ergriffen und war demselben entgegengeeilt, um es wo möglich auf halbem Wege zu begegnen und niederzuschießen. Nun aber die Wölfe das Wild niedergerissen, wollte er sie davon verjagen, um sich des Fleisches selber zu bemächtigen. Er sprang daher auf's Eis und eilte bis auf ungefähr zwanzig Schritte auf die Wölfe zu, die an dem Rennthier herum-

zerrten. Näher wagte er sich nicht, denn nun bangte ihm erst einigermaßen um seine eigene Sicherheit. In dem Wahn, er könne sie vielleicht durch einen Schuß verjagen, zog er ohne weitere Ueberlegung seine Büchse an die Wange und feuerte. Einer der Wölfe überschlug sich auf dem Eise und lag dann beinahe ganz todt. Allein zu Lucian's großer Ueberraschung waren die übrigen Wölfe davon nicht nur gar nicht erschreckt, sondern sprangen sogleich über ihren todten Gefährten her und begannen ihn ebenso zu zerreißen und zu verzehren, wie sie mit dem Caribou gethan hatten!

Dieser Anblick erfüllte Lucian mit Schrecken, und dieser stieg zum Entsetzen, als mehrere Wölfe, die die übrigen seither von der Beute weggebissen hatten, nun Miene machten, ihn selber anzufallen. Jetzt erst bangte Lucian für seine eigene Sicherheit; er sah sich mitten im See auf dem schlüpfrigen Eis; der Versuch, nach dem Lager zurückzueilen, wäre höchst gewagt gewesen, denn die Wölfe würden ihn auf halbem Wege eingeholt und niedergerissen haben, und er ahnte, daß jede Darlegung von Furcht von seiner Seite für die wilden Bestien das Zeichen sein würde, ihn selber anzufallen.

Eine Weile war er unentschlossen, was zu thun; alsdann beeilte er sich, mit den halberstarrten Fingern seine Büchse vollends zu laden und schußfertig zu machen; aber schießen wollte er noch nicht, sondern sein Feuer für eine ernstere Krise aufsparen. Langsam zog er sich rückwärts nach dem Ufer zurück und nestelte einstweilen die Pistole aus der Halfter los, die er an der Lende trug. Gelang es ihm nun, das Ufer des Sees zu erreichen, wo Bäume standen, so konnte er sich auf einen derselben flüchten und dürfte sich dann wenigstens vor den Wölfen gerettet halten. Noch war er aber keine fünfzig Schritte weit gekommen, so nahm er mit Entsetzen wahr, daß die ganze Meute Wölfe ihm jetzt folgte. Es war ein furchtbarer Anblick, und da er bemerkte, daß er sie nur zu sich heranzog, wenn er weiter rückwärts ging, so blieb er stehen und nahm sein

Büchse schußfertig an die Schulter. Die Wölfe kamen bis auf etwa zwanzig Schritte zu ihm heran, dann aber theilten sie sich, anstatt ihn gerade anzugreifen, plötzlich in zwei Reihen, eilten zu beiden Seiten an ihm vorüber und umstellten ihn förmlich — der Rückzug war ihm abgeschnitten!

Nun stand er auf dem glatten Eise, allseitig von den Wölfen umgeben, welche einen Kreis von kaum zehn Schritten Durchmesser um ihn bildeten und mit jedem Augenblick kühner wurden — ein Anblick, der ihn mit eisigem Schauder erfüllte. Lucian stieß ein lautes Geschrei aus, aber es erschreckte die Wölfe nicht; er schoß den Führer der Meute nieder, aber die Andern wichen deshalb doch nicht, sondern wurden nur wüthender. Er nahm die Pistole und schoß sie auf einen Dritten ab; der aber ward nur verwundet und rutschte heulend aus dem Kreise, worauf einige andere über ihn herfielen und ihn in Stücke rissen. Lucian ergriff seine Büchse mit beiden Händen an der Mündung und schwang sie wie eine Keule im Kreise, alle Wölfe niederschlagend, die ihm nicht auswichen. Aber es half nur einen Augenblick, denn die Wölfe sammelten sich sogleich wieder, und er mußte befürchten, bei jeder gewaltsamen Bewegung auf dem glatten Eise auszugleiten. Wäre er gefallen, so würde er verloren gewesen sein, denn seine wilden Angreifer wären wie Tiger über ihn hergefallen. Mühsam hielt er sich die Wölfe eine halbe Viertelstunde lang vom Leibe; dann aber fühlte er seine Kräfte schwinden und gab sich verloren, obschon er noch immer verzweiflungsvoll die Büchse im Kreise schwang.

Ein solcher Kampf ist für Geist und Körper in hohem Grade erschöpfend; Lucian hätte es nur wenige Minuten noch ausgehalten. Da kam plötzlich Hilfe. Lautes Geschrei tönte vom Hügel herunter, und als Lucian hinaufblickte, sah er mehrere Menschen den Hügel nächst dem Lager heruntereilen. Es waren seine Brüder und Norman, die von ihrem Pürschgange heimkehrten. Mit neubelebter

Kraft erwehrte sich Lucian der Wölfe und suchte sich rückenfrei zu machen und nach dem Ufer zurückzuziehen. Die Wölfe in ihrer Gier hatten die Herankommenden noch nicht bemerkt; da krachten zwei, drei Schüsse, und ebensoviel Wölfe brachen zusammen; dann knallte es wieder von Büchsen und Pistolen, und die noch unversehrt gebliebenen Wölfe wichen zurück und suchten mit häßlichem Geheul das Weite. Marengo stürzte unter die verwundeten hinein, und Lucian sank, halbtodt vor Ermüdung und Ohnmacht, seinen Befreiern in die Arme.

Nicht weniger als sieben Wölfe blieben auf dem Platze, darunter die beiden, welche Lucian selbst erlegt, und derjenige, den die Anderen vollends niedergerissen hatten. Zwei weitere waren so schwer verwundet, daß ihnen Marengo noch auf der Flucht den Garaus machte.

Die drei Schützen waren mit ihrem Waidwerke äußerst zufrieden; sie hatten das Rudel Rennthiere wieder aufgefunden und drei davon erlegt, die sie eben heimbringen wollten, als sie über den Hügelkamm kommend, Lucian's Schüsse gehört und bald darauf seine Bedrängniß gesehen hatten. Da warfen sie natürlich ihr Wildpret rasch in den Schnee und eilten Lucian zu Hilfe. Nun aber kehrten sie wieder auf den Hügel zurück, schafften die Caribous in's Lager und streiften sie sogleich ab, so lange sie noch warm waren, während Lucian für eine tüchtige Mahlzeit sorgte, welche alle Ermüdung und Aufregung verscheuchte und mit großem Genuß verzehrt wurde. Lucian würzte sie noch dadurch, daß er seinen Brüdern die Abenteuer zum Besten gab, welche ihm während ihrer Abwesenheit begegnet waren.

XXIII.

Die letzte Station der Reise.

Die nächsten Tage hatten unsere vier jungen Freunde genug zu thun, um ihre Caribous vollends zu zerlegen und aus dem Fleisch und Fett derselben einen neuen Vorrath von Pemmican zu bereiten. Hierauf verfertigten sie sich noch einen kleinen Schlitten, auf welchen sie das zusammengepreßte, gefrorene Fleisch packten, und den sie abwechselnd selber ziehen wollten, und nach vier Rasttagen, während deren sie sich wieder ganz erholt hatten, brachen sie auf und setzten ihre Reise weiter fort.

Die drei nächsten Tagereisen waren sehr mühsam und beschwerlich, denn sie führten durch eine gebirgige felsige Gegend, wo sie kaum so viel Holz fanden, um sich ihre Mahlzeit dabei zu kochen, und Nachts so fürchterlich von der Kälte zu leiden hatten, wie niemals zuvor auf der ganzen Reise. Franz und Lucian erfroren ihre Gesichter, wurden aber von Norman kurirt, der sie hinderte, sich einem Feuer wieder zu nähern, bevor er ihnen die abgestorbenen Theile lange mit weichem Schnee gerieben und dann tüchtig mit Rennthiertalg eingerieben hatte.

Die Felsen, an welchen unsere Reisenden vorüber kamen, waren an manchen Stellen mit tripe de la roche (Gyrophoren) von verschiedenen Arten ganz bedeckt; allein unsere jungen Freunde wollten von diesem Nahrungsmittel Nichts wissen, so lange noch ihr Fleisch und Pemmican währte, von welch letzterem jeder eine tüchtige Ladung auf dem Rücken trug.

Im ödesten und wildesten Theile dieser Gebirge stießen unsere Pelzjäger zufälligerweise auf eine Heerde jener seltsamen Thiere, der Bisam- oder Moschus-Ochsen (musk-ox, Ovibos moschatus), und schossen einen alten Stier, aber das Fleisch roch so stark und wider-

lich moschusartig, daß sie es liegen lassen mußten, um den Wölfen, Füchsen und Raubvögeln zur Beute zu werden, und Norman tadelte Basil, daß er so vorschnell nach dem größten Thiere der Heerde geschossen habe.

„Hätten wir ein Kalb oder eine Färse erlegt, so würden wir einen trefflichen fetten Braten bekommen haben," sagte er; „die Bisamochsen sind um diese Jahreszeit ziemlich fett, denn sie werden im Sommer vom Moos und den Flechten, die sie verzehren, sehr feist. Aber alte Stiere sind ungenießbar, und wenn Dein Messer, womit Du Dein Wild aufbrachst, nicht eine ganz blanke Klinge hätte, so würde es noch Monate lang den widrigen Geruch beibehalten!"

„Schade, daß wir dies nicht früher wußten," erwiderte Basil; „aber der Anblick des Wildes, namentlich der paar Stiere, die bei der Heerde waren, regte mich mächtig auf, denn sie sahen noch wilder und fürchterlicher aus, als Büffel!"

„Das macht das braune, zottige Haar, das besonders am Bauche, an den Seiten und Hintertheilen sehr lang ist und an Hals und Brust eine noch längere und dichtere Mähne bildet als beim Büffel, obschon der Bisamochs nicht so groß ist, als jener," sagte Norman. „Aber ein sehr interessantes Thier bleibt der Moschusochse immerhin. Er ist eigentlich in den Barren Grounds heimisch, zieht aber wie das Rennthier im Mai gegen Norden, — vielleicht auch, um den Bremsen zu entgehen, und jetzt zur Winterszeit manchmal bis in die Waldregion herunter nach Süden. Seine Hauptnahrung sind Flechten und Moose. Im Winter hat er unter den Haaren dicht auf der Haut eine dicke, weiche Wolle, welche von den Frauen in unseren Forts gesponnen und zu warmen, feinen Strümpfen und Handschuhen verarbeitet wird. Er zieht meist in starken Heerden bis zu achtzig und hundert Stücken, wobei aber, wie Ihr gesehen, immer nur wenige Stiere sind, und

es hält ziemlich schwer, sie bis auf Schußweite zu beschleichen, wenn man nicht ihre Wechsel genau kennt. Zur Brunstzeit aber hütet sich sogar der erfahrene Jäger, ihnen nahe zu kommen, denn die Stiere sind alsdann verteufelt wild."

„Glaubst Du, daß wir noch einmal eine Heerde antreffen werden, Norman?" fragte Franz.

Norman zuckte die Achseln. „Es wäre möglich, daß uns im Thalgebiet des Mackenziestromes noch einige aufstießen," sagte er; „der eigentliche Winter rückt jetzt mit Macht heran, und da suchen diese Thiere gewöhnlich die dichten, waldigen Niederungen auf."

Am Abend des vierten Tages nach dem Aufbruch aus dem Lager am kleinen See erreichten die vier Pelzjäger mäßige Anhöhen, von denen aus sich ihnen eine höchst willkommene Aussicht eröffnete. Westlich von ihnen dehnte sich nämlich in der Entfernung von wenigen Meilen der Thalgrund des Mackenzienstromes aus, soweit nur der Blick nach Nord und Süden reichte, mit Wäldern von Fichten, Pappeln und anderen großen Bäumen bedeckt. Die Landschaft war allerdings winterlich, der Strom mit Eis bedeckt und die Bäume selber blattlos und bereift; allein nach der Oede und Nacktheit der Barren Grounds machte selbst dies einen angenehmen Eindruck. Und die Wonne des Gedankens, daß sie nun Holz genug haben sollten, um ihre Mahlzeit zu kochen und sich selber warm zu halten, begreift nur Derjenige, der die Strenge des Polarwinters kennt. Und überdem verspricht eine waldreiche Gegend eine reichere Ausbeute an Wild, als kahle öde Höhen. Mit namenloser Freude zogen daher unsere Jäger fürbaß und marschirten noch tief in die Nacht hinein und ruhten nicht eher, als bis sie ihr Nachtquartier im Schutze hoher Föhren am Ufer des großen Flusses aufschlagen konnten.



Am anderen Morgen ward beschlossen, ohne Säumen die Reise fortzusetzen und den Fluß als Wegweiser zu nehmen. Sie wollten

keinen „näheren Weg“ mehr einschlagen, denn sie hatten zu ihrem Schaden erfahren, daß der kürzeste Weg nicht immer der beste ist.

„Hättet Ihr nur mir gefolgt!“ sagte Lucian; „man muß immer an das alte Sprichwort denken: Wer den Weg zum Meere nicht weiß, der soll nur dem Flusse nachgehen!“

„Ja, ich war ein rechter Thor, daß ich Euch veranlaßte, meinem eigensinnigen Kopfe zu folgen,“ erwiderte Norman, als er in kurzer Entfernung vor ihnen die beiden Arme des Mackenzie sich wieder mit einander vereinigen sah. „Ich weiß nun genau, wo wir sind; ungefähr zwei Tagereisen unterhalb dem großen Handelsposten Fort Simpson. Hätten wir den gewöhnlichen Weg längs dem Mackenzieflusse eingeschlagen, so würden wir im Fort Simpson bei den Freunden meines Vaters nicht nur die freundlichste Aufnahme, Brod, Kartoffeln und weiche Federbetten gefunden haben, sondern wären ohne Zweifel auch im Stande gewesen, nach einigen Rasttagen einige Gespanne Hunde und etliche Schlitten zu entlehnen, mit welchen wir den Rest unserer Reise schnell und sicher zurückgelegt haben würden!“

„Brod, Kartoffeln, Betten?“ wiederholte Franz mit einem Seufzer, „o Du böser Norman, warum hast Du uns um diese Genüsse gebracht? Ich würde in diesem Augenblicke all' meine Felle und mein Gewehr dazu um ein tüchtiges Stück Brod und einen Teller voll gebratener Kartoffeln geben — sie erscheinen mir als die größten Leckerbissen der Welt!“

„Du hast nicht Unrecht,“ meinte Lucian; „dem Menschen, der im Schooße der Civilisation gelebt hat, dünkt Nichts unentbehrlicher, als das Brod, und auch mir wird es als ein hohes Fest erscheinen, wenn ich einmal wieder ein Stück Brod zu meinem Essen bekommen werde!“

Der folgende Tag war ein Sonntag, und da ward Rasttag gehalten; am anderen Morgen aber wanderten unsere vier jungen

Pelzjäger rüstig stromabwärts, bald auf der Höhe der Uferböschung, bald — der Abwechselung wegen — auf der Eisdecke des Stromes, die mindestens einen Fuß dick war und einen beladenen Frachtwagen sammt Pferden getragen haben würde. Da sie nun dem Polarkreis immer näher rückten und der Herbst schon weit vorgeschritten war, so wurden die Tage immer kürzer, und sie mußten daher in den Morgen- und Abendstunden noch in der Dunkelheit vorwärts wandern. Dies hinderte sie aber nicht, denn die langen Winternächte der Polarregion sind nicht so finster, wie die Winternächte in unseren südlichen Breiten, sondern meistens so klar und sternhell, daß man den kleinsten Druck lesen kann. Die schönen Sternbilder des hohen Nordens glänzten in mildem hellem Lichte am Himmel, und häufig flammte auch das zackige feurige Leuchten eines Nordlichts am Firmamente auf und erhellte die ganze Nacht.



Hier und da schossen Basil oder Norman ein Caribou, und einmal waren sie so glücklich, eine Heerde Bisamochsen zu beschleichen und ein Kalb und eine Färse zu erlegen, so daß ihnen die Mundvorräthe nicht ausgingen. Auch Franz erlegte hier und da ein paar Weidenhühner oder eine Eule. Aber Norman trieb zur Eile; je näher er der Heimath kam, desto höher stieg seine Ungeduld.

„Wir müssen Alles aufbieten, daß wir unser Reiseziel noch vor dem Beginn der langen Winternächte erreichen, die hier herum neun bis zehn Wochen, von Ende November bis Ende Januar, dauern,“ sagte er; „während dieser Zeit dürfte es uns sehr schwer werden, auch nur einen Vogel zu schießen, und wir würden Gefahr laufen, Hungers zu sterben!“

Das spornte denn auch die Anderen, und sie strengten sich nach Kräften an, um möglichst große Tagereisen zu machen. Glücklicherweise erreichten sie schon am Sonnabend nach ihrer Ankunft am Mackenzie ein Winterlager von Indianern, welche zum Stamme der Dog-ribs oder Hunderippen-Indianer gehörten, die harmlos und

friedlich gegen Weiße sind und einen gewaltigen Respekt vor den Pelzhändlern haben, mit welchen sie in fortwährendem Tauschverkehr stehen. Einige von ihnen waren schon öfters des Tauschverkehrs wegen in dem Fort gewesen, wo Norman's Vater Faktor war. Sie kannten Norman persönlich und nahmen daher ihn und seine Gefährten mit großer Zuvorkommenheit auf. Als die Rothhäute nämlich hörten, welch' weite Reise die jungen Jäger gemacht, und welche Fährlichkeiten sie dabei bestanden hatten, wurden sie von einer wahren Bewunderung für diese kühnen und männlichen Jünglinge erfüllt und mußten anerkennen, daß ihnen der Schmuck der Goldadlerfedern gebühre, womit sie ihre Mützen und Hüte verziert hatten. Die aufrichtige Verehrung, welche sie einem solchen Muthe und so seltener Ausdauer zollten, trug fast noch mehr als Norman's Familien-Verbindungen zu der auszeichnenden Aufnahme bei, welche die Rothhäute diesen vier jungen „bleichen Gesichtern" bereiteten. — Die Gastlichkeit, welche diese Indianer zu bieten hatten, war freilich eine höchst bescheidene, ja ärmliche; aber dennoch fühlten sich unsere jungen Reisenden während ihres sabbathlichen Rasttages unter diesen Rothhäuten ziemlich heimisch. Die Männer waren stämmige, starkgebaute Leute von kriegerischem Aussehen, von dunkelbrauner Hautfarbe, mit kleinen Augen, stark hervortretenden Backenknochen, niedriger Stirne, stark gebogener Nase, einem langen, breiten Kinn und ziemlich vollem Gesicht. Alle waren tättowirt mit drei bis vier gleichlaufenden, wagerechten oder schiefen schwarzen Strichen und Pünktchen auf jeder Wange, was ihnen ein ernstes, befremdliches Aussehen gab. Ihre Kleidung war ein eigenthümliches Gemisch von indianischen und civilisirten Gewändern. Die Meisten trugen ein Hemd von blauem oder dunkelgrünem grobem Wollstoff, dazu Beinkleider, Leggings (Kamaschen) und Mocassinen (indianische Schuhe) aus Rennthierfellen, mit Fransen auf den Nähten, und theilweise gestickt mit Federn oder

gefärbten Haaren. Arme und Oberleib umhüllte eine Art Jacke von Hasenfellen, und um die Schultern trugen sie einen mantelähnlichen Umwurf aus gegerbten Häuten von Caribous oder Bisamkühen, woran die Haare noch erhalten waren. Diese Mäntel dienten ihnen zugleich als Decken. Die Jäger führten meist Büchsen oder Flinten, doch waren auch Pfeil und Bogen und Speere noch unter ihnen im Gebrauch.

Das Lager bestand aus etwa vierzig Wigwams in Gestalt breiter, runder, abgestumpfter Kegel; diese Hütten waren halb in den Boden gegraben und unten mit Baumrinde und Nadelholzzweigen, oben mit Fellen gedeckt und an den Seiten beinahe mannshoch mit festgeschlagenem Schnee beworfen, um desto wärmer zu sein. Jeder Wigwam diente einer, oft auch zwei Familien zum Aufenthalt und bildete einen kreisrunden Raum von vierzehn bis fünfzehn Fuß Durchmesser, in dessen Mitte das Feuer brannte, und worin Männer, Weiber, Kinder und Hunde hausten, also an Reinlichkeit um so weniger zu denken war, als die Hütten keine Fenster hatten und ihr Bißchen Licht nur durch die kleine Oeffnung oben am Gipfel empfingen, durch welche der Rauch abzog. Statt der Thüre diente ein schmales Loch von ungefähr drei Fuß Höhe, das mit einem Felle verhangen war. Die einzigen Geräthe außer den Waffen und Fischfangs-Werkzeugen waren die Kochgeschirre und die an den Sparren aufgehängten Pemmican- und Fleischsäcke, sowie die Schlitten, welche neben den Hütten standen, und die ebenfalls an den Sparren hängenden Zuggeschirre der Hunde.

Die Weiber waren meist häßlich und schmutzig; ihre Tracht bestand in Leggings von Hasen- oder Cariboufell, in weiten Röcken von Rennthier- oder Bisamkuh-Häuten und einem Umschlagetuch von grober Wolle oder Pelzwerk.

Die Hunderippen-Indianer behandeln übrigens ihre Weiber nicht so sklavisch wie die anderen Rothhäute, sondern nehmen ihnen

die schwereren Arbeiten, wie z. B. das Fällen und Herbeischaffen des Holzes und Wassers, und die Errichtung der Wigwams, theilweise ab. Auch hat bei ihnen der Krieger selten mehr als Ein Weib, weil es ihm zuweilen schwer fällt, sogar für dieses den Unterhalt zu erschwingen. Häuptlinge haben diese Indianer nicht, sondern der beste Jäger übt über seine Gefährten eine Art Autorität aus, welche ihm von den Beamten der Pelzcompagnie übertragen wird. Diese beschenken ihn nämlich zum Zeichen seiner Würde mit einem Rocke aus dickem, grobem, rothem Friestuche, und zuweilen auch mit einem federgeschmückten Filzhute, auf die dann der so Ausgezeichnete nicht wenig stolz ist.

Mit einem derartigen verantwortlichen Stammesführer, der seine Würde aus den Händen von Norman's Vater empfangen hatte, waren nun unsere jungen Reisenden zusammengetroffen, und Mikonabbi, welcher Norman sogleich erkannte, bot Alles auf, dem Sohne des hochangesehenen Faktors gefällig zu sein. So war es denn für Norman nicht schwer, durch Mikonabbi's Vermittelung von diesen Indianern vier Schlitten und vier Gespanne Hunde zu erkaufen, unter der Bedingung, daß der Kaufpreis dafür den Verkäufern bei ihrem nächsten Besuch im Fort ausgehändigt werden sollte. Obschon nämlich die nordamerikanischen Indianer und Eskimos das Rennthier noch nicht zu zähmen und zum Schlittenziehen abzurichten gewußt haben, so haben sie doch mehrere Arten von Hunden dazu abgerichtet, und darunter namentlich eine ziemlich große Art, von der Größe des Alpenschäferhundes, der aber mehr Aehnlichkeit mit dem Spitz und ein sehr langes Haar nebst einem leichten Gewölle darunter hat, welches ihn hinlänglich vor der arktischen Kälte schützt. Für den leichten Schlitten, der nur einen einzigen Mann faßt, genügen zwei von diesen Hunden, und diese legen mit ihrem Fuhrwerk auf hartgefrorenem Schnee oder glattem Eise durchschnittlich anderthalb deutsche Meilen in der Stunde

zurück. Die Schlitten, deren sich die Indianer zur Reise bedienen, bestehen aus zwei parallelen glatten Schlittenläufen von leichtem Holz (von Birken, Kiefern oder Erlen), ungefähr fünf Fuß lang, auf welchem ein kahnähnliches Gerüste von Rinde, Flechtwerk oder dünnen Bohlen angebracht ist. In diesem sitzt der Reisende, gut in Pelz und Decken eingehüllt, den Rücken an eine Rücklehne gestützt, die bis zu den Schulterblättern heraufgeht, die Füße gegen sein Gepäcke gestemmt, das er vor sich in den Schlitten legt, und so lenkt er mit Zuruf und Peitsche die beiden vorgespannten starken, aber tückischen und diebischen Hunde, die nur heulen, aber nicht bellen können.

Es war ein unbeschreiblich wonniges Gefühl für unsere jungen Freunde, als sie an jenem Morgen die Schneeschuhe ablegen, in ihre Mäntel von Fellen und Pelzwerk eingehüllt sich behaglich in ihre Hundeschlitten setzen und, nachdem sie von Mikonabbi und seinen Kriegern Abschied genommen, so mit mehr als Pferdegeschwindigkeit über die glatte Eisbahn des Stromes hinfahren konnten! Jetzt dünkten ihnen die hundert geographischen Meilen, welche sie noch von ihrem Reiseziele trennten, nur eine Kleinigkeit. Die Reise ging sechsmal schneller und unsäglich leichter von Statten, als auf Schneeschuhen. Jeden Morgen um sechs Uhr etwa ward ein Frühstück bereitet und die Hunde gefüttert; dann ward aufgebrochen und die Fahrt ging unausgesetzt bis Mittag fort, wo man auf eine Stunde Halt machte, die Zughunde von Neuem fütterte und dann rasten ließ. Da zu diesen Ruhepunkten meist stark bewaldete Stellen des Ufers gewählt wurden, so gingen gewöhnlich Norman und Basil mit Marengo auf die Pürsch, und es gelang ihnen nicht selten, ein Stück Wild zum Schuß zu bekommen. Den Aufbruch und die Füße bekamen dann die Zughunde, und das Fleisch ward in die verschiedenen Schlitten vertheilt und mitgenommen. Einmal schossen sie wieder einen Bisamstier, der ganz den



Die Ankunft im Fort



Hunden zufiel; ein andermal einen großen braunen Wolf, den die Zughunde sogleich zur Stelle zerrissen, von dem aber Marengo keinen Bissen anrührte.

Nach dem Halt wurden dann die Hunde wieder vorgespannt und mußten fünf bis sechs Stunden in Einer Tour laufen. Dann ward das Nachtlager ausgewählt, das Zelt aufgeschlagen, Holz gefällt, die Hunde gefüttert und Abendbrod gekocht, nach dessen Genuß man sich schlafen legte, wobei Marengo die Pemmicansäcke und Fleischvorräthe vor den diebischen Zugkötern bewachen mußte. Dies gelang ihm auch, denn er hatte sich bald bei denselben in Respekt zu setzen gewußt.

Am dreizehnten Tage ihrer Schlittenreise, als eben die Sonne ungefähr eine Stunde vor Mittag über den Hügeln aufging, welche das weite Theil des Mackenzie ostwärts besäumten, stieß Norman einen Freudenruf aus. Vor ihm in einer Entfernung von wenigen Meilen erhoben sich die ziemlich steilen Höhen, auf deren einer sich dunkele Linien zeigten.

„Das Fort, das Fort!" rief er, und Thränen drangen ihm in's Auge — er hatte seine Heimath erblickt.

Anderthalb Stunden später sahen die Leute im Fort vier kleine Schlitten, deren jeder einen jungen Mann enthielt, und hinter denen ein großer stattlicher Bluthund hersprengte, gegen den Pallisadenzaun herannahen, der das Fort umgab. Ehe aber die Schlitten noch ganz das Thor erreicht hatten, eilte ihnen schon die halbe Bevölkerung des Forts entgegen: Falkensteller, Reisediener, Waldläufer und andere Beamte, Jäger und Pelzhänder kamen heraus, um die kühnen Jünglinge willkommen zu heißen, welche in solch später Jahreszeit noch diese unwirthlichen Gegenden durchreist hatten, und von denen man schon seit mehreren Monaten angenommen, daß sie in einem der südlicheren Handelsposten der Pelzcompagnie eine Unterkunft über den Winter gefunden.

Lauter Jubel begrüßte die Ankömmlinge, und eine Viertelstunde später umarmte Norman seine Geschwister und seine tiefgerührten Eltern, bei denen auch die Vettern die herzlichste Aufnahme fanden. Es war eine Stunde namenloser Freude und Glückseligkeit, in welcher alle überstandenen Gefahren, Nöthen und Mühsale schnell vergessen waren.

Einige Tage später brach die lange Winternacht an, und der arktische Winter trat mit einer Heftigkeit ein, daß die drei Brüder aus dem Süden sehr wohl begriffen, mit welchem Rechte Norman auf schleunige Beendigung der Reise gedrungen hatte. Sie fühlten, daß sie diese furchtbare Kälte und Todesstarrheit der Natur unterwegs nicht überstanden haben würden, und dankten dem lieben Gott, daß sie ihr Reiseziel so wohlbehalten und zeitig erreicht hatten.

Nun aber, da meine jungen Pelzjäger in ihrem Winterquartiere angelangt sind, schlägt für mich die Stunde, wo auch ich mich von meinen lieben jungen Lesern verabschieden muß. Ich bedaure dies, und es soll mich freuen, wenn meine jungen Leser ebenfalls bedauern, daß hier die Schilderung der Reise und Abenteuer der jungen Pelzjäger endet. Vielleicht erzähle ich meinen jungen Freunden ein ander Mal die merkwürdigen weiteren Schicksale und Erlebnisse der drei Brüder: Basil, Lucian und Franz Landi! —

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

